

Wie werden Frauen zu Mitspielerinnen im wissenschaftlichen Feld?
Frauen im akademischen Mittelbau – Biographien von Habilitandinnen

Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie (Dr. phil.)
vorgelegt der Philosophischen Fakultät III
Erziehungswissenschaften
der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

von Frau Kirsten Schröpfer geb. am 20.06.1971 in Arnstadt

Datum der Verteidigung: 14.07.2022
Gutachter 1: Prof. Dr. em. Pia Schmid
Gutachter 2: Prof. Dr. Martina Löw
Gutachter 3: Prof. Dr. Georg Breidenstein

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| Einleitung | 1 |
| Kapitel 1: Forschungsstand Frauen und Universität..... | 5 |
| I. Historischer Rückblick zur Forschung über Frauen in der Wissenschaft | 5 |
| II. Frauen und Universität | 17 |
| III. Fazit Forschungsstand..... | 22 |
| Kapitel 2: Theoretischer Bezugsrahmen..... | 24 |
| I. Pierre Bourdieu | 24 |
| Die Habitus­theorie | 25 |
| Die männliche Herrschaft | 28 |
| Habitus und Feld..... | 38 |
| Das universitäre Feld | 38 |
| Resümee: Habitus, Geschlecht und universitäres Feld zusammen denken..... | 47 |
| II. Annahmen der Biographieforschung | 51 |
| Zum Verhältnis von Biographieforschung und Frauenforschung..... | 52 |
| Biographie und Geschlecht als Konstrukt - Bettina Dausien..... | 57 |
| Biographie und Geschlecht als Konstrukt..... | 58 |
| Dausien und Bourdieu..... | 65 |
| Resümee..... | 67 |
| Bourdieu und 'Die biographische Illusion' | 69 |
| Kapitel 3: Methodisches Vorgehen | 78 |
| I. Allgemeines zu Frauenforschung und Methoden | 78 |
| II. Das narrative Interview..... | 80 |
| Erzähltheoretische Voraussetzungen | 80 |
| Zur biographischen Selbstpräsentation sowie zur Einsetzbarkeit und Weiterentwicklung des narrativen Interviews / erzählte und erlebte Lebensgeschichte..... | 81 |
| Zur Gesprächsführung und den Fähigkeiten zur Interviewdurchführung..... | 82 |
| Die Formulierung der Eingangsfrage und die Teile des narrativen Interviews | 83 |
| III. Der Forschungsprozess..... | 85 |
| Allgemeines | 85 |
| Kontaktaufnahme..... | 85 |
| Datenschutz..... | 85 |
| Auswahl | 86 |
| Verzahnung von Datenerhebung und Datenauswertung..... | 86 |
| IV. Auswertung Ebene I | 87 |
| Transkription..... | 88 |
| Transkriptionszeichen..... | 88 |
| Narrationsanalyse..... | 88 |

| | |
|---|------------|
| Schritte der Fallrekonstruktion | 89 |
| Zur Darstellung und Auswahl der Fälle..... | 92 |
| V. Auswertung Ebene II | 93 |
| Gesellschaftstheoretische Einbettung der Forschungsergebnisse in den Kontext der Bourdieuschen Theorie | 93 |
| Kapitel 4: Die Biographien | 95 |
| I. Fall 1: Petra Weiss | 95 |
| Der Interviewkontext | 95 |
| Schritt 1. Analyse der biographischen Daten..... | 96 |
| Interpretation..... | 97 |
| Strukturhypothese | 100 |
| Schritt 2. Rekonstruktion der erzählten Lebensgeschichte | 101 |
| Schritt 2 (Ebene: erzähltes Leben)..... | 102 |
| Zusammenfassung der Strukturhypothesen zum erzählten Leben von Petra Weiß..... | 109 |
| Welche Felder bieten sich aus Analyse der biographischen Daten noch an bzw. werden nicht ausgestaltet?..... | 109 |
| Latente Themen | 110 |
| Schritt 3 (Ebene: erlebtes Leben) Rekonstruktion der Fallgeschichte Frau Dr. P | 110 |
| Zusammenfassung Schritt 3 Rekonstruktion der Fallgeschichte | 120 |
| Schritt 4 (Ebene: erzähltes Leben) Feinanalyse einzelner Textstellen..... | 121 |
| Das ambivalente Verhältnis zum Vater | 122 |
| Zusammenfassung..... | 135 |
| Die Bilderbuchkarriere und die Bedeutung des Privatlebens | 136 |
| Zusammenfassung `Bilderbuchkarriere und Privatleben´..... | 149 |
| Schritt 5..... | 151 |
| Schritt 6 Typenbildung | 153 |
| II. Fall 2: Tanja Berg | 154 |
| Der Interviewkontext | 154 |
| Schritt 1 Analyse der biographischen Daten..... | 154 |
| Interpretation..... | 155 |
| Strukturhypothese | 159 |
| Schritt 2 Text- und thematische Feldanalyse | 160 |
| Das erzählte Leben - Wie präsentiert sich Frau Dr. Tanja Berg? | 161 |
| Mit dem Satz in 3/20 „So das jetzt erst mal ganz grob gefasst, so auf’s Ganze gesehen.“ endet die Haupterzählung. | 172 |
| Zusammenfassung der Strukturhypothesen zum erzählten Leben von Tanja..... | 173 |
| Schritt 3 Rekonstruktion der Fallgeschichte Das erlebte Leben | 175 |
| Auf der erlebten Ebene gibt es folgende Erlebnisstränge:..... | 193 |
| Wechsel der Darstellungsperspektive | 194 |
| Wie wäre die Differenz zwischen erlebter und erzählter Ebene zu beschreiben? | 194 |
| Schritt 6 Typenbildung | 195 |

| | |
|--|------------|
| Kapitel 5: Analyseebene II - Gesellschaftstheoretische Einbettung der Forschungsergebnisse in den Kontext der Bourdieuschen Theorie | 196 |
| I. Bourdieus Theorie und die Biographien..... | 202 |
| Petra Weiß..... | 203 |
| Tanja Berg..... | 208 |
| Tanja Berg und weitere Regeln des akademischen Feldes | 211 |
| Kapitel 6: Abschließende Betrachtung, Zusammenfassung, Ausblick..... | 213 |
| Abschließende Betrachtung und Zusammenfassung / Vergleich der beiden Fälle..... | 215 |
| Ergebnis 3 Leben in 2 Welten führt nicht zum Anerkennungshabitus | 218 |
| Literatur | 220 |
| Anhang..... | 236 |
| Danksagung | 237 |
| Eidesstattliche Erklärung..... | 238 |

Im Gedenken an Elisabeth Klara Alt

Einleitung

Ich frage in meinem Promotionsprojekt, wie Frauen zu Mitspielerinnen im akademischen Feld werden. Bekannterweise sind Frauen in universitären Studiengängen heute nicht mehr in der Minderzahl, jedoch sinkt ihr Anteil, wenn es um die nächsthöheren Qualifikationsstufen geht. Bei den Promotionen beträgt ihr Anteil 2019 45% (1999 33%), bei den Habilitationen nur noch 32% (1999 15%) und nur 26% (1999 8%) aller Professuren sind mit Frauen besetzt (Quelle GESIS 2020/Wissenschaftsrat/4/2002).

Die Idee dazu ist vor vielen Jahren auf der Grundlage verschiedener Gedankenstränge entstanden. Ich suchte im Anschluss an meine Diplomarbeit und der theoretischen Auseinandersetzung um die soziale Konstruiertheit der Zweigeschlechtlichkeit, insbesondere mit JUDITH BUTLERS `gender trouble´ (Butler 1991, Schröpfer 1997), das hierzulande eine kontroverse Diskussion ausgelöst hatte, ein Forschungsfeld, welches sowohl auf einer empirischen Datenbasis gründet als auch die Vielfältigkeit der Weiblichkeitskonstruktionen im Auge behält.

Letztendlich möchte ich einen Weg finden, am praktischen Beispiel, am Alltagshandeln zu untersuchen, wie vielfältig und variantenreich die Konstruktionen weiblicher Identitäten sind. Als zu untersuchenden Ausschnitt der `Wirklichkeit´ interessiert mich dabei die universitäre Welt und das z.B. in Lehrbüchern der Soziologie und Erziehungswissenschaft vermittelte `geschlechtsneutrale´ Wissen, was mir schon früh als Studentin Unbehagen bereitet hat und zu einer Beschäftigung mit der Frauen -und Geschlechterforschung führte.

Bei der Frage, wie Frauen zu Mitspielerinnen im akademischen Feld werden, habe ich mich zu Beginn meiner Untersuchung für die Gruppe der damals sogenannten C1 Frauen entschieden, also für Frauen, die sich im Prozess der Habilitation befinden, sich auf den Weg einer akademischen Karriere machen und sich damit auch in einem Prozess befinden, der sie zu Mitspielerinnen macht oder eventuell auch nicht. Angemerkt werden soll auch, dass mit der Einführung der Juniorprofessur 2002 und der leistungsbezogenen Bezahlung aller Hochschullehrenden diese Besoldungsgruppe abgeschafft wurde, stattdessen sind Wissenschaftlerinnen während der Habilitation jetzt meist als wissenschaftliche Mitarbeiter auf Postdoc-Stellen oder Akademische Räte auf Zeit mit der Besoldungsgruppe A 13 beschäftigt, teilweise habilitieren sich auch Juniorprofessorinnen neben ihrer Beschäftigung.

Ich verorte meine Untersuchung bei der Arbeit mit biographischen Zugangsweisen, wobei die theoretischen Zugänge der (feministischen) Biographieforschung noch eingehender erläutert werden.

Detaillierte Auskunft über Biographiekonzepte von Wissenschaftlerinnen kann m.E. nur eine Untersuchung geben, die mittels biographischer Methoden arbeitet. Hier schließt sich die eigene Untersuchung an, in dem ich narrative Interviews als Selbstkonstruktionen auffasse und sie hinsichtlich der Konstruktionen als Frau und der als Wissenschaftlerin befrage. Neben der (feministischen) Biographieforschung nutze ich als theoretischen Zugang auch Bourdieus Habituskonzept, wie ich im Theoriekapitel ausführen werde.

Die zentrale Frage, wie Frauen zu Mitspielerinnen im akademischen Feld werden, kann so dahin gehend vertieft werden, biographische Selbstkonstruktionen und Muster zu erforschen, welche auf dem akademischen Parkett als hilfreich angesehen werden können oder eben auch nicht.

Die Arbeit ist wie folgt aufgebaut:

Kapitel 1 Forschungskapitel

Es gibt zahlreiche empirische Untersuchungen und theoretische Zugänge, warum Frauen aus der Wissenschaft verschwinden, bzw. gar nicht erst vorhanden sind, welche ich im ersten Kapitel darstellen werde. Dieses zeige ich einerseits an Hand des historischen Verlaufs bzw. der zeitlichen Einordnung und andererseits mit Hilfe der verschiedenen theoretischen Zugangsweisen in diesem sehr heterogenen Feld.

Kapitel 2 Theoretischer Bezugsrahmen

Als theoretischer Hintergrund meiner Untersuchung dient mir PIERRE BOURDIEUS Vorstellung von Wissenschaft als sozialem Feld, der „gewissermaßen ein neues Fenster zur sozialen Welt aufgestoßen (hat), indem er zeigte, wie sich symbolische, `kulturelle´ Aspekte und die sogenannten `objektiven´ sozialen Verhältnisse aufeinander beziehen lassen (Krais 1997, S.8). Dabei wird das soziale Feld und damit auch das akademische Parkett als Spielfeld angesehen und die Akteure, hier die Wissenschaftler, als Spielteilnehmer. Die Spieler, die bereits im Spiel sind, legen die Regeln fest und spielfähig ist nur der, der diese beherrscht.

Dabei dient mir der `Habitus´ als Analysekategorie. Auf einer 2. Methodischen Ebene frage ich u.a. welchen Habitus die Frauen ausgebildet haben und ob es Hinweise auf einen Anerkennungshabitus der `männlichen Herrschaft´ (Bourdieu 1997) gibt. Der Habitus oder Spielsinn ist mit BOURDIEU eine im Individuum angesiedelte Instanz, die der Vermittlung von sozialen Strukturen und individuellem Handeln dient (vgl. Bourdieu 1987) und dabei den Individuen quasi zur Natur geworden ist oder auch als eine Art `tacit knowledge´ (vgl. Krais 2000b) begriffen werden kann. Bourdieu spricht auch vom Sens Practique oder praktischen

Sinn (Bourdieu 1980), der darüber bestimmt ob ein Individuum als spielfähig angesehen wird oder nicht. Zum Abschluss des Theoriekapitels streife ich kurz die Debatte um Bourdieus Aufsatz `Die Biographische Illusion`, da m.E. eine Arbeit in einem biographietheoretischen Kontext nicht daran vorbeikommt bzw. ich als Biographieforscherin¹ oder Biographieforscher einen Standpunkt dazu haben sollte, inwiefern Biographie eine Illusion ist und wenn ja warum.

Kapitel 3 Methodisches Vorgehen

Bei den methodischen Überlegungen habe ich mich für einen Zugang mit biographischen Methoden entschieden. Dabei gehe ich mit BETTINA DAUSIEN konform, dass „Biographie womöglich ein `flüssigeres Konstrukt`“, eine gesellschaftliche Konstruktion ist, der man den Prozess ihres Konstruiertwerdens noch eher anmerkt, als dem Konstrukt Geschlecht.“ (Dausien 1996, S.5)

Das alleinige Rekurren auf biographische Methoden ist jedoch noch nicht ausreichend. Ich musste eine Methode auswählen, die den Frauen Gelegenheit gibt, ihre eigene Sichtweise und eigene Relevanzsetzungen zu äußern und die nicht mit vorgegebenen Fragen davon ausgeht, die bedeutsamen Punkte dieses Lebens schon zu kennen. Genau genommen wird mit der vorherigen Festlegung, `Frauen` zu befragen auch schon festgelegt zu wissen, wer oder was eine Frau sei (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992).

Eine Methode, die dem weitestgehend Rechnung trägt, ist die des narrativen Interviews nach FRITZ SCHÜTZE (vgl. z.B. Schütze 1983). Wobei diese Methode nicht unreflektiert übernommen werden soll, sondern unter feministischer Perspektive diskutiert wird (vgl. Dausien 1994).

Ich knüpfe hier auch an die feministische Biographieforschung an, mit der Absicht, Frauenleben neu zu denken. Vielfältige Identitäten und die Möglichkeit von Zwischenräumen sollen aufgezeigt werden, wobei vorab das Verhältnis von Frauenforschung und Biographieforschung ebenfalls hinterfragt wird. Ich werte die erhobenen narrativen Interviews auf der ersten Analyseebene nach dem maßgeblich von Gabriele Rosenthal entwickelten Verfahren der biographischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 1987, 1995, 2005, 2015) aus.

¹ Ausschließlich zum Zwecke einer besseren Lesbarkeit verzichte ich auf eine geschlechtsspezifische Schreibweise. Alle personenbezogenen Formulierungen in dieser Arbeit sind im Sinne der Geschlechtergerechtigkeit daher als geschlechtsneutral anzusehen.

Kapitel 4

Die Biographien

Hier stelle ich das Analyseverfahren der biographischen Fallrekonstruktion exemplarisch an den von mir bipolar ausgewählten Fällen im Sinne einer maximalen Kontrastierung dar.

.

Kapitel 5

Analyseebene II

Auf einer zweiten Analyseebene blicke ich dann mit dem Bourdieuschen Brille auf die Interviews und frage u.a. welchen Habitus die Frauen ausgebildet haben. Zum besseren Verständnis verdeutliche ich an Hand Bourdieus `Männlicher Herrschaft` hier nochmals kurz einleitend, warum Bourdieu in Deutschland nicht unumstritten ist und die deutsche Interpretation und seine eigenen Intentionen mitunter erheblich voneinander abweichen. Auf Analyseebene II frage ich u.a., ob die Wissenschaftlerinnen einen weiblichen Anerkennungshabitus ausgebildet haben. bzw. die männliche Herrschaft anerkennen.

Kapitel 6

Zusammenfassung Fazit Ausblick

Im Schlusskapitel lasse ich mein Promotionsprojekt `Frauen im akademischen Mittelbau – Biographien von Habilitandinnen` und meine Forschungsfrage, wie Frauen zu Mitspielerinnen im akademischen Feld werden noch einmal Revue passieren und fasse nach einem abschließenden Vergleich der beiden kontrastierenden Fälle, die Ergebnisse zusammen.

Kapitel 1: Forschungsstand Frauen und Universität

Eine umfassende und Anspruch auf Vollständigkeit erhebende Darstellung der Vielzahl und Vielfalt an heute vorhandenen Forschungsergebnissen zu Frauen an Hochschulen übersteigt bei weitem den Rahmen dieser Arbeit und wäre eine lohnenswerte eigenständige Arbeit. Ich habe mich in der Darstellung für eine Zweiteilung entschieden: Zum einen skizziere ich den historischen Verlauf und zum anderen die Einteilung nach theoretischen Zugängen.

I. Historischer Rückblick zur Forschung über Frauen in der Wissenschaft

Mehrfach wurde in der Vergangenheit der Versuch unternommen, die vorliegenden umfangreichen Forschungen zu Frauen an Hochschulen zu systematisieren. Eine der ersten Einteilungen in zeitliche Phasen nimmt MONIKA KLINKHAMMER vor (Klinkhammer 1997).

KLINKHAMMER greift die Einteilung der vorhandenen Forschungsergebnisse von CORINNA ONNEN-ISEMANN auf (vgl. Onnen-Isemann 1988; vgl. auch Onnen-Isemann/Oßwald 1991), jedoch wird die dort vorgenommene Einteilung der Forschung zu Wissenschaftlerinnen in nur drei Phasen² auf vier erweitert. Dieses Vier-Phasen-Modell stellt sich als schlüssige

Kategorisierung der Vielzahl von Forschungen zum Thema Frauen in der Wissenschaft dar. Im Folgenden werde ich Forschungsergebnisse der verschiedenen Phasen erläutern und um eine fünfte Phase für den Zeitraum ab 2000 erweitern, für den der Übergang von der Frauen- zur Geschlechterforschung festzustellen ist.

²Die ersten drei Phasen decken sich mit der Einteilung von Klinkhammer. Sie verweist jedoch darauf, dass sie die zweite Phase statt wie Onnen-Isemann von Ende der 60er bis Ende der 70er Jahre, von Mitte der 60er bis Ende der 70er Jahre einordnet. Ebenso ordnet sie die dritte Phase statt wie Onnen-Isemann von Ende der 70er bis Ende der 80er Jahre nun von Mitte der 70er bis Mitte der 80er. Ab Mitte der 80er ist für Klinkhammer dann die vierte Phase erkennbar.

Phase 1 1950 -Mitte der 60er Jahre

‘Wissenschaftlerinnen’ werden zwischen 1950 und Mitte der sechziger Jahre erstmals als Forschungsgegenstand benannt. Eine bis heute viel zitierte Studie führt dabei HANS ANGER im Wintersemester 1953/54 durch. 135 Hochschullehrer und 3 Hochschullehrerinnen werden hinsichtlich ihrer Einstellung in Bezug auf Studentinnen und Dozentinnen an Hochschulen befragt (Anger 1960). Als Ergebnis der Befragung wird die grundsätzliche Anzweiflung der Eignung von Frauen für Studium und Lehre dargestellt. Frauen wird im Vergleich zu Männern Denkfähigkeit, Intelligenz und Kritikvermögen abgesprochen (Anger 1960 S. 469 ff). 1961/62 wird diese Untersuchung durch eine von PETER SCHINDLER durchgeführte Befragung von 26 Hochschullehrerinnen erweitert (Schindler 1962). Die befragten Frauen benennen besondere Schwierigkeiten, die ihnen in den Weg gelegt würden, mangelndes Interesse von Frauen für den Hochschullehrerberuf, Doppelbelastung durch Beruf und Familie und fehlende Eignung als Gründe für den minimalen Anteil von Frauen am Hochschullehrerberuf (vgl. Schindler 1962, S. 16).

In dieser ersten Phase ist also ein Vorherrschen von hochgradigen Vorurteilen gegenüber Frauen als Hochschullehrerinnen zu verzeichnen. Außerdem wird die geringe Anzahl von Untersuchungen weitgehend von Männern durchgeführt. Wie eingangs erwähnt, befasst sich CHARLOTTE LORENZ 1953 mit dem Anteil der Frauen am Lehrkörper der wissenschaftlichen Hochschulen und konstatiert für die damals insgesamt 212 weiblichen Hochschullehrkräfte:

„neben der materiellen und standesmäßigen Schlechterstellung im Lehramt, daß man die Dozentinnen bei Berufungen auf vakante Lehrstühle anderer Hochschulen nur in seltenen Ausnahmefällen berücksichtigt. So vollzieht sich der berufliche Werdegang weiblicher Lehrpersonen in betontem Unterschied zum Vorankommen der männlichen Kollegen als ausgesprochen standortgebundener Aufstieg, bei welchem die nach langer Wartezeit schließlich vollzogene Ernennung weniger als Anerkennung, sondern vielmehr als eine ‘erdiente’ Bestätigung empfunden wird.“ (Lorenz 1953a, S. 10)

Phase 2 – Mitte der 60er bis Mitte der 70er Jahre

In Abgrenzung zur ersten Phase ist hier festzustellen, dass nun nicht mehr die Außensicht auf Frauen an der Hochschule im Mittelpunkt steht, sondern das Selbstverständnis der Frauen in Bezug auf Beruf und Familie analysiert wird. So stellte z.B. INGRID SOMMERKORN³ in ihrer Dissertation fest, dass das Einstiegsalter bei Frauen im Durchschnitt 5 Jahre höher ist als

³ KRAIS geht davon aus, dass in dieser Zeit zum Teil empirische Arbeiten nicht veröffentlicht wurden oder nur als ‘graue Papiere’. Hier nennt sie die Dissertation von SOMMERKORN als Beispiel (vgl. Kraus 2000a, S. 9)

dass der Männer, dass ein hoher beruflicher Status der Eltern eine Karriere für Frauen eher möglich erscheinen lässt und dass Frauen trotz höherer Qualifikation erst später eine entsprechende Position erreichen (Sommerkorn 1967, vgl. Klinkhammer 1997). Dazu führt sie 1964 100 Interviews mit englischen Hochschullehrerinnen durch.

Die Untersuchungen dieser Phase werden in der Regel von Frauen durchgeführt (Sommerkorn 1967, Bimmer 1972, 1983). BRIGITTE BIMMER befragt 1972 in einer schriftlichen, teilstandardisierten Erhebung 222 Akademikerinnen und mit einer Wiederholungsbefragung 1976/77 434 Professorinnen und 342 wissenschaftliche Mitarbeiterinnen. Wichtigstes Ergebnis ist hier, dass Frauen seltener durch hervorragende Leistungen im Mittelpunkt stehen, da sie eine Minderheit unter den Hochschullehrern darstellen oder weil sie von männlichen Kollegen automatisch mit der Hausfrauen- und Mutterrolle in Verbindung gebracht werden und daher nicht als ihnen gleichwertige Wissenschaftlerinnen angesehen werden können (vgl. Onnen-Isemann 1988).

In dieser zweiten Phase wird erstmals intensiv begonnen, auf erste Kriterien der Diskriminierung von Frauen in der Hochschule, wie Doppelbelastung, Vorurteile gegenüber Frauen im Beruf, höhere Leistungsansprüche an Frauen u. ä. hinzuweisen (vgl. Klinkhammer 1997).

Phase 3 – Mitte der 70er bis Mitte der 80er

Diese Phase ist eindeutig durch den zunehmenden Einfluss der Neuen Frauenbewegung gekennzeichnet. Die Auflösung der Frauendiskriminierung steht im Mittelpunkt. Hier sind Erlebnisberichte so genannter 'Betroffener' angesiedelt. Hauptaugenmerk der Frauenbewegung ist ebenfalls die Bildung von Bündnissen unter Frauen. In dieser Phase treten Falldarstellungen in den Vordergrund. Eine vertiefende Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Schwerpunkten findet statt. Bei den Wissenschaftlerinnen ist in hohem Maß ein Bewusstsein für ihre Lage an den Universitäten anzutreffen. Größere empirische Untersuchungen treten hier hinter die 'Betroffenheitsdarstellungen' und die Schilderung an Hand kleiner Fallgruppen zurück.

„Das veränderte Problembewußtsein zeigt sich ebenfalls dadurch, daß sich z.B. gegen Ende der 70er Jahre die Wissenschaftlerinnen enger zusammenschlossen mit dem Ziel, weniger isoliert zu arbeiten, persönliche Erfahrungen auszutauschen und dazu beizutragen, jeweils die an ihrer Hochschule bestehenden Diskriminierungen zu beseitigen (z.B. die Arbeitskreise „Frauen als Lehrende und Forschende an Hamburger Hochschulen“,

„Wissenschaftlerinnen in Nordrhein-Westfalen“, „Wissenschaftlerinnen in Niedersachsen““ (Onnen-Isemann/Oßwald 1991, S. 20)

Geht man von der Anzahl der Veröffentlichungen aus, so erscheinen in der zweiten Phase relativ wenige, und in der dritten Phase kommt es gegen Ende der siebziger Jahre zu einem größeren Anstieg (Cassara 1978, Gummert 1980, List 1980, Hampe 1980, Adolphs 1981, Sommerkorn 1981a, 1981b und 1983, Schmarsow 1982, Feyl 1983, Wetterer 1985 und 1986, Pfister/Gries/Laps 1983, Bock/Braszeit/Schmerl 1983a und 1983b, Schmerl/Bock 1983, Meyer 1983 und 1984). Die Veröffentlichungen sind zahlreich. Zur Illustration soll auf BIRGIT MEYER zurückgegriffen werden, die den Tenor der Aussagen von Wissenschaftlerinnen über die häufigsten Diskriminierungen von Frauen zusammenfasst:

1. Frauen müssen besser sein als Männer, um überhaupt anerkannt und bei Stellen berücksichtigt zu werden.
2. Frauen werden durch das bloße Vorhandensein der Möglichkeit, Kinder zu bekommen, von wissenschaftlichen Berufsperspektiven ausgeschlossen, da ihr als selbstverständlich angenommenes Ausscheiden dann die Kontinuität der wissenschaftlichen Prozesse gefährden würde.
3. Frauen, die Wissenschaftlerin und Mutter sind, stehen unter doppeltem Anforderungsdruck, oft unter hohen persönlichen Kosten, solange die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung fortbesteht.
4. Frauen wird immer noch unterstellt, sie seien weniger zum wissenschaftlichen Arbeiten geeignet und beschäftigten sich weniger gern mit abstrakten Dingen.
5. Frauen werden aber von Männern durchaus auch als leistungsstark und dadurch bedrohlich wahrgenommen.
6. Frauen werden zweifach gemessen, einmal an ihrem Äußeren und erst an zweiter Stelle als Wissenschaftlerin. Sexuelle Belästigungen in unterschiedlichster Weise werden des Öfteren benannt.
(vgl. Meyer 1983, S. 138f.)

Als Beispiel für eine der wenigen größer angelegten empirischen Untersuchungen dieser Phase gilt die Studie von 'Frauen im Wissenschaftsbetrieb' (Bock, Braszeit, Schmerl 1983a), auf die an anderer Stelle noch eingegangen wird.

Phase 4 - Mitte der 80er Jahre bis 2000

Der hier beginnende 'Forschungsboom' (Klinkhammer 1997) ist durch den wachsenden Einfluss der Frauenforschung begründet. Frauenforschung wird 'gesellschaftsfähig'. Frauenförderung wird politisch konsolidiert. Es gibt Gleichstellungsbeauftragte, Frauenforschungsprofessuren, Maßnahmen zur Gleichstellung, Frauenförderpläne ect.⁴

Dass Frauenforschung als eigenständiger Forschungsbereich verankert wird, hat zwar die Erhöhung des Anteils von Frauen an Spitzenpositionen bislang kaum beeinflussen können, jedoch wird durch das Eindringen der Frauenforschung in alle Wissensbereiche ein Aufreißen verkrusteter Denkgewohnheiten angeregt, was langfristig auch zu einer Erhöhung des Frauenanteils beitragen kann. Für die vierte Phase gilt:

„die Parallelität von Untersuchungen mit einerseits verschiedenen theoretischen und forschungsmethodischen Ansätzen sowie andererseits weitere Differenzierungen z.B. hinsichtlich einzelner Disziplinen oder hinsichtlich Ost-West-Unterschieden. Dabei wird eine kontroverse Diskussion um den 'richtigen'- theoretischen wie methodischen Forschungsansatz geführt.“ (Klinkhammer 1997, S. 17)

Klinkhammer nimmt eine Einteilung der erschienenen Untersuchungen nach: quantitativen, qualitativen, quantitativ-qualitativen, geschlechtsvergleichenden und solchen, die nur Frauen in ihrem Sample untersuchen vor. Sie stellt dabei forschungsmethodisch einen Trend zu qualitativen Studien hin fest und vermutet als Ursache dafür den allgemeinen Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften von der quantitativen zur verstärkt qualitativen Forschung (Klinkhammer 1997). Im Folgenden werden wiederum nur einige Untersuchungen exemplarisch aufgezeigt.

Quantitative Untersuchungen in dieser Phase

MICHAEL BOCHOW und HANS JOAS führen 1987 eine Untersuchung zum Verbleib des akademischen Mittelbaus durch. An sechs Universitäten werden 2000 standardisierte Fragebögen an frühere Angehörige des Mittelbaus verschickt. Von den 1200 beantworteten Fragebögen sind 200 von Frauen. Hauptaugenmerk der Studie gilt nicht der Benachteiligung von Frauen, jedoch kommen 'nebenbei' interessante Ergebnisse zum Vorschein:

„Unsere Studie hat erbracht, daß sich Frauen bei Antritt ihrer ersten Mittelbau-Stelle seltener zutrauen, damit den ersten Schritt zum Hochschullehrer-Beruf getan zu haben. Deutlich wird auch, daß die (meist männlichen) Hochschullehrer Frauen seltener zu einer Bewerbung um eine Mittelbaustelle auffordern als Männer, wenn ihr direkter Einfluß auf die Besetzung dieser Stellen groß ist, könnte dies also für Frauen eher von Nachteil sein.“ (Bochow/Joas 1987, S. 158)

⁴ An dieser Stelle können nicht alle Veröffentlichungen, die in diesem Zusammenhang erschienen sind, aufgeführt werden. Es sei hier exemplarisch auf die Schriften der Bundeskonferenz der Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen und auf die Veröffentlichungen der Bund-Länder-Kommissionen verwiesen. Weiterhin hat Ulla Bock bereits 1996 eine Auflistung aller Frauenforschungsprofessuren veröffentlicht (Bock 1996), die sie 2015 mit der Erweiterung um Geschlechterforschungsprofessuren unter dem treffenden Titel 'Pionierarbeit' fortsetzt (Bock 2015).

Weitere Ergebnisse sind, dass Frauen häufiger zu Beginn ihrer Mittelbau-Zeit bereits promoviert haben, jedoch trotz der höheren Qualifikation die schlechteren Positionen erhalten. Frauen haben im Mittelbau eine längere Promotionsdauer und eine geringere Habilitationsquote, sind seltener Mitglied wissenschaftlicher Organisationen und nehmen weniger an Tagungen teil. Auch werden Frauen weniger beim Übergang vom Mittelbau in eine Berufstätigkeit für Stellen empfohlen oder angenommen. Die berufliche Lage der Wissenschaftlerinnen ist zum Zeitpunkt der Befragung von der der männlichen Kollegen stark unterschieden. Als stärksten Anzeiger dafür sehen die Forscher die unterschiedliche Einkommenssituation, da Frauen in den am höchsten bezahlten Stellen kaum anzutreffen sind. Festgestellt wird auch, dass das Zusammenleben mit einem nicht erwerbstätigen Partner, der für Hausarbeit und Kinderbetreuung verantwortlich ist, bei Frauen sehr selten vorkommt. Die Gleichzeitigkeit von Karriere und Elternschaft wird Frauen auch durch die ungleiche Leistungsbeurteilung in der Mittelbau-Zeit erschwert, wonach u.a. Zeiten der Kinderbetreuung nicht berücksichtigt werden.

CORINNA ONNEN-ISEMANN und URSULA OßWALD führen 1987 bis 1989 im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft (BMBW) unter Leitung von ROSEMARIE NAVE-HERZ die mehrphasige Studie 'Aufstiegsbarrieren von Frauen im Universitätsbereich' durch (Onnen-Isemann/Oßwald 1991). Sie erhoffen sich mit der Kombination von qualitativen und quantitativen Verfahren eine 'größtmögliche Erkenntnisausbeute' (vgl. Onnen-Isemann/Oßwald 1991, S. 30f.). In der qualitativen Phase werden 35 narrative Interviews mit 13 Professorinnen, 10 Professoren und 12 Frauen in Führungspositionen durchgeführt. In der auf den Ergebnissen der ersten Phase aufbauenden zweiten quantitativen Phase werden dann in einer halbstandardisierten schriftlichen Befragung alle 413 Professorinnen der damaligen BRD und 146 Professoren erfasst. Der Fragebogen wurde in einer verkürzten Fassung auch auf Englisch erstellt und an alle Professorinnen in England geschickt. Anschließend wurden die Ergebnisse aller drei Datensätze vergleichend analysiert.

Wichtige Ergebnisse sind:

- das durchschnittliche Lebensalter bei der Promotion, bei der Habilitation und bei der Erstberufung auf eine Professur ist bei den Frauen höher als bei den Männern
- es geben mehr männliche als weibliche Befragte an, von Professoren, Dozenten und /oder Kollegen unterstützt worden zu sein
- viele Frauen haben ihre Professur auf 'Umwegen' erhalten

- viele der Frauen, die es bis zur Professur geschafft haben, können nicht auf eine `normale´ Frauen - bzw. Familienbiographie zurückblicken:
 „Also: „Ehe und Aufstieg“ – so mußten wir auf Grund unserer Daten betonen, scheinen in einem konfliktträchtigen Verhältnis zu stehen. Gleiches gilt aber auch für den Zusammenhang von „Familie und Aufstieg““ (Onnen-Iseman/Oßwald 1991, S. 110)
- die Frauen, die eine Hochschulkarriere gemacht haben, haben sich in Bezug auf ihre Partnerbeziehungen dezidiert entschieden als die männlichen Kollegen: - konfliktreiche Beziehungen wurden eher gelöst oder werden als besonders unterstützend im Hinblick auf die Berufstätigkeit empfunden
- Vergleich mit familienstatistischen Daten z.B. der englischen Professorinnen zeigt, dass andere Universitätsstrukturen als die bundesdeutschen, die auf familiale Belange keine Rücksicht nähmen, mit dazu beitragen, dass mehr Frauen aufsteigen konnten, die auch gleichzeitig Familienfrauen sind.

Daher formulieren die Forscherinnen auch als Quintessenz:

„Die Forderungen nach familienfreundlicheren Universitätsstrukturen müssen – aufgrund unserer Daten – nicht nur im Hinblick auf gleiche Aufstiegschancen für Frauen gestellt werden, sondern auch aus familienpolitischer Sicht. Unsere Erhebung zeigte damit insgesamt erneut, wie stark Frauen- und Familienpolitik miteinander verknüpft sind.“ (Onnen-Iseman/Oßwald 1991, S. 112)

Qualitative Untersuchungen in dieser Phase

Aus der Vielzahl der seit Mitte der achtziger Jahre entstandenen Forschungsarbeiten, z.B. Wetterer (1989), Roloff (1989), Duka (1990), Schultz (1990), Macha und Paetzold (1992), Baus (1993), Geenen (1994), Macha (1997), habe ich diejenigen ausgewählt, welche im Forschungszusammenhang meiner Arbeit besonders relevant sind⁵.

ANGELIKA WETTERER untersucht 1983 die Plan-Losigkeit weiblicher Wissenschaftskarrieren in 63 Interviews mit Wissenschaftlerinnen, die

„in den verschiedensten Positionen und Fachbereichen der Universität Freiburg beschäftigt waren und die in ziemlich verblüffender Einhelligkeit ihren Berufsweg als einen beschreiben, der sich eben einfach so ergeben hat.“ (Wetterer 1989, S. 143)

⁵ Die genaue Darstellung bis 1997 ist bei MONIKA KLINKHAMMER zu finden (vgl. Klinkhammer 1997, S. 19f.).

Sie unterteilt die Frauen im Ergebnis in drei Gruppen: 1. Frauen, die die Spielregeln des Wissenschaftsbetriebes auch nach Jahren in der Institution nicht begriffen hätten; 2. Frauen, die die Spielregeln durchschauen und sie einhalten; 3. Frauen, die die Spielregeln durchschauen, sich davon distanzieren und nicht mehr im Feld mitspielen wollen (vgl. Wetterer 1989, S. 155 f.).

DAGMAR SCHULTZ (Schultz 1990) will in ihrer Untersuchung die Vielschichtigkeit in den Voraussetzungen und Bedingungen für eine Hochschullehrerlaufbahn von Frauen und Männern belegen und begreiflich machen (vgl. Schultz 1990, S. 3). In der mehrstufig angelegten Untersuchung werden von 1983 bis 1986 21 weibliche und 22 männliche Professoren an Hand eines Leitfadens und eines standardisierten Fragebogens einbezogen. In der Auswertung spricht sie von vier Typen, nach denen die Wissenschaftlerinnen sich in 'Zwischenwelten' einrichten: 1. die selbstbewusste Strategin; 2. die kämpferische Kritikerin mit Veränderungsansprüchen, 3. die leidende Kritikerin und 4. die leistungsorientierte, angepasste Hochschullehrerin (vgl. Schultz 1990, S. 266).

Dabei bezeichnet sie die ersten beiden als 'stabile Zwischenwelten', da sie die Ansprüche der Professorinnen, ihr Selbstverständnis als Frau zu erhalten und gleichzeitig dem männlichen Wissenschaftsbetrieb mit Selbstbewusstsein zu begegnen, verbinden würden. Demgegenüber wäre die dritte weniger stabil, da die Frauen sich den hinderlichen Aspekten ihres Berufslebens wie Diskriminierungserfahrungen, Überbelastung durch Familienleben und Ignoranz dieser Arbeitsbedingungen durch Kollegen ausliefern würden. Die vierte Variante wäre eine der bedingten Stabilität, da die Frauen sich durch übermäßige Anpassung abhängig machten, ihre Entwicklungsmöglichkeiten verminderten und die Möglichkeit der Gruppensolidarität verpassten (Schultz 1990, S. 266). In Bezug auf die Gruppe der befragten Professoren kommt Schultz zu dem Ergebnis, dass der Fakt, dass die Mehrzahl der Professoren eine Partnerin haben, die ihre Ausbildung bzw. ihren Beruf aufgegeben hat, um sich Mann und Kindern zu widmen, mit der Haltung zu Frauenförderungsplänen ineinandergreife. Fortschrittliche Einstellungen könnten somit eine Anpassung an einen gesellschaftlichen Normwandel bedeuten, die sich wieder ändere, sobald persönliche, d.h. im Fall von Frauenförderung häufig private Interessen tangiert seien oder nur den Anschein dessen erweckten (vgl. Schultz 1990, S. 285). Im Hinblick auf sinnvolle Strategien von Gleichstellungspolitik resümiert SCHULTZ: „wäre entgegen verbreiteter Ansicht zu schließen, daß eine inhaltliche Kopplung der Frauenförderung mit der Verankerung von Frauenforschung auf deutlich weniger Widerstand unter den Professoren trifft, als eine inhaltlich nicht gebundene Gleichstellungspolitik.“ (Schultz 1990, S. 285)

BARBARA DUKA (Duka 1990) stellt in ihrer Dissertation die von ihr erarbeiteten Teilergebnisse des von 1986 bis 1989 im Auftrag des BMBW durchgeführten

Forschungsprojekts „Beschäftigungsbedingungen und Aussichten von Frauen als hauptberufliches wissenschaftliches Personal an Hochschulen“ dar. Der empirische Teil ihrer Arbeit bezieht sich auf die Einzelfallanalyse von narrativen Interviews mit befristet beschäftigten und aus dem Hochschuldienst ausgeschiedenen WissenschaftlerInnen. 30 Frauen und 10 Männer werden befragt.

Im Ergebnis spricht DUKA von zwei Typen von Wissenschaftlerinnen. Bei Typ A hat die wissenschaftliche Arbeit zentrale lebensgeschichtliche Bedeutung. Bei Typ A.1 ist die Biographie ein hochschulorientierter Werdegang, und bei Typ A.2 dominieren nicht auf Hochschulkarriere orientierte Biographien. Beim von ihr bezeichneten Typ B hat wissenschaftliche Arbeit keine zentrale lebensgeschichtliche Bedeutung.

Zu den Unterschieden zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gibt sie an:

„Bei der Auswertung der Interviews und Entwicklung der Typologie wurde nicht nach Männer- und Frauenbiographien getrennt, um Festschreibungen zu vermeiden, die bei genauer Betrachtung möglicherweise keine Geschlechterunterschiede sind. So gab es unter den Interviewten sowohl Männer als auch Frauen, für die die Arbeit an einem wissenschaftlichen Thema lebensgeschichtliche Relevanz hatte oder nicht. Allerdings ist keine der Männerbiographien innerhalb des Typ A.2 und der nicht-aufstiegsorientierten Hauptvariante des Typ B repräsentiert.“ (Duka 1990, S. 219f.)

DUKA geht davon aus, dass Biographiekonzepte von Frauen, für die jedoch Stuserwerb und beruflicher Aufstieg im Vordergrund stünden, dem Weiblichkeitsbild dieser Theorie widersprechen (vgl. Duka S.220f.) und kommt in der Interviewauswertung zu dem Ergebnis:

„daß Frauen offensichtlich sehr viel mehr Sinn in ihrer Hochschultätigkeit sehen, als dies im Rahmen einer bloßen „Akkulturation“ möglich wäre.“ (Duka 1990, S. 229)

Der Werdegang von Wissenschaftlerinnen kennzeichne sich u.a. durch zwei Ambivalenzen. Zum einen sei Hochschule das `Nicht-Identische`, weil kein frauentypisches Arbeitsfeld, stifte andererseits jedoch persönliche Identität durch subjektive Bedeutung des wissenschaftlichen Themas. Weiterhin wäre Hochschule als beständiges Arbeitsfeld das `Nicht-Realistische`, veranlasse aber nur als wirklich vorgestelltes zum Tun (vgl. Duka 1990, S. 243f.).

Bilanzierend geht DUKA u.a. auch davon aus, dass eine Hochschulkarriere z.B. mit einem Biographiekonzept im Widerspruch stehen kann, in dem Erwerbstätigkeit und damit verbundene materielle Unabhängigkeit besondere Relevanz hätten, was an der Universität durch eine lange Zeit unsicherer Beschäftigungsverhältnisse nicht gewährleistet ist. Um die Zahl der Frauen an den Universitäten zu erhöhen, wird u.a. eine Aufhebung der Kurzfristigkeit beruflicher Planungsmöglichkeiten vorgeschlagen (vgl. Duka 1990, S. 245f.).

Die Studie `Zur beruflichen Sozialisation von Wissenschaftlerinnen in Ost- und Westdeutschland` ist 1993 bis 1997 an der Universität Augsburg unter der Leitung von HILDEGARD MACHA durchgeführt (Macha 1997) worden. Die Datenbasis stellen 34

biographische Interviews je zur Hälfte mit Geistes- und Naturwissenschaftlerinnen aus den alten und neuen Bundesländern dar. Ergebnisse der Studie zeigen folgende Tendenzen: Frauen nehmen im Vergleich zu Männern `Macht als Verantwortung´, statt als Herrschaft wahr. Wissenschaftlerinnen haben schon in der Kindheit eine eher unbewusste Vorstellung von ihrer Begabung, was sich in einem Gefühl der `Andersartigkeit´ äußert, dieses Sich-Fremd-Fühlen kann sich sowohl auf die Familie als auch auf die jeweilige Peergruppe beziehen.

„Diese `Andersartigkeit´ entspricht nicht den zeitgenössischen Sozialisationstheorien, die davon ausgehen, dass in dieser Phase Anpassung an die Peergruppe geleistet wird.“ (Macha 1997, S. 82)

Macha benennt hinsichtlich der beruflichen Identität der Wissenschaftlerin 3 Typen: 1. die Pionierinnen (erste Generation nach 1945, äußerliche Identifikation mit den herrschenden Karrierenormen, oft Verzicht auf Familie und Kinder zugunsten der Wissenschaft), 2. die Offensiven (unterstützen die Frauenforschung, leben in Frauennetzwerken, stellen die Strukturen des Wissenschaftsbetriebes in Frage, sind frauenpolitisch aktiv), 3. Frauen in zwei Lebenswelten (meist jüngere Wissenschaftlerinnen, leben bewusst ihre weibliche Identität in Beruf u n d Familie).

„Die Hypothese ist, dass mit den Generationen Frauen immer offensiver werden (können) in der Darstellung ihrer genuin weiblichen Fähigkeiten in der Wissenschaft und der bedeutsamen Rolle, die sie in der Wissenschaft spielen.“ (Macha 1997, S. 83)

Festgestellt wird auch, dass der Einfluss externer Förderung für Frauen sehr groß ist und die wissenschaftliche Karriere als `unbewusst gesteuerter Zufall´ erschiene. Außerdem sei der Wunsch nach einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf groß, und die Familie der Wissenschaftlerinnen trägt oft auch zu einer Vergrößerung ihres Blickwinkels bei. Im Vergleich von ostdeutschen und westdeutschen Wissenschaftlerinnen sind die Ergebnisse dahin gehend, dass Ostdeutsche die Wende oft als Krise erfuhren, `Wendekrankheiten´ werden angegeben. Jedoch ist bei den ostdeutschen Wissenschaftlerinnen die Zusammenarbeit mit männlichen Kollegen stärker ausgeprägt. Für ost- und westdeutsche Wissenschaftlerinnen gilt gleichermaßen:

„das Erleben von strukturellen und personellen Diskriminierungserfahrungen, eine fehlende Karriereplanung, das Gefühl der Andersartigkeit in der Kindheit, ganzheitliche Lebens- und Forschungsziele.“ (Macha 1997, S. 85)⁶

⁶ Zur Spezifik `Wissenschaftlerinnen in der DDR bzw. der neuen Bundesländer´: siehe u.a. Klinkhammer 1997 Miethe 2004.

Phase 5 Frauen- und Geschlechterforschung seit 2000

Die damalige Sprecherin der Sektion Frauenforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie MARTINA LÖW konstatiert die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland zu Beginn der 2000er Jahre in einigen Sätzen:

„So kommt man von den feministisch, manchmal marxistisch-feministischen women's studies der 1970er Jahre zu den empirisch geleiteteten Analysen von Lebensbedingungen von Frauen und Mädchen (die in der Mainstream-Forschung so gerne vergessen wurden) und gleichzeitig zu dem Studium der Differenz zwischen den Geschlechtern seit den 80er Jahren. In den 90er Jahren etabliert sich – ganz langsam – eine Betrachtung von Männerpraxis als vergeschlechtlichte Praxis. Sprich: die Männerstudien entstanden.“ (S. Löw 2007, S.17)

War Frauenforschung von Beginn an stets herrschaftskritisch, erfolgt nun ein Wandel. Zum einen, was die Vielzahl von theoretischen Zugangsweisen betrifft und zum anderen in der Frage, ob professionelle Forschung zugleich kritisch sein darf (vgl. u.a. Löw 2007, Hirschauer 2003). LÖW resümiert weiter, dass es generationsspezifisch unterschiedliche Einschätzungen gibt, welche Rolle Herrschaftskritik in der Geschlechterforschung spielen soll.

Vor diesem Hintergrund ist es symbolträchtig, dass sich 2003 die Sektion Frauenforschung in Sektion Frauen- und *Geschlechterforschung* in der deutschen Gesellschaft für Soziologie umbenannt hat.

„Die Frauenforschung selbst hat also mit Beginn des neuen Jahrtausends den so genannten gender-turn eingeleitet. Das Selbstverständnis ist heute, dass man mit *Frauenforschung* noch die eigene politische Vergangenheit markiert, aber faktisch Geschlechterforschung betreibt.“ (Löw 2007, S.17)

Auch in der Kommission Frauenforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften gab es um die Jahrtausendwende eine Umbenennung. Im Archiv der Website dazu heißt es:

„Im Zuge der Neugliederung der DGfE in Sektionen gab sich die Sektion auf der Mitgliederversammlung am 14.05.1999 in Berlin einen neuen Namen. Gegen die alternativen Titel „Geschlechterforschung“, „Feministische Erziehungswissenschaft“ und „Frauenforschung“ entschieden sich die Sektionsmitglieder mehrheitlich für den Titel „Frauen- und Geschlechterforschung“, wobei das Stimmverhältnis bei der Stichwahl zwischen „Frauen- und Geschlechterforschung“ und „Frauenforschung“ 18:12 betrug.“ (Website der DGfE, Sektion Frauen -und Geschlechterforschung)

Insgesamt wird Frauenforschung nun als Teilgebiet der Geschlechterforschung angesehen. Dabei sind:

„Erkenntnisse und Forschungen aus dem Wissensgebiet Geschlecht in Bewegung, zeitlich gebunden und 'situier'- Geschlechterforschung ist somit eine kritische, selbstreflexive Wissenschaft im Prozess.“ (Becker, Riegraf, Sabisch 2019, S.V-VII)

Für die Untersuchungen der 5. Phase seien hier nur stellvertretend einige Studien der letzten Jahre in Bezug auf Geschlechterungleichheiten und HochschullehrerInnen kurz vorgestellt: Die Juristin und Feministin ULRIKE SCHULTZ (Schultz et al 2018) legt mit 'De Jure und de facto' die Ergebnisse eines vom BMBF finanzierten Forschungsprojektes vor, für das ein interdisziplinäres Team aus JuristInnen, SoziologInnen, BildungsforscherInnen und PsychologInnen von 2011-2014 zusammengearbeitet hat. Es wird u.a. der Frage nachgegangen, warum es so wenige Professorinnen in der Rechtswissenschaft gibt und warum die gläserne Decke gerade hier so schwer für Frauen zu durchdringen ist.

Dabei wurden 64 problemzentrierte leitfadengestützte Interviews mit RechtswissenschaftlerInnen durchgeführt, ebenfalls wurde mit Experteninterviews und der Analyse biographischer Daten gearbeitet.

Die historische Entwicklung der spezifischen Fachkultur wird ausführlich im Theorieteil aufgezeigt und an Hand der erhobenen Daten werden im empirischen Teil Hindernisse für Frauen auf dem Weg der akademischen Karriereleiter wie unterschiedliche Leistungsbeurteilung, konservative Fachkultur und unsichere Karriereperspektiven dargestellt. Im Ergebnis werden Lösungsstrategien für die Erhöhung des Frauenanteils unter den Juraprofessoren und der Modernisierung der Rechtswissenschaften diskutiert.

INKA GREUSING beschäftigt sich in ihrer Dissertation mit der Frage nach der grundlegenden Geschlechterkultur in der ingenieurwissenschaftlichen sozialen Praxis und unter welchen Bedingungen sich diese verändern kann (vgl. Greusing 2018, S.44 f.). Dazu hat sie 6 problemzentrierte Interviews mit IngenieurInnen dahingehend analysiert, durch welche Konzepte das ingenieurwissenschaftliche Feld in seiner männlich dominierten Anlage aufrechterhalten wird. Die angebliche 'Mathematikhürde' und das Konzept der 'Ausnahmefrau' werden dekonstruiert (vgl. Greusing 2018, S. 175). Im Ergebnis der Studie wird aber auch deutlich, dass innerhalb des Feldes kein Veränderungsbedarf an den Geschlechterverhältnissen gesehen wird, so mahnt nur eine Ingenieurin eine Modernisierung an.

MARINA GINAL legt mit ihrer Dissertation eine Arbeit über Geschlechterungleichheiten in der Universitätsmedizin vor und geht der Frage nach, welchen Einfluss die Organisationskultur auf den Ausstieg von Habilitandinnen hat (Ginal 2019). Als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität München hat die Ethnologin über zwei Jahre teilnehmende Beobachtungen von Habilitationsprozessen und problemzentrierte Interviews mit Habilitandinnen durchgeführt, die sie mittels neuerer Verfahren der Grounded Theory, wie dem fokussierten Codieren oder dem Mapping auswertet. Als theoretische Zugänge dienen dabei sowohl Bourdieus Feld -und

Kapitaltheorie, um die Universitätsmedizin als durch männliche Herrschaft dominiert zu kennzeichnen (vgl. Ginal 2019, S. 115f.) und im Gegenzug dazu dekonstruktivistische Ansätze von Judith Butler, wenn es um die Frage der Veränderung der Organisationskultur geht. Im Ergebnis kommt Ginal in ihrer Analyse dazu, Hierarchie, Anerkennung von Leistung und Zeitnot als größte Hürden im Habilitationsprozess zu benennen, die massive Auswirkungen auf die Selbstkonzepte der Wissenschaftlerinnen haben, die sich 'torpediert', 'unpassend gemacht' und 'ausgebrannt' fühlen (vgl. Ginal 2019, S. 256).

Fazit und Ausblick ihrer Untersuchung überschreibt sie mit: 'Es ist Zeit!'

„Zeit, Veränderungen nicht in die Selbstoptimierung Einzelner zu verlagern, sondern einen organisationskulturellen Wandel anzustreben, der nicht nur für Frauen hilfreich ist, sondern für alle, die sich diesen 'Machtspielen' (Bourdieu) nicht unterwerfen wollen.“ (Ginal 2019, S.344)

II. Frauen und Universität

ein systematisch orientierter Forschungsbericht nach theoretischen Zugangsweisen

Aus heutiger Sicht ist prinzipiell davon auszugehen, dass es sich bei der Benachteiligung von Frauen in der Wissenschaft um eine Kumulation nachteiliger Effekte handelt (vgl. Blome et al 2013, S. 58). Dabei mangelt es jedoch nach wie vor an analytischen Modellen, um die Komplexität einer akademischen Karriere darstellen zu können. Heike Kahlert schlägt dazu ein triadisches Modell vor (vgl. Kahlert 2010; 2013, S.20).

Mit Blome et al lassen sich (Blome et al. 2013, auch tabellarisch S.55f) die verschiedenen Forschungsansätze in 6 Kernthesen zusammenfassen:

1. Zwei Kulturen Ansatz (Akkulturationsthese)

Hier wird von der These ausgegangen, dass Frauen in der ‚Männerwelt Wissenschaft‘ die Erfahrung eines Kulturschocks machen (u.a. Bock 1992, Schultz 1992). Gemeint ist, dass Frauen versuchen, in der universitären Welt, die von männlicher Kultur geprägt und daher nicht ihre ist, zurechtzukommen. Nach dieser These wäre der minimale Frauenanteil an Spitzenpositionen in der Wissenschaft auf eine Art 'Kulturschock' (vgl. Müller 1999, S. 146) zurückzuführen. Die Erfahrung der Fremdheit im akademischen Feld, das weitgehend durch männliche Professionskultur dominiert ist, erschwert Frauen den Zugang. Frauen hatten meist keine weiblichen Lehrer als Vorbilder, welche die Sozialisation in das akademische Feld erleichtern hätten können durch eine weiblich geprägte Professionskultur. Von vornherein

anders sozialisiert, als männliche Kommilitonen, denen eine Orientierung auf Beruf *und* Familie, Kinder bzw. Haushalt fremd ist, sehen sich Frauen stets damit konfrontiert, alles unter einen `Hut´ zu bringen. Meiner Einschätzung nach kann mit Bezug auf DUKA (vgl. Duka 1990) der Akkulturationsthese als Begründung für die geringe Anzahl von Hochschulfrauen widersprochen werden. Nach DUKA kann vor allem bei jüngeren Wissenschaftlerinnen davon ausgegangen werden, dass Frauen das akademische Parkett als ihr Feld betrachten, aber im fortschreitenden Qualifizierungsprozess anfangen zu zweifeln, ob die Hochschule ihnen die gleichen Karrierechancen bieten wird wie den Männern. Junge Frauen verstehen sich heute mehr denn je als eigenverantwortlich und selbständig, daher wird Erwerbstätigkeit als selbstverständlicher Bestandteil dessen angesehen. Mit einer nur unsicheren beruflichen Zukunft an der Hochschule ist für Frauen diese Selbständigkeit jedoch möglicherweise in Frage gestellt, daher wird eine gesicherte Beschäftigung außerhalb der Hochschule vorgezogen (vgl. Duka 1990, Müller 1999).

2. *Ansatz der homosozialen Kooptation*

Dieser Ansatz besagt, dass Männer auch wieder Männer fördern (u.a. Bochow/Joas 1987; Schultz 1990, 2012). Dieser Prozess erfolgt durch das Prinzip der „Selektivität nach maximaler Ähnlichkeit, insbesondere bezogen auf Geschlecht, ..., verbunden mit einem ebenfalls homosozial geprägten Bewertungsmodus von Arbeit und Leistung“ (Müller 1999, S. 147). Das heißt, `man´ bleibt gern unter sich im `old boys club´.⁷ Gremien, in denen sich Auswahlprozesse vollziehen, sind oftmals männlich besetzt. EDITH KIRSCH-AUWÄRTER spricht von „sexistischen Mustern“, die auch im universitären Sektor anzutreffen sind (Kirsch-Auwärter 1992). Wissenschaftliche Schriften von Frauen werden von Männern seltener gelesen und zitiert. Wird ein anonym Autor genannt, so wird er von der Mehrheit der Männer höher bewertet, wenn behauptet wird, der Autor sei männlich. In Berufungskommissionen werden die Schriften von Bewerberinnen grundsätzlich weniger gelobt als die von Männern (vgl. Müller 1999, S. 148)⁸. Diese Erfahrung, dass sich Aufstieg nicht an Qualifikation und Leistung, sondern an Kriterien wie Passfähigkeit und Reputation in maßgeblichen Kreisen, bindet, führt

⁷ Das dies nicht nur unbewusst geschieht, haben SIEGRID METZ-GÖCKEL und URSULA MÜLLER bereits 1986 veröffentlicht: „38% der repräsentativ befragten Männer deutschen Männer zwischen 20 und 50 Jahren beantworteten (...)die Frage, warum Frauen in höheren Positionen benachteiligt würden, mit dem Hinweis auf männliche Interessen“ (Metz-Göckel, Müller 1986, hier zitiert nach Müller und Stein-Hilbers 1996).

⁸ Siehe auch die schwedische Studie über die Benachteiligung von Frauen in Gutachterverfahren von CHRISTINE WENNERAS und AGNES WOLD (Wenneras/Wold 1997; deutsche Übersetzung Wenneras/Wold 2000).

ebenfalls zum Ausschluss von Frauen. KARIN ZIMMERMANN untersucht Passfähigkeit und Geschlecht als Kriterien für Berufungen anhand des Umbaus ostdeutscher Universitäten. Das unhinterfragt übernommene Berufungsprozedere der westdeutschen Universitäten erwies sich in diesem Zusammenhang als defizitär. Sie resümiert im Ergebnis, dass der Überhang an Männern in den Hochschulspitzenpositionen

„aus der stillschweigenden Duldung der hier offen gelegten Verhaltens-, Qualifikations- und Selektionsmuster in den Prozessen akademischer Elitenbildung“ (Zimmermann 2000, S. 206)

resultiert. Sie plädiert für einen Wandel der kulturellen Codes, allem voran der sprachlichen Regelungen, wobei man auf Begriffe wie `Frauenfrage´ und `Frauenförderung´, die eher kontraproduktiv wirkten, verzichten müsse zugunsten von innovativen Regelungen, die die staatlich geförderte Männerförderung vermindern. Zum Abbau des homosozialen Nepotismus müssen „die nur scheinbar nicht intentionalen Strategien wissenschaftspolitischen Handelns kalkuliert werden.“ (Zimmermann 2000, S. 206).

3. Ansatz der Reproduktion der Geschlechterhierarchie im Wissenschaftsalltag

Die These lautet hier: Die das Wissenschaftssystem konstituierenden sozialen Regeln und Praktiken wirken zugunsten von Männern (Wetterer 1993, 2000; Engler 2000, Beaufays 2003). Durch Mechanismen der sozialen Schließung wird die Konkurrenz durch Frauen gegenüber Männern eingedämmt. Zu begründen wäre dieses Verhalten der sozialen Undurchdringlichkeit durch die männliche Befürchtung von generellem Verlust des Ansehens und des Prestiges von Spitzenpositionen.

„Zwar haben sich die Formen, in denen dies geschieht, seit der Zulassung von Frauen zum Hochschulstudium vielfach verändert: An die Stelle expliziter kollektiver Ausschlussverfahren sind indirekte Verfahren eigener geschlechtshierarchischer Statusdistribution beim Übergang ins Beschäftigungssystem getreten.“ (Wetterer 1993, S. 8f.)

So geht z.B. WETTERER davon aus, dass sich in der Vehemenz der kollektiven Ausschließung von Frauen die Angst etablierter Professionen vor einem Status- und Prestigeverlust äußere. Diese Furcht vor den Folgen einer Öffnung gegenüber Frauen ist auch auf dem Hintergrund bürgerlicher Geschlechterideologien zu sehen (vgl. Wetterer 1993, S. 63). Sie verdeutlicht, dass es eine Illusion war anzunehmen, die Ungleichheit des Geschlechterverhältnisses sei vorrangig über eine verbesserte Qualifikation der Frauen zu beheben. Ähnlich dem `Hase und Igel Spiel´ würde offensichtlich, dass „das sozial überlegene Geschlecht, indem es stets neue Modi der Inszenierung der Geschlechterdifferenz `erfindet´, wenn ihm tradierte entzogen werden, fortwährend einen gewissen Vorsprung hat.“ (Wetterer 1993, S. 104) Als Frauen z.B. die Hürde des generellen Ausschlusses von der juristischen Profession genommen hatten, indem ihnen 1919 das Wahlrecht zuerkannt wurde,

entbrannte sogleich eine jahrelange Diskussion darüber, ob Frauen aber nur für bestimmte juristische Ämter geeignet wären. Abhandlungen über die `Eignung der Frauen´ finden sich heute in Gestalt der `geschlechtstypischen Neigungen´, die Frauen dazu veranlassen würden, bestimmte Berufe zu wählen (vgl. Wetterer 1993, S. 91f.).

Hier sind auch Studien zu verorten, die den Wissenschaftsbetrieb als soziales Feld sehen und damit die Konzepte Pierre Bourdieus nutzen (Engler 2000, Beaufays 2003, Ginal 2019). Ich werde Bourdieus Habituskonzept ebenfalls als einen theoretischen Zugang nutzen, wie im nächsten Kapitel ausgeführt wird. Nicht die Leistung zählt, sondern wer im Feld der Wissenschaft die Spielregeln beherrscht und überhaupt erst als Mitspieler anerkannt wird. So erhalten Frauen nie die gleiche Anerkennung wie Männer, da diese ihre tradierten Privilegien verteidigen.

4. *Individualpsychologische Ansätze*

Innerhalb dieses Ansatzes wird der These nachgegangen, dass Frauen weniger karriereorientiert sind als Männer. Darüber hinaus schätzen sie ihren Erfolg geringer ein und erreichen deshalb weniger (u.a. Metz-Göckel 1996, Müller 1999, Schultz 2012).

Hierunter fallen alle *Ansätze, die nach den Beteiligungsursachen* suchen, die sich auf Motivation, Selbsteinschätzung und Karriereorientierung beziehen, die in den Orientierungen und Verhaltensweisen der Frauen zu suchen wären (vgl. Müller 1999, S. 149).

Im Unterschied zu Männern, die ihre Karriere als geplant darstellen, geben Frauen an, dass sich alles ihren Wünschen entsprechend `ergeben´ habe (vgl. Wetterer 1989). Beginnend mit den neunziger Jahren wird hier ein Wandel bilanziert, wonach durch die jahrelangen Bemühungen der Frauenbewegung im öffentlichen Diskurs anerkannt wird, dass Nachteile abgebaut werden müssen und Frauen bewusster eine Hochschulkarriere planen, denn auch wenn die Untersuchungen, auf welche sich dieses Konzept bezieht, zum Teil mehrere Jahrzehnte zurückliegen, so greift doch manche Begründung bis in die Gegenwart.

„Dennoch darf nicht übersehen werden, dass solche individualpsychologischen Erklärungsansätze Frauen monokausal defizitäre Verhaltensweisen zu schreiben und damit die äußeren Bedingungen des Wissenschaftsbetriebs außer Acht lassen.“ (Blome 2013, S.59)

5. *Biographischer Ansatz*

Die These lautet hier: die weibliche Normalbiographie ist nicht mit den Anforderungen des Wissenschaftsbetriebs vereinbar (u.a. Richter 2000, Kraus 2000a, Reuter 2020).

Die wissenschaftliche Karriere ist an der männlichen Normalbiographie orientiert. Die sogenannte ‚weibliche Normalbiographie‘ ist mit dem Pensum einer wissenschaftlichen Karriere nicht vereinbar.

Wissenschaft wird als Lebensform angesehen, die eine bedingungslose Hingabe erfordert. Männer können dieser Vorstellung eher entsprechen, wenn sie nach traditionellen Rollenbildern leben. Die weibliche Normalbiographie ist auf Wissenschaft als Lebensform nicht ausgelegt, daher kommt es zu Dissonanzen mit dem Wissenschaftsbetrieb, der eine Lebensform a la ‚Wissenschaft als Beruf‘ erfordert.

Das Konzept der weiblichen Normalbiographie kann meines Erachtens nach angesichts der Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe jedoch als fragwürdig angesehen werden. Hier setzt meine Studie u.a. an, in dem an die inzwischen eher aus der Mode gekommene feministische Biographieforschung der 80er Jahre angeknüpft wird, um Vielfalt sichtbar zu machen.

6. *Stereotype und Genderbias*

Innerhalb dieses Ansatzes wird die These verfolgt, dass implizite oder explizite stereotype Einstellungen zu Frauen und Männern die Bewertung wissenschaftlicher Leistungen zum Nachteil von Frauen beeinflussen (Lind 2004, 2009; Löther 2012). Dabei wird die Bewertung der wissenschaftlichen Leistung von Frauen durch stereotype, zum Teil sexistische, Einstellungen und Wahrnehmungen negativ beeinflusst, was zu einer Demotivierung, die wissenschaftliche Karriere weiterzuverfolgen, führt.

„Mechanismen, die die Chancen von Frauen in der Wissenschaft stark beeinträchtigen, sind sexistische Bewertungsmuster in Form von stereotypen Vorannahmen und geschlechterbezogenen Verzerrungen (Gender Bias) bei der Beurteilung der Leistungen von Frauen.“ (Blome 2013, S. 63)

III. Fazit Forschungsstand

Insgesamt ist festzustellen, dass das Forschungsfeld und die vorhandenen Untersuchungen zu 'Frauen an der Hochschule' sehr heterogen ist und aktuell kaum noch zu überblicken, sowohl in quantitativer, wie auch in qualitativer Hinsicht.

Daher hat sich eine Einteilung nach historischer Entstehungsweise bzw. theoretischem Zugang als hilfreich erwiesen.

Ich verorte meine Untersuchung bei der Arbeit mit biographischen Zugangsweisen, wobei die theoretischen Zugänge der (feministischen) Biographieforschung noch eingehender erläutert werden.

Detaillierte Auskunft über Biographiekonzepte von Wissenschaftlerinnen kann m.E. nur eine Untersuchung geben, die mittels biographischer Methoden arbeitet. Hier schließt sich die eigene Untersuchung an, in dem ich narrative Interviews als Selbstkonstruktionen auffasse und sie hinsichtlich der Konstruktionen als Frau und der als Wissenschaftlerin befrage. Neben der (feministischen) Biographieforschung nutze ich als theoretischen Zugang auch Bourdieus Habituskonzept, wie ich im Theoriekapitel ausführen werde.

Die zentrale Frage, wie Frauen zu Mitspielerinnen im akademischen Feld werden, kann so dahin gehend vertieft werden, biographischen Selbstkonstruktionen und Muster zu erkennen, welche auf dem akademischen Parkett als hilfreich angesehen werden können oder eben auch nicht.

Eine Studie, die aus feministischer Sicht Biographien von Habilitandinnen explizit mit der Methode des autobiographisch-narrativen Interviews untersucht, existiert bislang nicht.

Derzeit befindet sich die Studie von Heike Kahlert und Team 'Wissenschaft als Beruf?' (Kahlert 2022, im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek bereits gelistet) im Erscheinen⁹,
¹⁰ in der 60 problemzentrierte, leitfadengestützt Interviews mit Promovierenden und

⁹ Die Daten wurden 2008 erhoben. Erste Ergebnisse wurde u.a. 2012 veröffentlicht (vgl. Kahlert 2012).

¹⁰ Siehe zum Thema 'Wissenschaft als Lebensform' u.a. auch Beate Kraus 2008.

Promovierten ausgewertet werden. Im Klappentext dazu heißt es neben der Feststellung, dass zwar empirisch belegt sei, dass Frauen nach der Promotion ihre akademische Karriere oftmals nicht fortsetzen:

„Warum weniger Frauen als Männer nach der Promotion das Karriereziel einer ordentlichen Universitätsprofessur verfolgen, ist bisher für das deutsche Hochschulwesen kaum erforscht.“
(Kahlert 2022)

Auch zur Füllung dieser Leerstelle möchte meine Untersuchung einen Beitrag leisten und damit zu mehr Geschlechtergerechtigkeit beitragen.

Kapitel 2: Theoretischer Bezugsrahmen

I. Pierre Bourdieu

Wenn ich der Frage nachgehen will, wie Frauen zu Mitspielerinnen im akademischen Feld werden, ob sich die Befragten behindert fühlen oder nicht im männlich dominierten Wissenschaftsbetrieb, benötige ich einen theoretischen Rahmen, der Macht- und Herrschaftsstrukturen der universitären Welt mitberücksichtigt. Hier bietet sich das von PIERRE BOURDIEU entwickelte theoretische Konstrukt des sozialen Feldes an, wonach Wissenschaft ein solches Feld mit eigenen Spielregeln ist. Spielfähig ist nur der, der die Regeln beherrscht. Die Spielfähigkeit oder der Spielsinn für die Regeln und die Anerkennung wird BOURDIEU zufolge über den Habitus organisiert. Die Schnittstelle von Institution und Subjekt ist der Habitus. Im sozialen Feld Wissenschaft ist nur der lebensfähig, der sich den richtigen Habitus angeeignet hat. Um die biographischen Konstruktionen in den Interviews herauszuarbeiten, liegt der Schwerpunkt der Interviewauswertung nicht auf dem sozialen Feld, sondern auf dem Habitus, den sich die jeweiligen Frauen angeeignet haben. Nur so wird es möglich, dem 'richtigen' Habitus auf die Spur zu kommen. Ich konzentriere mich hier auf die Erläuterung von BOURDIEUS Ausführungen zur Habitus-theorie, zur Vergeschlechtlichung des Habitus und zum universitären Feld.

Das Werk des französischen Soziologen PIERRE BOURDIEU (1930 - 2002) ist sehr umfangreich, es umfasst mehr als dreißig Bücher, über zweihundert Aufsätze und zahlreiche Interviews. Seine Forschungstätigkeit beginnt Ende der fünfziger Jahre, als er sich in ethnologischen Studien mit den Kabylen, einem Berberstamm in Nordalgerien beschäftigt, später werden diese Analysen auf die französische Gesellschaft ausgedehnt. In den sechziger und frühen siebziger Jahren stehen dann bildungssoziologische Untersuchungen im Vordergrund. Darauf wendet er sich kultursoziologischen und klassentheoretischen Fragestellungen zu. 1979 erscheint eines seiner großen Werke *La distinction* (dt.1982 Die feinen Unterschiede), indem er die Sozialstruktur der französischen Gesellschaft auf's genaueste analysiert. Im 1984 publizierten *Homo academicus* (dt.1988) beschäftigt er sich, wie auch in den Untersuchungen über die Unternehmer (Bourdieu/de Saint Martin 1978) und über die Bischöfe (Bourdieu/de Saint Martin 1982) mit dem Feld der Macht, hier speziell mit dem der Universität.

„Ziel der Analysen ist es, die Logik des Funktionierens eines bestimmten Feldes zu enträtseln, im konkreten Fall also des Feldes der ökonomischen Macht, wobei von dieser zwei Varianten untersucht werden, nämlich die religiöse und die universitäre Macht. Bourdieus Methode ist die Analyse der Merkmale der Positionsinhaber- denn diese sind im Wesentlichen nichts anderes als die „Personifizierung der wirklichen oder in die Struktur des Feldes eingeschriebenen Erfordernisse (Bourdieu/de Saint Martin 1978, S.7 eigene Übersetzung)“ (Krais 1989, S.59/60).

Die Bandbreite und Themenvielfalt von BOURDIEUS Arbeiten ist sehr groß. So existieren ebenfalls sprachsoziologische Analysen, philosophisch-soziologische Auseinandersetzungen mit Heidegger und Satre, sowie Aufsätze zur Rechts-, Kunst- und Sportsoziologie u.a..

In *La domination masculine* äußert er sich 1990 zum Geschlechterverhältnis (dt.1997a Die männliche Herrschaft). In seinen letzten Jahren legt er u.a. mit *Raisons pratiques* einen Umriss seiner Grundannahmen vor (dt.1998 Praktische Vernunft).

Wenn auch die angesprochene Themenvielfalt auf den ersten Blick verwirrend anmuten mag, so ist doch davon auszugehen,

„dass hinter diesem inhaltlichen Reichtum ein Ensemble von theoretischen Konstruktionen steht, die, schon in den Arbeiten der sechziger Jahre angelegt und bis zum Anfang der siebziger Jahre weitgehend ausformuliert ... einen systematisch orientierten Zugriff auf das Bourdieusche OEvre erlauben“ (Schwingel 1995, S.11).

Die Habitus Theorie

BOURDIEUS Habituskonzept¹¹ hat sich, wie auch seine anderen theoretischen Konstrukte, aus empirischen Forschungsfragen heraus entwickelt und wird mit unterschiedlichem Fokus in seinen Studien thematisiert.

Die Intention, die BOURDIEU mit dem Habitusbegriff¹² verfolgt

„besteht (darin), den Bruch mit jener intellektualistischen ... Philosophie des Handelns zu betonen, für die vor allem die *Rational Action Theory*, also die Theorie des *homo oeconomicus* als eines rational Handelnden steht, ...“ (Bourdieu 1996, S.153).

Dagegen setzt er eine Theorie der Praxis, welche für ihn das Ergebnis eines Praxis-Sinns (vgl. Bourdieu 1980 `le sens pratique`) darstellt. Dieser Sinn ist bei ihm der Habitus. Das heißt, dass die Individuen die Praxis nicht nur durch rational bestimmtes Handeln über bewusste frei getroffene Entscheidungen schaffen, sondern er erklärt das Funktionieren der Praxis durch den

¹¹ Zur Entwicklung des Habitusbegriffs sei auf folgende Veröffentlichungen verwiesen: Bourdieu 1970,1976, 1987a,1992 (siehe auch die ausführliche Auflistung dazu in: Bourdieu 1996, S.152f.).

¹² Eine ausführliche Darstellung u.a. zum Habitusbegriff unter weitreichender Einbeziehung relevanter Primärliteratur hat z.B. PETER SCHWINGEL früh vorgelegt (Schwingel 1995).

Habitus. Dabei sucht er einen Mittelweg zwischen dem Objektivismus, der das Handeln ohne die Akteure betrachtet und dem Subjektivismus, der die Akteure und ihre freien Entscheidungen in den Mittelpunkt stellt. Habitus wird gedacht

„als ein sozial konstituiertes System von strukturierten und strukturierenden Dispositionen, das durch Praxis erworben wird und konstant auf praktische Funktionen ausgerichtet ist“ (Bourdieu 1996, S.154)

Als Dispositionen des Habitus werden Wahrnehmungs -, Denk –und Handlungsschemata benannt:

1. die Wahrnehmungsschemata gliedern die Alltagswahrnehmung der sozialen Welt
2. zu den Denkschemata gehören:
 - die sogenannten Alltagstheorien und die Klassifikationsmuster mit denen soziale Welt strukturiert und gedeutet wird
 - die ethischen Normen mit denen gesellschaftliche Handlungen beurteilt werden
 - die ästhetischen Maßstäbe oder der `Geschmack`
3. die Handlungsschemata erzeugen die Praktiken der Akteure

(vgl. Schwingel 1995, S.56)

Die verschiedenen Schemata existieren in der Praxis jedoch immer zusammen und sind „nur höchst bruchstückhaft dem Bewusstsein zugänglich“ (Bourdieu 1987b, S.283). Das hier angesprochene Unbewusste ist aber nicht im psychoanalytischen Sinn zu verstehen, sondern der Habitus als Produkt der Geschichte ist uns in seinem Gewordensein oder seiner Entwicklung als solcher nicht mehr zugänglich (vgl. Schwingel 1995, S.57). Dabei sind die Dispositionen des Habitus die Grundlage des praktischen Sinns. Für BOURDIEU stellt der praktische Sinn (‘le sens pratique’) die in motorischen Schemata und automatischen Körperreaktionen transformierten Erfordernisse der Gesellschaft dar. Der praktische Sinn

„sorgt dafür, dass Praktiken in dem, was an ihnen dem Auge der Erzeuger verborgen bleibt, und eben über das einzelne Subjekt hinausreichenden Grundlagen ihrer Erzeugung verrät, *sinnvoll*, d.h. mit Alltagsverstand ausgestattet sind. Weil die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun, hat ihr Tun mehr Sinn, als sie selber wissen.“ (Bourdieu 1987a, S.127)

Der praktische Sinn schlägt sich für BOURDIEU auch im Körper nieder. Nicht nur Denken und Sprache sind durch den Habitus geprägt, sondern auch die Bewegung des Körpers und seine Haltung, was in der `körperliche Hexis` (vgl. Bourdieu 1987a, S.129) zum Ausdruck kommt. Wenn er davon spricht, dass wir das, was der Leib gelernt hat, nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen besitzen, sondern eben dieses sind (vgl. Bourdieu 1987a,

S.135),¹³ führt er das auch am Männlichen und Weiblichen aus. Für ihn verwirklicht sich der Unterschied zwischen beiden auch in der Körperhaltung. Er spricht vom Gegensatz zwischen dem Geraden und dem Krummen.

„Männliches streben nach oben gegen weibliche Bewegung nach unten, Geradheit gegen Biegsamkeit, Wille zum Obenaufsein gegen Unterwerfung, diese grundlegenden Gegensätze der Gesellschaftsordnung zwischen Herrschenden und Beherrschten, sind stets geschlechtlich überdeterminiert“ (Bourdieu 1987a, S.133)

Letztlich heißt das, dass es einen geschlechtsspezifischen weiblichen bzw. männlichen Habitus gibt, der als wesentlich bei der Erklärung des Funktionierens von Machtstrukturen anzusehen ist. Nimmt man die formulierte `Überdeterminierung des Geschlechtlichen´ wörtlich, muss Habitus immer zuerst in Bezug zur Kategorie Geschlecht gesehen werden. Bedenkt man ebenso, dass BOURDIEU den Habitus des Subjekts als durch klassenspezifische Elemente geprägt beschreibt, ist einerseits von einem Klassenhabitus und andererseits von einer Vergeschlechtlichung des Habitus auszugehen.

Wenn Habitus also einerseits durch die Position oder soziale Klasse, die das Individuum innerhalb der Struktur der Gesellschaft einnimmt und andererseits durch Geschlecht bestimmt wird, muss ich der Frage nach der Vergeschlechtlichung des Habitus nachgehen, dazu dient in erster Linie Bourdieus Begriff der `männlichen Herrschaft´, den er in seinem Spätwerk entwickelt, überarbeitet und weiter ausbaut. Die erste Version erschien in Aufsatzform 1990 (dt. Bourdieu 1997a). Die Buchfassung erschien 1998 und 2005 posthum die deutsche Übersetzung. Zur Entwicklung dieses soziologischen Konzepts äußert er sich in einem Interview:

„Und wenn ich dazu gebracht wurde, mich explizit damit auseinanderzusetzen, dann deshalb, weil ich mit der feministischen Literatur bekannt wurde und den Eindruck hatte, ich könnte hierzu etwas beitragen. Ich hatte den Eindruck, daß die Idee der symbolischen Gewalt etwas war, das in der theoretischen Begründung der feministischen Kritik noch fehlte.“ (Bourdieu 1997c, S. 218)

Dabei bescheinigt er der feministischen Kritik und ihren zahlreichen empirischen Arbeiten einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung der Sozialwissenschaften. Dennoch fehlt es dem Feminismus seiner Meinung nach bis dato an einer `systematischen und kohärenten theoretischen Konstruktion´ zur Begründung der Empirie (vgl. ebd.).

Dieser Anspruch ist in der Frauen- und Geschlechterforschung nicht unwidersprochen geblieben und unter französischen Feministinnen anfangs auf heftige Ablehnung gestoßen, später dann etwas gelassener aufgenommen worden (vgl. Dölling 2009, S. 177). In

¹³ Zur Frage des WIE der Inkorporierung sozialer Ordnung in den Körper (die bei Bourdieu unbeantwortet bleibt) entwirft ULLE JÄGER (Jäger 2004) eine Theorie „wie der Körper als sozialwissenschaftlicher Gegenstand begrifflich und konzeptionell in der Gleichzeitigkeit von (diskursivem) Körperwissen einerseits und gelebter (leiblicher) Erfahrung andererseits gedacht werden kann.“ (Jäger 2004, S.11).

Deutschland werden Bourdieus Texte zwar ebenfalls kontrovers diskutiert, es geht aber hier verstärkt auch immer um eine Fruchtbarmachung für die eigene theoretische und empirische Arbeit (vgl. z.B. Engler 1993, 2001, 2004; Dölling 2004, 2009; Kraus 1993, 1997, 2006, 2011 Meuser 1998; Jäger, König, Maihofer 2013).

Die männliche Herrschaft

Wenn ich die Biographien von Wissenschaftlerinnen mittels des BOURDIEUSCHEN Habitusbegriff analysieren will, ist es hilfreich, BOURDIEUS Vorstellungen vom geschlechtlichen Habitus genauer zu untersuchen. Da Habitus jedoch auch nicht losgelöst vom Feld, hier dem der Universität, betrachtet werden kann, muss nach einer Darstellung von BOURDIEUS Vorstellung zum universitären Feld ein Zusammendenken von Habitus, Geschlecht und Universität erfolgen.

Eine Untersuchung zu Frauen an der Universität könnte sich auch dem fachspezifischen Habitus, der die Frauen unterscheidet, widmen. Da es mir aber mehr um die Suche nach den Gemeinsamkeiten in den Biographien der Habilitandinnen geht, die sie im Feld Wissenschaft bestehen lassen, konzentriere ich mich mehr auf allgemeine Habitusdispositionen als Wissenschaftlerin, als auf spezifische Dispositionen als Physikerin, Chemikerin, Soziologin etc. Begründen lässt sich das m.E. Auffassung nach damit, dass die wie BOURDIEU sagt 'männliche Herrschaft', hier am Beispiel der Wissenschaft untersucht, keine fachspezifische ist, wobei der Frauenanteil in den Fächern natürlich differiert, letztlich ist die Universität immer noch eine Domäne männlicher Herrschaft. Männliche Herrschaft schlägt sich bei BOURDIEU vor allem in symbolischer Gewalt nieder. Er untersucht das¹⁴ an Hand der symbolischen Machtverhältnisse der Kabylen und nutzt hier den Umweg der ethnologischen Beschreibung, um wie er sagt dem Teufelskreis zu entrinnen, indem wir, ohne es zu wissen, die unbewussten (männlichen) Kategorien zu Instrumenten der Analyse machen, die ihrerseits jedoch selbst von der männlichen Herrschaft produziert würden (vgl. Bourdieu 1997b, S.90). Männliche Herrschaft wird als so tief verwurzelt angesehen, dass sie keiner Rechtfertigung mehr bedarf.

„Die herrschende Sicht(weise) der Geschlechtertrennung drückt sich in Diskursen wie den Redensarten, den Sprichwörtern, den Rätseln, den Liedern, denn Gedichten ... aus. Aber sie kommt genauso gut in technischen Gegenständen oder Praktiken zum Ausdruck: beispielsweise in der Struktur des Raumes.“ (Bourdieu 1997a, S.159)

¹⁴ An anderer Stelle sagt er über diese Analyse: „Heute ist es nötig, das Risiko einzugehen, die bestehenden Geschlechterverhältnisse scheinbar zu rechtfertigen, durch den Nachweis, wie Frauen, so wie sie durch die soziale Welt als geschlechtliche Wesen konstituiert wurden, zur Herrschaft über sich beitragen können.“ (Bourdieu 1997b).

Die männliche Dominanz drückt sich mit BOURDIEU ebenso in den Praktiken der Körpertechniken, den Haltungen, Verhaltensweisen und dem Auftreten aus. Den in der Alltagssprache benutzten Begriff von der `Natur der Dinge´ erklärt er damit, dass die erwähnten Praktiken ihre Natürlichkeit erst über die Objektivierung in der sozialen Welt erhalten haben, in dem sie in die Habitus eingegangen sind. Damit werden innere Erwartungen dann mit dem äußeren Lauf der Welt erklärt.

BOURDIEU spricht davon, dass die Erfahrung, dass der Habitus an das Feld angepasst ist, letztlich

„die uneingeschränkte Form von Anerkennung der Legitimität (ist): sie fasst die soziale Welt und ihre willkürlichen Einteilungen, angefangen bei der gesellschaftlich konstruierten Einteilung der Geschlechter, als natürlich gegeben, evident und unabwendbar auf.“ (Bourdieu 1997a, S.159) BOURDIEU geht davon aus, dass gerade die Universalität der männlichen Dominanz jedoch diese Entnaturalisierung ausschließt und jenes aus dem Grund, weil das `Natürliche´ dann als geschichtlich instituiert oder als im Gesetz verankert enttarnt würde. Gleiches gilt dann auch für die

„Institution von zwei unterschiedlichen `Naturen´, d.h. von zwei Systemen naturalisierter sozialer Unterschiede. Beide sind gleichermaßen in die körperliche *hexis* – in Form von zwei entgegengesetzten und komplementären Klassen von Körperhaltungen, Gangarten, Weisen des Auftretens, Gesten usw. – und in die Köpfe eingelassen.“ (Bourdieu 1997a, S.162)

So nehmen wir Gegensätze wahr, die wiederum auf `natürliche´ Unterschiede passen.

Die symbolische Gewalt als Grundlage der männlichen Herrschaft übt eine Art Zwang aus, indem die Beherrschten den Herrschenden eine gewisse Anerkennung zollen. Er begründet das damit, dass die Beherrschten über keine anderen Werkzeuge der Erkenntnis verfügen, als die Herrschenden.

„Alle Macht hat eine symbolische Dimension: Sie muß von den Beherrschten eine Form von Zustimmung erhalten, die nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewusstseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper.“ (Bourdieu 1997a, S.165)

Der Habitus, den die Beherrschten sich angeeignet haben ist dann ein Produkt der Machtbeziehung.

Wenn BOURDIEU nach den sozialen Bedingungen der Entstehung des Habitus fragt, wird auf die Geschichtlichkeit des Habitus rekurriert. Diese uns nicht mehr bewusste Entstehung betrifft auch die Vergeschlechtlichung des Habitus. Dies geschieht, indem der Habitus keine geschlechtsneutralen Konstrukte der Welt erzeugt, sondern immer vergeschlechtlichte.

„Durch eine permanente Formierungs-, eine Bildungsarbeit, konstruiert die soziale Welt den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit und in eins als Speicher von vergeschlechtlichten Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, die wiederum auf den Körper in seiner biologischen Realität angewendet werden.

Die soziale Welt behandelt den Körper wie eine Gedächtnisstütze.“ (Bourdieu 1997a, S.167)

Demnach gehen soziale Werte und Normen in Form von Gegensätzen in den Körper ein. Für BOURDIEU ist diese Einprägung von Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsdispositionen eine Art 'Programm', das die soziale Welt in die Körper ihrer Subjekte einmeißelt. Die Strukturierung des Habitus durch das Feld und die strukturierende Funktion für das Feld, kann so auch als vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend beschrieben werden. Dieses Programm wirkt nach BOURDIEU wie eine (zweite, kultivierte) Natur mit der Gewalt des (sozial konstruierten) Triebes. Jenes sogenannte Programm ist als ein naturalisiertes gesellschaftliches zu beschreiben, wodurch biologische Geschlechter entsprechend der Weltansicht entworfen oder konstruiert werden (vgl. Bourdieu 1997a, S.168). Das geschieht nach „Prinzipien, die wiederum das Produkt der willkürlichen Beziehung der Herrschaft der Männer über die Frauen sind, die als die fundamentale Struktur der sozialen Ordnung in die Realität der Welt eingeschrieben ist.“ (Bourdieu 1997a, S.169)

Der eigentlich gesellschaftlich konstruierte Unterschied zwischen den Geschlechtern kann so den biologischen Unterschied zwischen männlich und weiblich als unwiderlegbares Fundament erscheinen lassen. Angemerkt werden muss hier, dass aber gerade in der Biologie das Merkmal zur eindeutigen Abgrenzung der Geschlechter gegeneinander nicht existiert.

„Gerade die Biologie mit exakten, naturwissenschaftlichen Methoden zeigt uns, wie vielfältig die Erscheinungsformen weiblicher und männlicher Individuen und wie fließend die Übergänge Frau und Mann sind.“ (Christiansen 1995, S.13)

Auch BOURDIEU geht im Übrigen davon aus, dass der anatomische Unterschied der Sexualorgane in gewissen Grenzen für mehrere Konstruktionsarten zugänglich ist:

„Dadurch lässt sie (*die soziale Ordnung*, Einf. d. Verf.) den biologischen Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Körper und besonders den anatomischen Unterschied zwischen den Sexualorganen, der wie jedes andere Ding in der Welt auch, für mehrerer Konstruktionsarten (in bestimmten Grenzen) offen ist, als unanfechtbare Rechtfertigung des gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern *erscheinen*.“ Bourdieu 1997a, S.169.

Dieser Sexismus ist nach BOURDIEU ein Essentialismus, genau wie der ethnische oder der der Klasse. Er ist ebenso als willkürliches Ergebnis der Geschichte zu sehen, indem seit Urzeiten an der 'Vergesellschaftung des Biologischen' und der 'Biologisierung der Gesellschaft' gearbeitet wird. Daraus ergibt sich, dass Ursache und Wirkung verdreht werden. Aus einer naturalisierten gesellschaftlichen Konstruktion wird die natürliche Erklärung für die willkürliche Ansicht von Natur. Diese willkürliche Festsetzung dessen, was Natur ist, bildet bei BOURDIEU die Basis dessen, was als Wirklichkeit bzw. als Annahme von dieser gilt.

Wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse als männlich dominiert beschrieben werden können, dann ist der Habitus der Subjekte ebenfalls von diesem Herrschaftsverhältnis geprägt und damit ebenso der Körper. Insofern die Strukturen des Habitus soziale Identität herstellen, ist hier auch

die Grenze zwischen Herrschenden und Beherrschten zu suchen. Dabei wird durch den Habitus bzw. den Körper Anerkennung bzw. Ausübung von Herrschaft vermittelt.

„Dieses vom Körper vermittelte Wissen bringt die Beherrschten dazu, an ihrer eigenen Unterdrückung mitzuwirken, indem sie, jenseits jeder bewussten Entscheidung und jedes willentlichen Beschlusses, die ihnen aufgelegten Grenzen stillschweigend akzeptieren oder gar durch ihre Praxis die in der Rechtsordnung bereits aufgehobenen produzieren und reproduzieren.“ (Bourdieu 1997a, S.170)

Mit BOURDIEU ist davon auszugehen, dass es nutzlos ist, die Beherrschten bzw. für ihn die Opfer der symbolischen Gewalt per Erlass oder Gesetz zu befreien, da sich die Strukturen des Habitus der Unterlegenen so verfestigt haben, dass bei Wegfall von äußeren Zwängen dann eine Art `Selbstausschluss´ an die Stelle des `ausdrücklichen Ausschlusses´ tritt.

Seine Annahme eines Klassenhabitus lässt sich auf die männliche Herrschaft insofern übertragen, dass jeweils die Herrschenden und die Beherrschten Grunderfahrungen miteinander teilen. Demnach müssten alle Frauen Erfahrungen der symbolischen Gewalt, über die sich männliche Herrschaft manifestiert, gemacht haben, um zur Klasse der Beherrschten zu gehören. Wenn man jedoch die Kategorie Geschlecht nicht nur entweder der herrschenden oder der beherrschten Klasse zuordnet, sondern weiter ausdifferenziert, wie BOURDIEU das allerdings nur für den Begriff der Klasse u.a. in den `Feinen Unterschieden´ (Bourdieu 1987b) vornimmt, kann die zunächst grobe Einteilung von beherrschtem weiblichen Habitus und herrschendem männlichen Habitus feiner gegliedert werden und damit bestünde m.E. auch die Möglichkeit, dass es Frauen gibt, die den `Anerkennungshabitus´ nicht oder nur teilweise ausgebildet haben, was wiederum eine Erklärung dafür sein könnte, warum diese Frauen z.B. in der universitären Welt weiter voran kommen als andere. Zwischen den beiden von BOURDIEU beschriebenen Habituspolen oder `reinen´ Formen sind Mischformen, Übergänge und Varianzen denkbar.

Vieles spricht andererseits dafür, dass der geringe Frauenanteil an den Spitzenpositionen der Wissenschaft auch auf die von BOURDIEU im Zusammenhang der männlichen Herrschaft beschriebene Selbsteliminierung zurückzuführen ist. Diese Selbsteliminierung hat ihren Ursprung in der Verharrungstendenz des Habitus.

„Die Beharrungskräfte des Habitus lassen sich nicht durch eine einfache, auf die befreiende Bewusstwerdung gegründete Willensanstrengung aufheben. Wer sich der Schüchternheit nicht erwehren kann, der wird von seinem Körper verraten, der dort hemmende Verbote und Ordnungsrufe anerkennt, wo ein anderer Habitus, Produkt anderer Bedingungen, eher ausdrückliche Aufforderung oder stimulierende Anregung sähe.“ (Bourdieu 1997a, S.171)

Wenn BOURDIEU davon aus, dass der Habitus fest in die Körper eingeschrieben ist, spricht er auch davon, dass ebenso die Art und Weise sich zu geben oder sich zu bewegen in öffentlichen Räumen für Frauen stark zensiert ist. Hieße das für meine Untersuchung, dass auch für die Habilitandinnen im Feld der Universität das, was sich `Gehört´ nicht mehr frei wählbar

ist, sondern bereits zu habituellen Dispositionen geworden ist? Mit Bourdieu sind dabei Scham, Bescheidenheit, Schüchternheit, Zurückhaltung und Ängstlichkeit als Ursache oder Wirkung dessen schwer lokalisierbar (vgl. Bourdieu 1997, S.171). Entscheidend ist, dass diese eher körperlichen Gefühle auch in Konstellationen auftauchen, die diese gar nicht bedingen. Es gilt danach zu fragen, ob in den Interviews Hinweise darauf zu finden. Verhalten sich die Wissenschaftlerinnen so, wie Frauen sich der herrschenden Meinung nach Verhalten sollten und bestätigen sie damit Vorurteile bzw. reproduzieren sie diese?

Diese durchaus nicht freiwillige Kapitulation, BOURDIEU spricht von einer `Komplizenschaft des Körpers`, kann zu psychischen Problemen oder laut seiner These sogar bis zur Ichspaltung führen (vgl. Bourdieu 1997a, S.171). Konsequenz weitergedacht hieße das m.E., dass die Akteure in ihren Körpern gefangen sind. Verhaltensweisen werden durch nicht mehr willentlich steuerbare Körperreaktionen beeinflusst. Selbst wenn Frauen formal die gleichen Rechte haben wie Männer, hat sich das Wissen zur beherrschten Gruppe zu gehören, laut BOURDIEU so tief in ihre Körper `eingebrennt`, dass z.B. Schüchternheit und Zurückhaltung unbewusste Begleiter der Frauen sind, auch wenn sie es gar nicht wollen. Wie können Frauen aus diesem Gefängnis entkommen?

BOURDIEU geht davon aus, dass die Akteure die Situation zum Teil mitbedingen, die sie bedingt. Jedoch sind wir dem nicht hilflos ausgeliefert, sondern können durch eine ständige Analysearbeit uns unserer Dispositionen bewusst werden und unsere Wahrnehmung bzw. die Reaktion auf Situationen verändern.

Habitus und Verharrungstendenz

Da die Frage nach der Verharrungstendenz des (herrschenden und des beherrschten) Habitus keine unwesentliche bei der Erklärung der männlichen Herrschaft ist, halte ich es für notwendig, hier in einer Art Zwischeneinschub diese genauer zu analysieren.

Immer wenn der Habitus auf Verhältnisse trifft, die denen seiner Produktion gleich oder ähnlich sind, ist er, ohne dass er bewusst nach Anpassung strebt, bereits automatisch angepasst. So erklärt sich nach BOURDIEU auch, warum Menschen vernünftig handeln und keine `Dummheiten` machen. Die objektiven Chancen, die sich den Akteuren im Lebenslauf bieten, sind durch den Habitus verinnerlicht, dadurch lässt sich bereits in der Gegenwart voraussagen, welche Zukunft zu einem passt und welche nicht. So wissen wir unbewusst über den Habitus, was zu tun ist. Subjektive Erwartungen und objektive Chancen stehen in einem dialektischen Verhältnis, welches dafür sorgt, dass sich Erwartungen an Chancen anpassen. Eventuell kann

man hier mit einem Begriff aus der Psychologie sprechen, dem der `sich selbst erfüllenden Prophezeiungen´. Durch die Verharrungstendenz des Habitus bedingt, kann das Subjekt für sich nichts anderes erwarten, als das Bekannte oder besser das ihm nicht mehr bewusste.

BOURDIEU betont jedoch auch, dass es Widersprüchlichkeiten gibt, wo Verhaltensweisen unerklärlich bleiben, sobald die Stabilität des Habitus in der Zeit nicht berücksichtigt wird. So hat er z.B. in Algerien beobachtet, dass Menschen mit einem vorkapitalistischen Habitus in eine kapitalistische Welt versetzt wurden, was sich für den Beobachter in unzeitgemäßem oder unsinnigem Verhalten niederschlagen kann. Hier muss die `Verharrungstendenz´ beachtet werden, die dem Habitus der Akteure immanent ist, jedoch

„ muß (man) sich vor der Verallgemeinerung des Modells des fast geschlossenen Kreislaufs einer fast perfekten Reproduktion hüten, das nur auf jenen Grenzfall voll anwendbar ist, in dem die Bedingungen der Produktion des Habitus und die Bedingungen seines Funktionierens identisch oder homothetisch sind.“ (Bourdieu 1996, S.164)

Das der Habitus unter den gleichen Bedingungen zur Anwendung kommt, unter denen er entstanden ist, stellt also einen Idealfall dar, den es wohl nur in relativ undifferenzierten Gesellschaften, vergleichbar mit der von BOURDIEU untersuchten kabyliischen Gesellschaft gibt. Die moderne Gesellschaft ist durch die Verschiedenartigkeit voneinander relativ unabhängiger Felder, Ungleichheit der sozialen Klassen und sozialen Wandel charakterisiert. So kommt auch der Habitus eher unter Verhältnissen zur Anwendung, die denen seiner Entstehung nicht entsprechen

„sei es aufgrund allgemeinen sozialstrukturellen Wandels, aufgrund individueller Mobilität innerhalb von bzw. zwischen sozialen Klassen oder sei es aufgrund des Engagements in unvertrauten sozialen Feldern.“ (Schwingel 1996, S.72)

Es ist davon auszugehen, dass der Habitus die Erfahrungen, die die Akteure auf ihrer Reise durch den sozialen Raum sammeln, auch zu verarbeiten mag und durch Umstrukturierung, Modifizierung und Erweiterung auch ständig neue Praxen hervorbringt (vgl. Kraus 1989, S.53). BOURDIEU'S These ist, dass der Habitus mit den Strukturen aus früheren Erfahrungen neue Erfahrungen strukturieren kann, jedoch ist die Aufnahme der neuen Erfahrungen von den Ersterfahrungen bedingt. Diese Ersterfahrungen haben die Mitglieder einer sozialen Klasse statistisch miteinander gemeinsam (vgl. Bourdieu 1987a, S.113).

Den `ursprünglichen Erfahrungen´ kommt also eine große Bedeutung bei der Formung des Habitus zu, denn bei allen möglichen Umstrukturierungen durch neue Erfahrungen, sind es doch die Primärerfahrungen, die dem Habitus seine Gestalt geben. Die Dominanz des Ursprünglichen zeigt sich für BOURDIEU darin, dass der Habitus letztlich seine Konstanz über die Auswahl schützt, die er unter neuen Informationen trifft.

„Durch die systematische `Auswahl`, die er zwischen Orten, Ereignissen, Personen des *Umgangs* trifft, schützt sich der Habitus vor Krisen und kritischer Befragung, indem er sich ein *Milieu* schafft, an das er so weit wie möglich vorangepasst ist,“ (Bourdieu 1987a, S.114)

Jedoch kommt es BOURDIEU immer darauf an, zu betonen, dass dieses Modell der Reproduktion nicht für allgemeingültig erklärt werden darf, sondern immer einen `Sonderfall des Möglichen´ darstellt. Dieses kreisförmige Modell ist nicht die einzig mögliche Beziehung zwischen Feld und Habitus, sondern es existieren Situationen, in denen die Erwartungen des Habitus sich nicht erfüllen. In diesen Krisensituationen verliert sich die Sicherheit der bewährten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata. Feld und Habitus verlieren ihre Deckungsgleichheit und driften auseinander.

„Das kann zum Scheitern des Habitus als Produktionsprinzip von Praxis und zu seiner Ersetzung beispielsweise durch reflektierende Chancenabwägung führen. Von soziologischem Interesse sind hierbei vor allem die objektiven, von feldinternen Faktoren abhängenden Krisen, welche weitreichende Transformationen – bis hin zu Revolutionen – nach sich ziehen können,“ (Schwingel 1996, S.74)

Die Beziehung von Habitus und Feld kann sich also in unterschiedlicher Art und Weise äußern. Sie kann Anpassung oder Nichtanpassung bedeuten, es kann Resignation oder Revolte entstehen. BOURDIEU geht davon aus, dass die unmittelbare Abstimmung von Feld und Habitus, als nur ein Weg des Handelns dabei die häufigste ist.

Die Orientierungen, die uns der Habitus aufgibt, können dabei strategische Entscheidungen des Handelns miteinbeziehen, indem sie Kosten-Nutzen-Rechnungen beachten. Dadurch können die Prozesse des Habitus bewusstwerden. BOURDIEU wendet sich damit gegen Einwände die besagen, dass die Habitus-Theorie letztlich strategische Entscheidungen als Grundlage des Handelns ausschließt. So geht er ebenso davon aus, dass in Krisenzeiten die rationale Wahlentscheidung die Oberhand gewinnen kann, schränkt dieses aber dahingehend ein, dass er für diesen Fall von Akteuren ausgeht, die die `Mittel zum Rationalsein´ aufweisen (vgl. Bourdieu 1996, S.165f.).

Das Habitus-Konzept ist oft dahingehend bezweifelt worden, ob es wirklich den Weg aus dem `eisernen Käfig´ des konstruktiven Strukturalismus zu weisen vermag. Ob seiner Determinierung von Habitus und Feld wird das Element des Handelns in Frage gestellt (vgl. Bourdieu 1996, S.166). Hierzu soll mit seinem Schüler und späterem Mitarbeiter Loic Wacquant angemerkt werden, dass „Bourdieu mit Vorliebe die Perspektiven des `konstruktivistischen Strukturalismus´ und des `strukturalistischen Konstruktivismus´ verknüpfte, um - zu Recht- die Untrennbarkeit dieser beiden Perspektiven auf die soziale Welt zu betonen. Beide Momente sind jeder menschlichen Handlung eigen ausgeführt und ausführend, gehandelt und handelnd, strukturiert und strukturierend, materiell und symbolisch,

objektiviert in der Institution und subjektiviert in Form von Wahrnehmungskategorien.“
(Wacquant 2003, S.109)

BOURDIEU selbst geht davon aus, dass die Ablehnung, die der Habitusbegriff mitunter erfährt, darauf beruht, „dass er in Wahrheit sehr direkt mit der Illusion der (intellektuellen) Selbstbestimmung kollidiert, die bei den Intellektuellen so stark ausgeprägt ist.“ (Bourdieu 1996, S.167)¹⁵

Die Menschen würden so gern am Prinzip der `Schöpfer´ ihrer selbst zu sein festhalten, dass das Habitus-Konzept mit seiner Umsetzung einer genetisch-generischen Denkweise für manche schockierend wirkt. So vergleicht er Satres `ursprünglichen Entwurf´ damit, dass dieser denselben Gegenpol zum Habitusbegriff darstellen würde, wie die Genesis für die Theorie der Evolution. Das würde den Lebensnerv vieler treffen, da hier ernsthaft etwas auf dem Spiel stünde. Dabei betont BOURDIEU immer wieder, dass dem Habitus nichts Schicksalhafteres anhängt. Als Ergebnis der Geschichte ist der Habitus nicht starr festgelegt, sondern offen in seinen Dispositionen, die sich mit immer neuen Erfahrungen auseinandersetzen müssen und unter deren Einfluss sie sich ändern.

„Er ist dauerhaft aber nicht unveränderlich. Dem ist allerdings sofort hinzuzufügen, dass es schon rein statistisch den meisten Menschen bestimmt ist, auf Umstände zu treffen, die in Einklang mit denjenigen Umständen stehen, die ihren Habitus ursprünglich geformt haben, also Erfahrungen machen, die dann wieder ihre Dispositionen verstärken.“ (Bourdieu 1996, S.167f.)

So bedingen die Individuen selbst die Situation, die sie bedingt. Sobald man nach BOURDIEU jedoch Kenntnis von diesen Mechanismen hat, kann man sich ihnen widersetzen.

„Die erste Neigung des Habitus ist schwer zu kontrollieren, aber die reflektive Analyse, die uns lehrt, dass wir selber der Situation einen Teil der Macht geben, die sie über uns hat, ermöglicht es uns, an der Veränderung unserer Wahrnehmung der Situation und damit unserer Reaktion zu arbeiten“ (Bourdieu 1996, S.170)

Das Bewusstwerden der eigenen Dispositionen bedarf aber seiner Einschätzung nach der ständigen, systematischen Aufklärungsarbeit.

Hier ist m.E. nach die Frage zu stellen, wer oder was bzw. welche Institution diese Aufklärungsarbeit bei den einzelnen Individuen im konkreten Fall zu leisten vermag.

BOURDIEU selbst sieht die Arbeit des Soziologen in der Aufklärung der Individuen über sich selbst, was auch die Reflektion des Soziologen über sich selbst einschließt. Eine ständige systematische Aufklärungsarbeit, in der die Menschen sich über ihre eigenen Dispositionen klar werden, warum sie so handeln, wie sie handeln oder auch warum sie unter den vielfältigen

¹⁵ Nicht umsonst betitelt BOURDIEU das erste Kapitel seiner Analyse des universitären Feldes auch mit `Ein Buch, das verbrannt gehört?´ und zitiert Karl Kraus: „Wer die einfachen Freuden und Vorteile einer auf ferne Dinge gerichteten Kritik verschmäht, um stattdessen sich `an Näherliegendem (zu) vergreifen´, das als heilig zu achten ihn alle Welt gemahnt, muß sich auf die Strafe der `subjektiven´ Verfolgung´ gefasst machen.“ (Bourdieu 1988, S.37).

Möglichkeiten für die Zukunft sich etwas bestimmtes wünschen, wäre aber letztlich m.E. die Arbeit eines Psychotherapeuten oder etwa eines Supervisors. Theoretischer Weise bestünde die Möglichkeit sich durch eine fortwährende Arbeit mit einem solchen, eine gewisse Ahnung von den eigenen Dispositionen zu verschaffen und damit auch eine Distanz oder Veränderung zu ermöglichen.

Fraglich ist m.E. jedoch, ob dieses für die Wahrnehmungs-, Denk -und Handlungsstrukturen des Habitus ausgeführt auch auf die nicht willentlich steuerbaren Reaktionen des Körpers übertragbar ist. Könnte in einer Art Verhaltenstherapie der `Charakter` des Körpers verändert werden und wenn in welche Richtung?

Solange nur die zwei Pole männlich und weiblich existieren, würde die Ausrichtung dann wieder am Entgegengesetzten erfolgen. Eine Herrschaft würde durch die andere ersetzt, oder es gäbe nur noch Herrschende, was aber dann nicht mehr als Herrschaft zu bezeichnen wäre. Wie also dem `Gefängnis` des Körpers entrinnen, dass Frauen trotz aller Emanzipation immer wieder die Rolle der Unterdrückten zuzuschreiben scheint? Denkbar wäre z.B. vor dem anzusetzen, indem die Existenz eines weiblichen bzw. männlichen Körpers nicht anerkannt wird. Diese Richtung gibt es bereits im Feminismus in Form postmoderner Theorien, die als Lösung die Form der Parodie bzw. ein bis unendlich viele Geschlechter anstreben (vgl. u.a. Butler 1991, 1995; Smith 1989). Die weitere Erläuterung dieser Theorien ist jedoch nicht Gegenstand dieser Arbeit, da der zweite Schritt nicht vor dem ersten gemacht werden soll.

Bis zur Einführung der dritten Geschlechtsoption für Intersexuelle Ende 2018 galt die Einteilung in zwei Geschlechter und damit in männliche und weibliche Körper als Faktum und noch gibt es weibliche Biographien, an Hand derer sich eventuell die Einschreibung des von BOURDIEU beschriebenen Habitus der beherrschten Klasse belegen lässt. Möglicherweise lassen sich aber auch die von mir vermuteten Biographien finden, in denen sich der `Anerkennungshabitus` nicht in dem Maß ausgebildet hat. Damit lassen sich eventuell auch Ansatzpunkte für den nächsten Schritt finden, in dem (Frauen)leben neu entworfen wird.¹⁶

¹⁶ BOURDIEU führt seine Analyse der männlichen Herrschaft noch weiter, so z.B. in der Erläuterung der gesellschaftlichen Konstruktion des Geschlechts oder der sozialen Genese der Libido dominandi (vgl. Bourdieu 1997, S.174ff.). Da ich mich auf den Habitus als Analysekategorie konzentriere, soll darauf nicht weiter eingegangen werden.

Erkennen und Verkennen

So betitelt BOURDIEU einen Absatz im Revisiting seines Aufsatzes zur Männlichen Herrschaft (Bourdieu 1997b). Dies kann im übertragenen Sinn auch als abschließende Klammer für meine Untersuchung im Hinblick auf den Habitus, dessen Vergeschlechtlichung und die männliche Herrschaft dienen. Frauen sind als Beherrschte in die Machtstrukturen ebenso verflochten, wie die Herrschenden. Das heißt, sobald Frauen

„...Denkschemata anwenden, die Ergebnis der Einkörperung dieser Machtbeziehung sind, sind ihre Erkenntnisakte unvermeidlich Akte der Verkennung. Diese Verkennung lässt sie die Beziehung vom Standpunkt des Herrschenden, das heißt, als natürlich konstruieren, und dabei wirken sie vermittels der Komplizenschaft des sozialisierten Körpers an ihrer Beherrschung mit. Solche körperlichen Akte der Verkennung sind keine bewussten Akte, sie ...setzen sich in Gestalt von Emotionen durch...“ (Bourdieu 1997b, S.96).

Wären damit die Chancen für mehr Geschlechtergerechtigkeit durch die Grenze des Körpers, den wir nicht willentlich beeinflussen können, von vornherein begrenzt? Wenn dieses so wäre, dann würde sich symbolische Gewalt unabänderlich durch Erkennen und Verkennen realisieren und aus diesem Kreislauf gebe es kein entkommen. Hier stellt sich die Frage nach der Möglichkeit des Handelns, ob einer

„Übereinstimmung von objektiven Einteilungen der sozialen Welt und den subjektiven Prinzipien der Anschauung, welche die Akteure auf sie anwenden.“ (Bourdieu 1997b, S.96)

BOURDIEU selbst wendet sich in seinen letzten Jahren auch Fragen des politischen Kampfes zu. Als radikalste Form sieht er hier die der kognitiven Auseinandersetzung.

Sein Vorschlag zur Befreiung der Frauen ist der, dass diese

„nur aus einer kollektiven Handlung hervorgehen kann, die auf einen symbolischen Kampf abzielt, der die unmittelbare Übereinstimmung zwischen inkorporierten und objektiven Strukturen angreift, das heißt also aus einer symbolischen Revolution, welche die Grundlagen der Produktion und Reproduktion symbolischen Kapitals unterstützen würde.“ (Bourdieu 1997b, S.97)

Diese symbolische Revolution würde nicht nur materielle Strukturen verändern, sondern vor allem einen mentalen Umbruch bedeuten, was eine `Transformation der Kategorien der Wahrnehmung´ (vgl. Bourdieu 1997b, S.98) beinhaltet, damit sich die Spielregeln der Gesellschaft ändern können und nicht stets aufs Neue von den Akteuren reproduziert werden. Eine Untersuchung, die an Hand weiblicher Biographien zur genauen Rekonstruktion bestehender Geschlechterverhältnisse beitragen will, kann ein Baustein dazu sein, Frauenleben anders wahrzunehmen.

Habitus und Feld

Nachdem die Vergeschlechtlichung des Habitus einer genauen Analyse unterzogen wurde, ist es wichtig das Feld der Universität genauer zu beschreiben.

BOURDIEU versucht die Vielfalt der Felder in einen weitreichenden Rahmen zu bringen durch sein Modell der sozialen Klassen und des sozialen Raumes. Dieses Sozialraummodell entwirft er an Hand der französischen Gesellschaft. Damit ist zugleich die soziale Welt moderner Klassengesellschaften aufgezeigt (vgl. Schwingel 1996, S.99)¹⁷. Den Begriff des Feldes benutzt BOURDIEU, um gesellschaftliche Bereiche zu kennzeichnen. Ein Feld im sozialen Raum ist immer ein Feld der gesellschaftlichen Praxis. In der Praxis eines bestimmten Feldes geht es wiederum um ein bestimmtes Kapital. Weiterhin ist für ein Feld bestimmend, dass

„es Personen gibt, die eine bestimmte Dimension gesellschaftlicher Praxis zu ihrem Beruf gemacht haben, d.h., wenn einer analytisch denkbaren Gliederung des sozialen Raumes die reale gesellschaftliche Arbeitsteilung entspricht.“ (Krais 1989, S.56f.)

Immer wieder betont BOURDIEU die wechselseitige Beziehung von Habitus und Feld. Er denkt diese als eine der Konditionierung. Das Feld strukturiert den Habitus, welcher das Ergebnis der Notwendigkeit dieses Feldes oder mehrerer Felder ist, was auch zu einem zerrissenen Habitus führen kann. Diese Beziehung ist eine der Erkenntnis und der kognitiven Konstruktion: Der Habitus schafft gleichzeitig das jeweilige Feld mit als sinnhafte Welt.

(vgl. Bourdieu 1996, S.160f.).

Das universitäre Feld

BOURDIEU geht davon aus, dass die menschliche Existenz mit dem Habitus als dem Körper gewordenen Sozialen gleichzusetzen ist. Die zwei Seiten des Sozialen sind dabei der Habitus und das Feld.

„Die soziale Welt existiert sozusagen zweimal, in den Sachen und in den Köpfen, in den Feldern und in den Habitus, innerhalb und außerhalb der Akteure.“ (Bourdieu 1996, S.161)

Übertragen auf das universitäre Feld heißt das, das jenes nur existieren kann, weil es auch in den Köpfen der Akteure bzw. auf meine Untersuchung bezogen in den Köpfen der Habilitandinnen vorhanden ist. Bedenkt man nochmals BOURDIEUS Aussage zur Universalität der männlichen Herrschaft, die auch dadurch so umfassend ist, dass die

¹⁷ Für eine ausführliche Darstellung der Begriffe Sozialraum und Klassen an Hand der Bourdieuschen Werke siehe u.a.: SCHWINGEL 1996, S.99 ff.

Beherrschten an ihrer eigenen Unterdrückung mitarbeiten, indem sie den Herrschenden eine Art Anerkennung zollen, so könnte vermutet werden, dass Frauen auch hier an ihrer eigenen Unterdrückung mitarbeiten, indem sie den männlichen Akteuren unbewusst eine Art Anerkennung zollen. Ob dies so ist, soll an Hand der Interviews überprüft werden.

In 'Homo academicus' (Bourdieu 1988) nimmt BOURDIEU eine kritische Analyse der universitären Welt Frankreichs im Jahr 1968, dem Jahr der Studentenrevolte in Deutschland und Frankreich, vor. Anhand der in den veröffentlichten Tabellen erhobenen Daten, muss davon ausgegangen werden, dass Frauen zu diesem Zeitpunkt nur ein geringer Teil dieser Welt sind (vgl. Bourdieu 1988, S.94). Ziel der Untersuchung ist es:

„den Homo academicus, diesen Klassifizierer unter Klassifizierenden, den eigenen Wertungen zu unterwerfen“ (Bourdieu 1988, S.9).

Er beschreibt die Universitätsprofessoren dahingehend, dass ihre Position im sozialen Raum sich auf den Besitz von kulturellem Kapital gründet (vgl. Bourdieu 1988, S.82). So wird das Feld der Hochschuleinrichtungen in ihrer Gesamtheit als eines beschrieben, das die Logik des Macht-Feldes reproduziert, indem die Gegensätze innerhalb der Klasse der Herrschenden durch die Verteilung der Professorenschaft auf so unterschiedliche Pole wie dem der politisch-ökonomischen Macht und dem des kulturellen Ansehens abgebildet wird. Demnach gleichen sich die Struktur des Macht-Feldes und die des universitären Feldes (vgl. Bourdieu 1988, S.90).

„Tatsächlich vollzieht sich – unabhängig von jedem bewussten oder willentlichen Eingreifen – von Seiten einzelner oder Kollektive – in und an Hand seiner Funktionsweise als Raum von Unterschieden zwischen Positionen (und zugleich zwischen den Dispositionen der Positionsinhaber) die Reproduktion des Raums der verschiedenen für das Macht-Feld konstitutiven Positionen.“ (Bourdieu 1988, S.90)

Anders gesagt kann das universitäre Feld also als eines beschrieben werden, in dem es stets um die Verteilung bestimmter Positionen geht, die mit jeweils entsprechender Macht ausgestattet sind. Dabei präsentieren die verschiedenen Fakultäten die verschiedenen Plätze innerhalb des Macht-Feldes. Abgesehen davon, ob eine Fakultät mehr im Bereich der ökonomischen Macht oder in dem des kulturellen Ansehens angesiedelt ist, wäre allgemein nach der Eintrittskarte in den universitären Raum zu fragen. BOURDIEU betont, dass hier der Faktor des Nachwuchses aus wie er sagt 'gutem Hause' z.B. der Arzt- oder Juristensöhne, welche mit der entsprechenden Legitimation und inneren Bereitschaft ausgestattet wären, das Erbe anzutreten, beachtet werden muss (vgl. Bourdieu 1988, S.104). Jedoch gäbe es auch die Professoren, die aus der unteren Mittelklasse kommen und ihren Aufstieg einzig ihrem Schulerfolg verdanken, diese würden dann auch ausschließlich wieder in jene Institution investieren, hingegen würden die zu drei Vierteln aus dem Bürgertum stammenden Juraprofessoren häufiger als ihre Kollegen aus

Geistes- und Naturwissenschaften neben Autoritätsfunktionen in der Universität auch noch Machtstellungen in Politik und Wirtschaft einnehmen (vgl. Bourdieu 1988, S.106).

Auch wenn sich das Feld der Macht und das der Universität gleichen, so ist mit BOURDIEU davon auszugehen, dass letzteres seine eigene Logik hat. Der Streit der Klassen wäre hier als eine Art `Streit der Fakultäten´ anzusehen und die beiden Pole dieses Feldes sind je nach Abhängigkeit vom Macht-Feld zu unterscheiden, jedoch wäre keine der einzunehmenden Positionen jemals frei von den Ansprüchen an Wissensproduktion einerseits und äußeren Zwängen sozialer Reproduktion andererseits (vgl. Bourdieu 1988, S.105f.).

„Dementsprechend stehen denjenigen, die meist niedriger Herkunft und aus der Provinz stammend (in diesem Sektor finden sich auch die Frauen) – auf der Seite der eher ungewissen, weil häufig von Wahl abhängiger Macht, ..., sowie auf der Seite der rein universitären Macht über die Reproduktion der Körperschaft ..., die Inhaber der verschiedenen Arten des spezifischen Kapitals gegenüber.“ (Bourdieu 1988, S.106)¹⁸

Als Eintrittspreis in das Feld nennt BOURDIEU den Nepotismus, welcher zum einen der Besitzwahrung und zum anderen der Bindung an die kulturelle Willkür dient, ohne die weder das Spiel als solches noch der Einsatz bzw. die Mitspieler denkbar sind. Erinnern wir uns an die eingangs benannte Notwendigkeit der Existenz des universitären Feldes in den Köpfen der Akteure, so wird deutlich, was BOURDIEU mit dem Begriff der `ursprünglichen *illusio*´ meint (ebd., S.110):

„Als regelrechte Gebühr zur Aufnahme in die Gruppe erscheint der sogenannte `Corpsgeist´, ..., das heißt die gewissermaßen instinktive Anerkennung alles dessen, was den Bestand der Gruppe ausmacht – ihre Identität, ihre Wahrheit – anschaulich wird – dasjenige, was diese Art extrem selektiver Clubs am nachdrücklichsten abverlangen, sich nicht auf der Schule lernen lässt, sondern, unter Voraussetzungen früherer und anderenorts gemachter Erfahrungen dem Körper in Form von dauerhaften Dispositionen eingeschrieben ist“ (Bourdieu 1988, S.111).

Anders gesagt, letztlich entscheiden die Anerkennung der existierenden Spielregeln und der richtige Habitus über die Aufnahme und Zugehörigkeit zur Gruppe. Stellt man hier einen Bezug zu den von BOURDIEU später getroffenen Aussagen zum geschlechtlichen Habitus und zum weiblichen Anerkennungshabitus der männlichen Herrschaft her (vgl. Bourdieu 1997a;b) so stellt sich die Frage, ob und wie Frauen in diese Clubs hineinkommen können, da sie u.a. nie von ihrem Körper frei sind, der sie laut BOURDIEU immer wieder als Beherrschte deklariert bzw. verrät. Bezugnehmend auf das Forschungskapitel der Arbeit lässt sich aussagen, dass dieser Punkt ein zentraler für den Ausschluss von Frauen aus der Wissenschaft ist. Ich benutze absichtlich hier nicht den Begriff `Selbstausschluss´, da ansonsten eventuell der Schluss nahe läge, Frauen müssten sich `nur´ von ihrem Körper befreien, dann würden sie auch

¹⁸ Weitere Erläuterungen zu Frauen im universitären Feld finden sich hier nicht.

nicht länger zu den Beherrschten zählen. Nicht der Körper muss sich ändern, oder negiert werden, sondern seine Bewertung. Wenn BOURDIEU von `körperlicher Hexis´ spricht, meint er in `Homo academicus´

„eine bestimmte Art und Weise des Sprechens und Denkens, eben ... all das eminent körperliche `gewisse Etwas´ ... , was wir mit dem `Geist´ bezeichnen.“ (Bourdieu 1988, S.111).

Hier liegt m.E. die Vermutung nah, dass er eine körperliche Hexis bzw. einen Wissenschaftler meint, der asketisch für seine Arbeit lebt. So werden Aspekte weiblichen Lebens, wie z.B. der der sozialen Beziehung und die Sorge für Andere, welche nicht zuletzt durch die doppelte Vergesellschaftung der Frau bedingt sind, nicht berücksichtigt bzw. müssen nicht berücksichtigt werden, da BOURDIEU das Feld der Universität analysiert anhand eines Samples, das fast ausschließlich aus Männern besteht. Die Kenntnis der Regeln des Zusammenhalts dieser Männergemeinschaft sind dafür umso wichtiger, wenn sie anschließend auf die Auswertung der Interviews mit den Habilitandinnen angewendet werden, dahingehend, ob diese die Regeln reproduzieren, hinterlaufen oder andere (Misch)formen anwenden.

Wie wird der Erhalt der (männlichen) Körperschaft, der Gruppe außer über gleichen Habitus und Nepotismus noch gesichert?

Die Reproduktionsmechanismen beschreibt BOURDIEU auch als solche, in denen es um die Anhäufung von universitärem Kapital geht.

„Universitäres Kapital erhält und behält, wer Positionen innehat, mit denen sich andere Positionen und deren Inhaber beherrschen lassen. Dazu zählen die Institutionen, denen die Kontrollen des Zugangs zur Körperschaft anvertraut sind, (Bourdieu 1988, S.149).

Anhand dieses Zitats wird deutlich, wie wichtig es innerhalb des universitären Feldes ist, Netzwerke aufzubauen und bestimmte Positionen zu besetzen, die nicht unbedingt mit außergewöhnlichen fachlichen Leistungen im Zusammenhang stehen müssen. Mit BOURDIEU kann dieser Umstand mit dem Begriff `Macht über die Reproduktionsinstanzen´ bezeichnet werden. Solange Männer diese Macht in ihren Händen haben wird auch das Ergebnis der Reproduktion männlich sein. Können Frauen diesen Kreislauf durchbrechen, indem sie in zunehmendem Maß Netzwerke aufbauen und Positionen besetzen, um wiederum mehr Frauen den Weg in die höheren Ränge der universitären Macht zu ermöglichen? Wie würde sich das sich wiederum auf den Anteil an Habilitandinnen auswirken?

Außer Habitus, Nepotismus und Anhäufung von universitärem Kapital existiert noch eine weitere Kategorie, die dem Vorankommen im Feld der Wissenschaft dient.

„ Die Akkumulation von universitärem Kapital nimmt Zeit in Anspruch (ersichtlich am engen Zusammenhang von verfügbarem Kapital und Alter), weshalb Entfernungen in diesem Raum auch nach Zeit, zeitlichen Abständen, Altersunterschieden gemessen werden. Folgerichtig zeigt sich die Struktur des Feldes den Akteuren in der Gestalt

einer Modellkarriere..... die allen übrigen Laufbahnen als objektiver Maßstab vorgegeben ist.“ (Bourdieu 1988, S.153)

Die jeweiligen Etappenziele in diesem Wettkampf werden dann mit dem jeweils `richtigen´ Zugangsalter verbunden. So können die Spielteilnehmer in Bezug auf ihr biologisches Alter dann als jung oder alt eingestuft werden.

Auch die Kategorie Zeit ist m.E. nach bei der Suche nach Ursachen des geringen Frauenanteils an Spitzenpositionen in der Wissenschaft nicht zu unterschätzen. Werden doch gerade in Phasen, die als günstig für die Familiengründung gelten, wie etwa nach erfolgreichem Diplom, Qualifikationen erworben, die für den Eintritt und das Vorwärtskommen in der Universität wichtig sind. So sind Männer nach wie vor nicht im Nachteil, wenn sie nach Studienabschluss eine Familie gründen, sich Kinder `anschaffen´ und ihre Karriere in Form einer Dissertation bzw. Habilitation fortsetzen. Es kann aufgrund der heutigen Forschungslage davon ausgegangen werden, dass junge Wissenschaftlerinnen, die oftmals in zwei Lebenswelten leben und Karriere und Familie wollen, mit dem Faktor Zeit mehr zu kämpfen haben, als ihre männlichen Kollegen. Unabhängig davon, ob Frauen ein Lebenskonzept mit oder ohne Kinder anstreben, besteht doch die Möglichkeit biologisch gesehen nicht unendlich lange. Wollen Frauen Karriere und Familie bzw. Kinder, so kann eine Babypause oder Zeiten der Kindererziehung sie im Wettlauf um Qualifikationen und Positionen zurückwerfen. Es sei denn sie hält die `Auszeit´ so kurz als möglich, hat einen Partner, der das Babyjahr nimmt oder eine zeitlich- ideale Form der Kinderbetreuung gefunden. Daher gilt es in meiner Untersuchung also auch zu fragen, wie der Faktor Zeit und akademische Karriere in den Interviews, in denen sowohl Habilitandinnen mit und ohne Kinder bzw. Familie zu Wort kommen, thematisiert wird?

BOURDIEU beschreibt das Fortkommen im universitären Feld auch als Kampf aller gegen alle, in dem die Wettkampfeinstellung als wesentlich angesehen wird. Mitmachen kann nur der, der die Spielregeln anerkennt. Konkurrenten sind immer die Mitspieler auf jeweils gleicher (Qualifikations)höhe und einen etwaigen Sieg in dieser (Alters)klasse verifizieren die jeweils Ranghöheren. Die Macht über strategische Positionen als jeweils hinzugewonnene Siebprämie greift jedoch nur dann über die wieder neu in das Spiel eingetretenen, wenn diese das Spiel und das worum gespielt wird, anerkennen (vgl. Bourdieu 1988, S.155). Akademische Macht eröffnet die Möglichkeiten damit zu `spielen´ und andere in Abhängigkeit zu halten: „die Fertigkeit, die Zeit der anderen zu manipulieren, oder genauer, den Rhythmus ihrer Karriere, ihres Bildungsganges,, die Berufung auf einen Universitätsposten usw. gleichermaßen zu beschleunigen wie hinauszuzögern. Umgekehrt lässt sich diese Dimension der Macht meist nur mit dem mehr oder weniger bewussten und stillschweigenden Einverständnis der Betroffenen ausüben.“ (Bourdieu 1988 S.155).

Auch hier ist es, ähnlich der 'Männlichen Herrschaft', BOURDIEUS Ziel u.a. aufzuzeigen, wie die Beherrschten an ihrer eigenen Unterdrückung mitwirken, indem sie das Spiel mitspielen, den Mächtigen Anerkennung zollen und so die bestehenden Verhältnisse reproduzieren. Er beschreibt die Untergebenen als bis ins fortgeschrittene Alter hinein in einer Art unterwürfig-infantiler Haltung, worauf u.a. der deutsche Ausdruck 'Doktorvater' hinweist (ebd.). So können also Anerkennung der Spiel- oder eher Wettkampfgeln und eine lange Zeit der Abhängigkeit als weitere Faktoren der Bewegung im universitären Feld genannt werden.

In Bezug auf den Diskurs der Frauen- und Genderforschung, in dem heute BOURDIEUS Analysen des Öfteren genutzt werden, sollen an dieser Stelle stellvertretend die Aussagen der Soziologin BEATE KRAIS einbezogen werden.

Sie hat sich schon bevor die Geschlechterforschung, nicht zuletzt durch ihr Wirken, Bourdieus Konstrukte anfang zu nutzen, mit seinen Werken auseinandergesetzt (vgl. u.a. Kraus 1989, 1991, 1993). KRAIS verweist u.a. darauf, dass die Ursache dessen, dass Frauen trotz hervorragender wissenschaftlicher Leistungen nicht wirklich in der *scientific community* anerkannt werden und sich als Fremde fühlen, im Agonalen liege. Sie werden in das Spiel der Konkurrenz nicht einbezogen, d.h. sie haben nicht den gleichen Status wie die männlichen Wissenschaftler, dadurch, dass sie als Mitspielerin nicht anerkannt werden (vgl. Kraus 2000b, S.46f).

Sie bezweifelt BOURDIEUS These, dass der Wettbewerb auf dem Prinzip der Ehre basiert und als Erklärung dafür dienen kann, dass Frauen aus der durch Konkurrenz gekennzeichneten *community* ausgeschlossen werden. So hätte UTE FREVERT (Frevert 1991) in ihrer Studie zum Duell gezeigt, dass es hier nicht um Sieg oder Niederlage geht, (wie im agonalen Wettbewerb), sondern allein schon durch das Antreten zum Duell die Ehre unter Beweis gestellt würde (vgl. Kraus 2000b, S.51).

Damit ist m.E. nach aber noch nicht gesagt, dass Frauen ebenfalls Ehre zugesprochen wird und es ist auch nicht gesagt, dass Ehre ausschließlich und nur durch das Duell unter Beweis gestellt werden kann.

KRAIS erwähnt hier nur das Duell als Situation, in denen es Männern um die Ehre geht. Es kann davon ausgegangen werden, dass Männer heute im Allgemeinen ihre Ehre nicht mehr im Duell unter Beweis stellen¹⁹, sondern in anderen Situationen wie eben der Konkurrenz um die besten Stellen im akademischen Feld, in denen es zwar nicht um den Zweikampf von Angesicht zu Angesicht geht, wohl aber um die männliche Ehre, woraus dann u.a. auch die strenge Geschlossenheit der old-boy-clubs (vgl.Kap.1) erklärbar wird. Insofern kann BOURDIEUS These, dass das fundamentale Prinzip aller ernstesten Spiele das Prinzip gleicher Ehre ist

¹⁹ Zu Auflösungstendenzen des Ehrbegriffs : siehe Frevert 1995, 218ff.

(Bourdieu 1997a, S.203f.) durchaus als eine mögliche Erklärung dafür dienen, warum Frauen nicht als Mitspieler anerkannt werden. Das Prinzip der gleichen Ehre greift bei ihnen nicht! Als entscheidendes Manko wird hier die fehlende Satisfaktionsfähigkeit der Frauen gesehen.

Die von KRAIS vorgenommene Unterscheidung zwischen agonalen Spielen und dem Duell²⁰ ist m.E. nicht das treffende Argument, um BOURDIEUS These anzweifeln zu können. Es müsste vielmehr darum gehen, zu untersuchen, welche Spielfelder der Ehre es heute, auch im Ausgleich zum veralteten und von UTE FREVERT prägnant analysierten Duell, gibt. (Ebenso müsste der Frage nachgegangen werden, welcher Anlass heute zu (männlichem) Ehrverlust führt. Gegen BOURDIEUS These vom Prinzip gleicher Ehre könnte m.E. eher sprechen, dass sich Begriffe wie männliche Ehre und weibliche Tugend heute eher verwischen und auflösen und dafür andere Normen und Werte zur Unterscheidung von Männern und Frauen an deren Stelle treten. Belegt werden kann das u.a. damit, dass der Begriff der weiblichen Tugend ursprünglich eine fast ausschließliche Bindung an Haushalt und Familie beinhaltete, also den privaten Raum und nicht das Sichtbarwerden in der Öffentlichkeit u.a. in Form einer eigenen Karriere beinhaltete.

Insofern die Begriffe männliche Ehre und weibliche Tugend den öffentlichen und den privaten Raum streng voneinander trennen, kann davon ausgegangen werden, dass diese Werte heute nicht mehr gelten. Insofern müsste eine etwaige Untersuchung in dieser Richtung darüber Auskunft geben, ob Frauen, wenn sie, wie heute nicht mehr unüblich, sich im öffentlichen Raum bewegen, so etwas wie Ehre zugesprochen bekommen²¹, oder ob sie etwa aufgrund ungleicher Sozialisation, wie CAROL HAGEMANN-WHITE schon früh (vgl. Hagemann-White 1984) gezeigt hat, die Ausübung von Macht²² und den Erwerb von Ehre im Wettkampf von vornherein nie gelernt haben, anderen Dingen mehr Bedeutung beimessen und das einmal `verpasste` auch nicht mehr nachholen können bzw. die Begriffe Frauen und Ehre auch heute

²⁰ UTE FREVERT trifft die Unterscheidung von Wettkampf und Duell nicht, sondern geht vielmehr davon aus, „das männliche Ehre (immer) agonal geformt (war), an kämpferische Konkurrenz und aggressive Selbstbehauptung geknüpft.“ (Frevert 1995, S.215)

²¹ FREVERT geht davon aus, dass Frauen mit Beginn des 20.Jahrhunderts das damals bereits in der männlichen Arbeitswelt gültige Prinzip der `Anerkennung der selbsterworbenen Tüchtigkeit`, jenseits jeder Geschlechter- oder Klassenanbindung von Ehre, nun auch in zunehmendem Maße für sich beanspruchen können und damit die Möglichkeit haben, „Ehre jenseits geschlechterbezogener Zuschreibungen zu erwerben, zu verteidigen und, im Falle des Verlusts, wiederherzustellen“ (Frevert 1995, 221).

²² Es könnte vermutet werden, dass Frauen die Herrschaft bereits gelernt haben, z.B. auf Grund höherer sozialer Herkunft, weniger empfänglicher sind für Akte symbolischer Gewalt.

noch nicht zusammengedacht werden, eben auch weil ihnen, wie bereits erwähnt die Satisfaktionsfähigkeit abgesprochen wird.

Abgesehen davon, ob Frauen als Wettkämpfer anerkannt werden und ihnen das Prinzip gleicher Ehre zugesprochen wird oder nicht, sind sie dazu angehalten, die Regeln des Wettkampfs (vorab oder trotz ihrer Nichtanerkennung) anzuerkennen. Immer das Modell der idealen Universitätskarriere vor Augen, indem es nach einem rigiden Zeitplan, der keine Brüche und Diskontinuitäten kennt, darum geht, möglichst schnell auf die nächst höhere Stufe der Hierarchie zu gelangen. Diese Modellkarriere ist letztlich an der männlichen Normalbiographie orientiert, weibliche Lebenszusammenhänge, in denen es durchaus Brüche, Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche gibt sind nicht mitgedacht bzw. kommen nicht vor.

Neben all den bereits benannten Spielregeln des universitären Feldes muss auch die sogenannte `Kunst des Wartenlassens´ beachtet werden, jene Fertigkeit der Ranghöheren, die „das Verhalten dessen bestimmt, der auf das Erwartete baut, immer wieder Hoffnungen zu wecken, aufrecht zu erhalten oder zu nähren.“ (Bourdieu 1988, S.156)

Den Lehrstuhlinhabern wird eine Art Schiedsrichterfunktion zugeschrieben, denen es obliegt, innerhalb der, wie BOURDIEU sagt, sekundären Merkmale wie Alter, Geschlecht, Absolvent angesehener Schulen zu sein, verschiedenen Kontrahenten, über Prioritäten und Rangordnungen zu wachen (vgl.ebd.,157). Er schreibt der Bindung der Spielteilnehmer an jeweils Höherstehende damit m.E. eine höhere Bedeutung zu als etwa dem Merkmal Geschlecht. Indem er dieses als sekundär bezeichnet, beachtet er die Auswirkungen des männlichen Nepotismus nicht (oder setzt sie als gegeben voraus). Aus feministischer Sicht erscheint es fraglich, ob die Bindung an einen mächtigen Professor Frauen den Zutritt zur universitären Karriere in jedem Fall zu öffnen vermag oder ob jenes nur gegeben wäre, wenn der Anteil von Professorinnen dem der Professoren gleich wäre, damit genügend weibliche Vorbilder und Förderer für Nachwuchswissenschaftlerinnen vorhanden wären.

Universitäre Macht speist sich auch aus denen, die diese anerkennen und sich unter den Schutz und in die Abhängigkeit der Mächtigen begeben.

„Es sind auf den Habitus zurückführbare Strategien, die als solche eher unbewusst denn bewusst sind.“ (Bourdieu 1988, S.160)

So wie der einflussreiche Professor seine Machtposition als ohne jegliche Intrige zustande gekommene beschreiben wird, wird es später auch sein Schüler tun. Eintrittskarte für das universitäre Feld ist die Wahl eines einflussreichen Professors, wobei nicht zwingend dessen fachliche Kompetenz die entscheidende ist. Dabei trägt die Anerkennung, die die Schüler ihm zollen zu eigenen Machtsicherung bei, ebenso, wie seine Macht ihr eigenes Image erhöht. Beide sind sich von gegenseitigem Nutzen.

Dabei muss immer beachtet werden, dass

„die Akkumulation des spezifischen Kapitals an akademischer Autorität mit dem Einsatz der ganzen Person erkaufte, das heißt der Zeit, die sie aufwenden muß, um das Institutionennetz zu kontrollieren, indem universitäre Macht ausgeübt wird.“ (Bourdieu 1988, S.168)

Einsatz der ganzen Person heißt auch, ständig präsent zu sein, auf Kongresse und Tagungen zu fahren, durch knüpfen von Beziehungen und Erbringen gegenseitiger Gefälligkeiten, sich in Netzwerke einzubinden oder diese aufzubauen und damit die eigene Position zu stärken. Nach dieser Lesart müssten Frauen sich beim Eintritt in die Wissenschaft darüber im Klaren sein, dass sie nur vorankommen, wenn ihr gesamtes Leben der Wissenschaft bzw. dem Anhäufen von universitärem Kapital gewidmet ist, eventuell könnte man hier von ‚Wissenschaft als Lebensform‘ sprechen. Dass junge Wissenschaftlerinnen heute durchaus auch andere Ansätze haben, wurde bereits im Forschungskapitel gezeigt.

Zusammenfassend kann das universitäre Feld als ein nach den benannten Regeln funktionierendes beschrieben werden, in dem es um die Anhäufung universitärer Macht geht, welche u.a. auch dadurch gesichert wird, dass die ‚Schüler‘ den ‚Lehrern‘ eine Art Anerkennung zollen was dazu beiträgt, dass die bestehenden Verhältnisse reproduziert werden.

Anders gesagt:

„Die Struktur des universitären Feldes ist nichts anderes als der zu einem jeweiligen Zeitpunkt vorliegende Stand des Kräfteverhältnisses zwischen den Akteuren oder genauer, zwischen den Machtformen, über die sie jeweils persönlich und vor allem vermittels der Institutionen verfügen, denen die angehören.“ (Bourdieu 1988, S.213)

Damit ist aber auch die Frage zu stellen, ob und inwieweit dieses Feld in sich geschlossen und damit auch starr für Neueintretende, die anders sind ist, die sich z.B. den Regeln nicht vollständig unterwerfen oder dem Korpsgeist nicht entsprechen, schon aus dem Grund, weil sie z.B. Frauen sind.

Hier ist mit BOURDIEU davon auszugehen, dass das Ergebnis der Kämpfe innerhalb des universitären Feldes nicht ausschließlich durch die dort vorhandenen Kräfte bestimmt wird, sondern dass die sozialen Wandlungsprozesse sich auf das universitäre Feld auswirken (vgl. ebd., S.214). Die morphologischen Veränderungen, die er durch das Anwachsen der Studentenzahlen sieht, können übertragen auch für die sozialen Wandlungsprozesse durch das Eindringen von Frauen beschrieben werden. Dass dabei das Kräfteverhältnis immer noch ein ungleiches ist, gilt nach wie vor als Tatsache.

Resümee: Habitus, Geschlecht und universitäres Feld zusammen denken

Mit BOURDIEUS Habitusstheorie liegt ein Ansatz vor, der auch in der Frauen -und Geschlechterforschung zur Analyse von Herrschaftsstrukturen genutzt werden kann. Indem BOURDIEU die Gesellschaft in sozialen Feldern denkt, geht er davon aus, dass die Akteure einen praktischen Sinn entwickeln, der sie in diesem speziellen Feld lebensfähig macht. Diesen Sinn stellt der Habitus dar. Der Habitus kann als System von Wahrnehmungs- Denk und Handlungsschemata gedacht werden, welche uns in ihrem Gewordensein nicht mehr bewusst sind. Feld und Habitus bedingen sich wechselseitig. Mit der Aussage, dass der Habitus gesellschaftlich bzw. durch die genaue Position in der Gesellschaft erworben wird, geht BOURDIEU davon aus, dass der Habitus immer ein klassenspezifischer ist. Ebenso ist Habitus vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend (vgl. Bourdieu 1997a, S.167) und so

„erzeugt der Habitus gesellschaftlich vergeschlechtlichte Konstruktionen der Welt und des Körpers, die zwar keine geistigen Repräsentationen, doch darum nicht weniger aktiv sind“ (Bourdieu 1997a, S.167).

Die Kategorie Geschlecht wird bei BOURDIEU jedoch unterschiedlich berücksichtigt, geht er in seiner Analyse der `Männlichen Herrschaft` (Bourdieu 1997a) und im `Sozialen Sinn` (vgl. Bourdieu 1987a, S.133) davon aus, dass grundlegende Gegensätze zwischen Herrschenden und Beherrschten geschlechtlich überdeterminiert sind, so stellt er Geschlecht in den `Feinen Unterschieden` (vgl. Bourdieu 1987b, S.182) und in `Homo academicus` (vgl. Bourdieu 1988, S.157) als sekundäres Merkmal dar.

Im Weiteren soll der Frage nachgegangen werden, ob Klasse oder Geschlecht der dominierende Aspekt des Habitus ist. Die `Männliche Herrschaft` kann dahingehend gelesen werden, dass jenseits aller Klassen die Subjekte die Grunderfahrung machen, entweder Mann oder Frau zu sein, entsprechend sozialisiert werden und einen in erster Linie geschlechtlichen Habitus ausbilden. ENGLER geht davon aus, dass BOURDIEU die geschlechtliche Arbeitsteilung als Grundlage der männlichen Herrschaft sieht (Engler 1997, S.310) und fragt mit KRAIS, weshalb diese Arbeitsteilung zugleich ein Herrschaftsverhältnis impliziere (vgl. Kraus 1993, S.221).

Meiner Lesart nach verursacht nicht allein die geschlechtliche Arbeitsteilung die männliche Herrschaft, sondern auch die symbolische Gewalt, die die männliche Seite für die Ausübung ihres Teils der Arbeit beansprucht bzw. mit dem sie diese ausübt. Geschlechtliche Arbeitsteilung bedeutet zugleich Einteilung in männlich und weiblich, jedoch wird an keiner Stelle gesagt, warum dieses Verhältnis von jeher als ungleiches definiert wurde. Insofern gehe ich mit KRAIS konform, dass Arbeitsteilung nicht zugleich Herrschaft bzw. Herrschende und Beherrschte impliziert.

Die Ordnungsprinzipien männlich – weiblich, oben-unten, gerade-krumm sind als Gegensatzpaare konstruiert und fließen als solche zugleich in die Körper in Form des weiblichen Habitus der Anerkennung und des männlichen Herrschaftshabitus ein. Diese Somatisierung der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse in Form der männlichen Herrschaft ist für Bourdieu die `paradigmatische Form der symbolischen Herrschaft´ (Bourdieu & Wacquant 1996, S.208). So dient auch der Körper als eine Art Gedächtnis der Geschlechtergeschichte. Der weibliche Körper hat die männliche Herrschaft so verinnerlicht, dass er Frauen dazu bringt, dem Männlichen unbewusst eine Art Anerkennung zu zollen.

Wenn der praktische Sinn der Subjekte in einer patriarchalen Gesellschaft immer als vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend beschrieben werden kann, heißt das auch, dass Habitus sich unabhängig von jeder sozialen Klasse im Feld Geschlecht ausbildet, durch die Erfahrung, entweder Mann oder Frau zu sein. Für BOURDIEU bedeutet das, (im Feld Geschlecht) entweder zu den Herrschenden oder zu den Beherrschten zu gehören. Indem BOURDIEU innerhalb der beiden Pole weiblich und männlich keine weitere Differenzierung vornimmt, wie er es an anderer Stelle für die Kategorie der Klasse in den `Feinen Unterschieden´ vornimmt, kann er von einer Polarisierung in herrschenden männlichen Habitus und beherrschten weiblichen Habitus ausgehen.

Die `Feinen Unterschiede´ innerhalb der Kategorie Geschlecht sind nicht sein Thema.

Wenn BOURDIEU in der `Männlichen Herrschaft´ davon ausgeht, dass Geschlecht und die Einteilung der Welt in Frauen und Männer keine Naturtatsache ist, sondern gesellschaftlich hergestellt wird (vgl. Bourdieu 1997a, S.169), und ebenso davon ausgeht, dass der anatomische Unterschied zwischen den Sexualorganen in bestimmten Grenzen für mehrere Konstruktionsarten offen ist, aber seit jeher als unanfechtbare Rechtfertigung des gesellschaftlich konstruierten Unterschieds dient (ebd.), so kann m.E. geschlossen werden, dass innerhalb der Einteilung männlich- weiblich Differenzierungen möglich und nötig sind. Wenn Habitus - anders als in der vormodernen Gesellschaft der Kabylei- nicht als in sich logisch und widerspruchsfrei (vgl. Kraus 1993, S.220) gesehen werden kann, kann auch Geschlecht nicht als solches gelten. KRAUS begründet das für den Habitus der Subjekte damit, dass die moderne Gesellschaft durch die Komplexität ihrer Strukturen und Kriterien sozialer Differenzierung Sprengsätze in diesem anlege. Diese Konflikte zwischen unterschiedlichen Ordnungsvorstellungen und Verhaltensweisen, würden die Selbstverständlichkeit der Praxen immer wieder ein Stück weit in Frage stellen (vgl. Kraus 1993, S.220). Da der Habitus der Subjekte untrennbar mit Geschlecht verbunden ist, gilt m.E. gleiches für diesen.

Den Konflikten zwischen unterschiedlichen Ordnungsvorstellungen und Verhaltensweisen gilt es in den Interviews auf die Spur zu kommen, wenn ich davon ausgehe, dass nicht alle Frauen in gleichem Maß den Anerkennungshabitus symbolischer Gewalt verinnerlicht haben. So sind es gerade die von KRAIS thematisierten Sprengsätze, die Hinweise darauf geben können, inwieweit die Frauen sich geltenden Spielregeln anpassen oder nicht. Beachtung muss dabei auch dem Körper geschenkt werden, da sich über ihn Anerkennung und Ratifizierung von Geschlechterverhältnissen realisiert. Ist der Körper aus einem Interviewtranskript herauslesbar? Mit DAUSIEN ist davon auszugehen, dass es auch mit dem narrativen Interview „möglich und sinnvoll ist, anhand von sprachlichem Material über Körper und Leib zu forschen“ (Dausien 1999b, S.184²³). Wie dieses innerhalb der methodischen Grenzen des narrativen Interviews zu realisieren ist, wird im Methodenteil zu erörtern sein.

Ob letztendlich Geschlecht oder Klasse die dominierende Kategorie des Habitus ist, wird hier nicht weiterverfolgt. Vielmehr geht es in der Auswertung der Interviews darum, zu beschreiben, wie und welche (vergeschlechtlichten) Habitus(formen) von Wissenschaftlerinnen in den Biographien sichtbar werden. Der geschlechtliche Habitus im Feld der Universität kann dann auch dahingehend untersucht werden, wie die Frauen die von BOURDIEU beschriebenen Regeln des männlich dominierten Spielfeldes Wissenschaft verinnerlicht haben, verifizieren bzw. abändern. Daraus können sich Handlungsmöglichkeiten für Veränderung bzw. konkrete Hinweise auf Behinderungen von Wissenschaftlerinnen ziehen lassen.

Mit BOURDIEU ist davon auszugehen, dass sich soziale Wandlungsprozesse auf das Feld Universität auswirken (vgl. Bourdieu 1988, S.214). Schon allein dadurch, dass nicht mehr wie noch vor 100 Jahren fast ausschließlich Männer dominieren. Nach wie vor haben es Frauen schwerer in der Wissenschaft, u.a. auch weil sie für die Ausbildung ihres wissenschaftlichen Habitus nicht im gleichen Maß Vorbilder haben, wie die Männer, bzw. weil hier zwei unterschiedlich vergeschlechtlichte Habitus aufeinanderstoßen. Jedoch ist es trotzdem heute nicht mehr so, dass Frauen als Fremdkörper im Feld der Wissenschaft gelten.

Wenn in einem Spiel, um mit BOURDIEU'S Metapher des Feldes zu sprechen, sich die Zusammensetzung der Spieler ändert, kann es auch zu einer Veränderung der Spielregeln kommen, die die Spieler ja festlegen. Ausgegangen kann davon werden, dass zum einen sich die WissenschaftlerInnengenerationen ändern, von der ersten Generation der Pionierinnen (Identifikation mit herrschenden Normen; Verzicht auf Familie und Kinder) zur zweiten Generation der Offensiven (unterstützen Frauenforschung, leben in Netzwerken,

²³ Siehe zur Thematik auch die anderen Aufsätze des Sammelbandes `Biographie und Leib´ (Alheit u.a. Hg. 1999)

frauenpolitisch aktiv) bis hin zur dritten Generation Frauen, die in zwei Lebenswelten leben (weibliche Identität in Beruf und Familie zur Geltung bringen) (vgl. u.a. Macha 1997, S.82f.).²⁴

²⁴ So verwiesen z.B. WEINGARTEN/WELLERSHOFF ebenfalls bereits vor über 20 Jahren darauf, dass vor allem die jüngeren Frauen Geisteshaltungen und gesellschaftliche Errungenschaften heute als selbstverständlich empfinden, die die Generationen vor ihnen noch als feministische Ziele postulierten. Dieses Selbstbewusstsein 'Alles zu wollen', schließt jedoch nicht aus, dass ebenso ein Unrechtsbewusstsein für objektiv vorhandene Benachteiligungen entwickelt wird (vgl. Weingarten/Wellershoff 1999, S.12f.).

II. Annahmen der Biographieforschung

Die Untersuchung nutzt neben BOURDIEUS Habitus­theorie ebenso biographietheoretische Annahmen. Der Frage, ob eine Verbindung von beiden überhaupt Sinn macht oder ob sich beide unvereinbar gegenüberstehen, wird sich ein anschließender Punkt widmen, indem ich mit heutigem Blick nochmals auf BOURDIEUS Absage an die `Biographische Illusion´ (Bourdieu 1990b) schaue.

Die Anfänge der wissenschaftlichen Biographieforschung reichen zurück bis ins 18. Jahrhundert, wobei die Historiographie, die Literaturwissenschaft, die Philosophie und die Pädagogik an der Entstehung ihren Anteil hatten (vgl. Krüger 1996 S.32).

Anders als in den vormodernen Gesellschaften gibt es nun die Form der Selbst­präsentation, der erzählten Lebensgeschichte oder auch der `Biographie´. Nicht zuletzt dienen Autobiographien auch der Selbstvergewisserung des Individuums in immer größer werdender Unsicherheit in den Gesellschaften der Moderne. Biographieforschung beschäftigt sich jedoch nicht nur mit erzählten Lebensgeschichten, sondern auch mit Tagebuchaufzeichnungen oder geschichtlichen Dokumenten. Von Interesse ist alles, was Rückschlüsse auf die Sichtweise von Individuen auf sich und ihre Umwelt zulässt. So existiert z.B. die Auffassung aus einem einzigen Fall, einer einzelnen Lebensgeschichte auf die Struktur der jeweiligen Gesellschaft schließen zu können (Fischer-Rosenthal 2000).

Die Biographieforschung als qualitative sozialwissenschaftliche Forschungsrichtung lässt sich nach den Ansätzen der verschiedenen Fachrichtungen unterscheiden. So widmet sich erziehungswissenschaftliche Biographieforschung dem biographischen Gewordensein der Individuen. Von Interesse sind hier u.a. Lern- und Bildungsprozesse. Die Deutungs- und Handlungsschemata der Gesellschaftsmitglieder stehen im Zentrum. Die soziologische Biographieforschung konzentriert sich eher auf das Verhältnis von Subjekt und Gesellschaft. Ich denke, im Rahmen einer biographisch orientierten Arbeit auf dem Hintergrund der Frauen- und Geschlechterforschung ist es sinnvoll, nach dem Verhältnis von Geschlechterforschung und Biographieforschung zu fragen bzw. die Frage zu stellen, ob es eine feministische Biographieforschung gibt.

Zum Verhältnis von Biographieforschung und Frauenforschung

Eine systematische Auseinandersetzung innerhalb der Frauenforschung- und Geschlechterforschung zum Thema Biographieforschung existiert m.E. nach bis heute weitestgehend kaum. Möglich wäre an Hand der Geschichte dieser noch relativ jungen Wissenschaft nachzuvollziehen, wie sie biographische Methoden nutzt. Für das Thema Forschung zu Wissenschaftlerinnen kann ich aus der Darstellung im ersten Kapitel folgende allgemeine Schlüsse ziehen (vgl. Kap1. dieser Arbeit. Punkt Forschung zu Wissenschaftlerinnen im historischen Verlauf). In den ersten zwei Phasen von 1950 bis Mitte der 60ziger bzw. von Mitte der sechziger Jahre bis Mitte der siebziger Jahre ist nicht von der Existenz der Frauenforschung als eigenen Wissenschaftszweig auszugehen. Zwar gibt es in der zweiten Phase der Beschäftigung mit dem Thema Frauen an der Hochschule einen Perspektivwechsel weg von der (männlichen) Außensicht auf Frauen hin zur Selbstsicht von Frauen bezüglich Berufs und Familie, doch die eher spärlichen empirischen Arbeiten von Frauen über Frauen (z.B. Sommerkorn 1967, Bimmer 1972) arbeiten nicht mit biographischen Methoden. Erst in der dritten Phase von Mitte der 70ziger bis Mitte der 80ziger setzt mit der Neuen Frauenbewegung unter dem Postulat der `Betroffenheit´ die Veröffentlichung einer Vielzahl von Falldarstellungen ein. Hier gibt es eine enge Verbindung von Frauenforschung und Biographieforschung. Qualitative Methoden und damit auch die biographischen werden favorisiert. Obwohl die größeren empirischen Arbeiten zu Gunsten kleinerer Samples von Betroffenheitsberichten und eben jenen Falldarstellungen zurückgehen. Ein regelrechter Forschungsboom setzt dann mit der vierten Phase ab Mitte der 80ziger ein, als Frauenforschung sich die institutionelle Verankerung und gesellschaftliche Anerkennung zunehmend erkämpft. Hier werden aber auch wieder die zuvor eher abgelehnten qualitativen Methoden genutzt. Wenn überhaupt, so kann für die dritte Phase von der Existenz einer feministischen Biographieforschung gesprochen werden. Resümierend dazu gibt es im `Handbuch der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung´ (vgl. Krüger/ Marotzki 1999) unter dem Punkt `Biographieforschung in verschiedenen erziehungswissenschaftlichen Teildisziplinen´ den Aufsatz von MARGRET KRAUL `Biographieforschung und Frauenforschung´. Da KRAUL die ansonsten nur einzeln vorhandene Beiträge²⁵ zum Thema aus dem Spektrum der

²⁵ Als Ausnahme im Hinblick auf methodische Fragen, auch auf biographische, ist hier der Sammelband von DIEZINGER u.a. `Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung´ (vgl. Diezinger et al 1994a) zu nennen, der auch einen der ersten systematischen Aufsätze zum Thema `Biographieforschung und Frauenforschung´ enthielt (vgl. Dausien 1994).

Frauenforschung systematisch zusammenfasst und bezüglich einer geschlechterbezogenen Biographieforschung ein Programm aufzeigt, rekurriere ich in meinen weiteren Ausführungen u.a. auf diesen und beziehe weitere Artikel in meine Darstellung ein.

Als Meilenstein für die weitere Entwicklung der Frauenforschung gelten immer noch MARIA MIES `Methodischen Postulate´ (Mies 1978), wonach u.a. die unbewusste, subjektive Betroffenheit der Forscherinnen in den Forschungsprozess einbezogen werden soll. Diese subjektiven Erfahrungen sollen MIES zufolge letztlich als biographischer Selbstreflexionsprozess für alle Frauen nachvollziehbar sein. Es wird von einer Art kollektiven Opfererfahrung der Unterdrückung ausgegangen. So wird Forschung als Bewusstwerdungsprozess angesehen. „Daß dabei Biographie(erforschung) und Selbstfindung, Forschungsprozess und Bewusstwerdungsprozess vor lauter Betroffenheit zuweilen in eins gesetzt wurden (vgl. Ostner 1987, S.122) war in diesem Ansatz angelegt.

... Wertfreiheit und Objektivität wurden als androzentrische Kategorien abgelehnt; die `Sicht von unten´ bestimmte die Perspektive.“ (KRAUL 1999, S.457)

Nun sind die `Postulate´ nicht ohne Kritik geblieben, in der Folgezeit schließt sich eine Methodendiskussion (vgl. v.a. Zentraleinrichtung 1984) an, die auch als Suchbewegung der sich neu etablierenden Frauenforschung verstanden werden kann.

So kann u.a. REGINA BECKER-SCHMIDT die Annahme der gemeinsamen Betroffenheit nicht teilen und geht davon aus, dass die Differenz zwischen den Frauen dadurch nur verdeckt wird (vgl. Becker-Schmidt 1984, 1995). Das Postulat der Betroffenheit wird jetzt auf gesellschaftstheoretischer Ebene durch die These der doppelten Vergesellschaftung der Frau in Familie und Beruf erweitert. Zur Auseinandersetzung mit den psychischen Verarbeitungsmustern kommt jetzt verstärkt die mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten dazu (vgl. Becker-Schmidt 1984).

Damit wird der Orientierung am Subjekt die gesellschaftstheoretische Fundierung gegeben (vgl. KRAUL 1999, S.457). Ich gehe mit KRAUL davon aus, dass MIES wissenschaftsgeschichtlich gesehen in methodischer Sicht einen wichtigen Diskurs innerhalb der Frauenforschung angeregt hat.

Ausgehend vom `Betroffenheitspostulat´ können mit KRAUL folgende

Bezüge zwischen Frauenforschung und Biographieforschung hergestellt werden:

- die Betroffenheitsdiskussion förderte biographische Zugänge in besonderem Maß, da vorausgesetzt wird, dass Frauen sich Situationen, die ihre Lebensgeschichte bedingen, bewusst werden
- die den Frauen verlorengegangene Historizität sollte wieder aufgespürt werden
- die Beschäftigung mit Biographie wurde zu einer neuen Wissenschaftsrichtung

sowohl innerhalb der Frauenforschung als auch in der Geschichtswissenschaft, Erziehungswissenschaft und Soziologie

-Frauenforschung förderte Biographieforschung, indem sie `Biographien als Kette von Situationen von Betroffenheit´(Göttner-Abendroth 1984, S.264) verstand

-Biographizität der Subjekte, der Objekte, der Forscherinnen und der zu Erforschenden wird zum Mittelpunkt feministischer Forschung

(vgl. KRAUL 1999, S.458)

Als Ziel der wohl m.E. eher als biographische Frauenforschung denn als feministische Biographieforschung zu begreifenden Phase kann also das Aufdecken der gemeinsamen Unterdrückung bei allen Frauen benannt werden. Es ging hauptsächlich darum, weg von der allgemeinen (männlichen) `Normalbiographie´ hin zu weiblichen Lebenszusammenhängen zu kommen, die von Brüchen und Diskontinuitäten gekennzeichnet sind.

In der Folgezeit wird eine Differenzierung des `Betroffenheitspostulats´ verstärkt eingefordert. CHRISTINA THÜRMER-ROHR stellt mit der `Mittäterschaftsthese´ der Frauen eine provokante Gegenthese zum alleinigen Opferstatus der Frauen auf (vgl. Thürmer-Rohr 1987). Die Bereitschaft, die dem Mann zugewiesenen Wesenszüge zu ergänzen, mache Frauen korrumpierbar und verführe sie zu einer Akzeptanz der bürgerlichen Introspektion (vgl. Thürmer-Rohr 1987a) Die Differenzen unter Frauen werden zunehmend thematisiert und über Biographie erforscht. Es ist davon auszugehen, dass Biographieforschung hier einen nicht zu unterschätzenden Wert für die Frauenforschung hat. „Gerade die unterschiedlichen Lebenswelten von Frauen , die sich nicht mehr in der Betroffenheit und in der gleichen Emanzipationsausrichtung fassen lassen, fordern genaue Analysen. Biographieforschung wird notwendig, um unterschiedliche Facetten weiblicher Lebenswelten zutage zu fördern.“ (KRAUL 1999, S.459)

Indem Frauen nicht länger als uniforme Masse untersucht werden, kann durch die Perspektive des Konstruktivismus Geschlecht als soziale Konstruktion, die im täglichen Handeln ständig neu hergestellt wird, enttarnt werden. Hier unterscheidet sich die Neue Frauenbewegung wesentlich von der Alten. Geht frau damals noch davon aus, dass Geschlechterdifferenzen naturgegeben seien, wodurch auch zur Festschreibung von Machtstrukturen beigetragen wird, wird Zweigeschlechtlichkeit nun in Frage gestellt. Es wird nicht länger von Natur als Schicksal, sondern von Kultur als Schicksal ausgegangen (vgl. u.a. Schröpfer 1997). Mit dem Ansatz des *doing gender* (West/Zimmermann 1987) wonach Geschlecht in *sex* (biologisches Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht) unterschieden wird, ist nun nicht länger die Diskriminierung von Frauen alleiniges Thema der Frauenforschung, sondern die Beteiligung der Frauen an der Herstellung von Geschlecht wird ebenfalls untersucht. Der Erkenntnisstand erfordert es in dieser Phase, die soziale Konstruktion von Geschlecht zu erforschen.

Aus der Feststellung, dass Geschlechter in alltäglichen Handlungen ständig neu hergestellt werden, folgt der Schluss, dass sie auch nur in diesen Alltagssituationen erfassbar sind und im biographischen Prozess stets von neuem hergestellt werden. Wiederum sind hier neben ethnographischen Methoden, biographische Methoden hilfreich (vgl. KRAUL 1999, S.459).

Auch der (De)konstruktionsansatz blieb nicht ohne Kritik und offene Fragen. So fürchteten die einen, dass der schwer erkämpfte Blick auf die Kategorie Geschlecht wieder verschwindet, zugunsten eines `alles ist möglich´ (vgl. Gerhard 1993, S.16)²⁶. Andererseits ließ sich der Ansatz der Dekonstruktion nicht ohne weiteres in ein Forschungsprojekt umwandeln. Erstens, weil es keinen Standort außerhalb der Gesellschaft gibt, von dem aus die Zweigeschlechtlichkeit dekodiert werden kann, was heißt, dass wir immer zwischen diesen beiden Polen Mann und Frau verhaftet bleiben, da uns für die Suche nach den anderen Varianten dazwischen einfach die Sprache fehlte (vgl. Schröpfer 1997).²⁷

So ist bis dato also davon auszugehen, dass trotz allen guten Willens der Forscherin, die Zweigeschlechtlichkeit bei der Dekodierung der Wirklichkeit die strukturierende Kategorie war (vgl. Kelle 1997).

Mit KRAUL ist davon auszugehen, dass für den `doing gender´ Ansatz die Verhinderung von Festlegungen auf Geschlechterstereotype spricht. Andere Möglichkeiten von Frauen- und Männerleben unterschiedlichster Herkunft, wie Ethnien und Kultur, konnten sichtbar gemacht werden. Damals ging man davon aus, dass der binären Codierung so entgangen wird (KRAUL 1999, S.459).

Inzwischen durchläuft die

„Geschlechterforschung seit ihren Anfängen nicht nur eine starke Ausdifferenzierung und Professionalisierung, sondern eine radikale Wende, ja einen „Paradigmenwechsel“ (Knapp 1997) ...

²⁶ Gut nachvollziehbar ist die damalige Debatte um die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit auch an Hand der Diskussion um JUDITH BUTLERS `gender trouble´ (Butler 1991; dt. `Das Unbehagen der Geschlechter´)(Diskussion dazu u.a. in Frankfurter Rundschau Mai 1993) Interessant ist in diesem Zusammenhang ebenso, dass der Diskurs um Konstruktion und Dekonstruktion zuerst im angloamerikanischen Raum auftauchte und in Deutschland damals auf eine Art `Rezeptionssperre´ (Gildemeister;Wetterer 1992) stieß. Als Vorreiterin in Deutschland kann hier CAROL HAGEMANN-WHITE gelten, deren Band `Sozialisation: weiblich-männlich?´ (Hagemann-White 1984) heute als Wende betrachtet wird, die erst Jahre später postuliert wurde (vgl. Gildemeister: 2005): „Mit dem Fragezeichen im Titel begann die Einwanderung konstruktionstheoretischer Perspektiven in die damals zwischen den polarisierten Bezugspunkten Gleichheit und Differenz festhängende Debatte der Frauenforschung.“ (Gildemeister 2005, S.194)

²⁷ Heute gibt es zum Thema der Unsichtbarmachung von Trans- und intergeschlechtlichen Menschen durch Sprache neue Ansätze. So setzen sich z.B. die SYLVAIN-Konventionen für eine geschlechtergerechtere Sprache ein, durch die Hinzufügung des INDEFINITIVUMS zu den bisherigen drei grammatikalischen Geschlechtern (siehe genauer dazu: Sylvain/Balzer 2008), was zur geschlechtsneutralen Sprache mit z.B. den Wortendungen: din Studentin, meinin bestin Freundnin für nichtbinäre Menschen führt.

und (hat) ihre eigenen theoretischen Kategorien und methodologischen Prämissen reflexiv in Frage gestellt.“ (Dausien 2012, S. 158)²⁸

Egal, ob vom Ansatz der Betroffenheit oder dem der Differenz ausgegangen wurde, beide nutzten als empirisches Material u.a. Biographien.

„Biographien als Aneinanderreihung von Handlungssituationen sind konstitutiv für Geschlechterforschung, nicht mehr vorrangig mit dem Ziel Betroffenheitslyrik zu produzieren, sondern in ihrer Orientierung an lebensweltlich einholbaren Differenzen zwischen Männern und Frauen und innerhalb eines Geschlechts. Biographische Methoden werden gleichsam zum Motor für die Frauenforschung und bedingen deren Perspektivwechsel von der Einheitsbetroffenheit zur Differenz“ (KRAUL 1999, S.459f.)

KRAUL geht weiter auf die Methodendebatte innerhalb des Feminismus und die Frage, ob es spezifische weibliche Methoden gebe, ein. Da das methodische Vorgehen und ebenso die Frage nach spezifisch weiblichen Methoden in einem eigenen Kapitel dargestellt werden, gehe ich an dieser Stelle nicht weiter darauf ein.

Wichtiger ist an dieser Stelle ein Resümee der Beziehung von Frauen- und Biographieforschung. Frauenforschung nutzt das biographische Paradigma. Biographieforschung hat von ihrer Entwicklung her keinerlei Bezug zu feministischen Fragestellungen (vgl. KRAUL 1999, S.462). So kann davon ausgegangen werden, dass die Mitte der siebziger Jahre entstandene Frauenforschung mit ihrem Rückgriff auf biographische Methoden, zwar auf eine Methode zurückgreift, die von ihrer Entstehungsgeschichte her männlich dominiert ist, jedoch gegenüber quantitativen Methoden den Vorteil hat, Menschen in ihrer Ganzheitlichkeit und Widersprüchlichkeit zu erfassen und damit weiblichen Lebenszusammenhängen gerechter zu werden, als standardisierte statistische Verfahren.

Mit KRAUL gehe ich davon aus, dass Frauen -und Geschlechterforschung Biographie immer als geschlechtsgebundenes Konzept versteht.

Ob allerdings die sehr zu unterstützende Forderung von BETTINA DAUSIEN nach einer feministischen Biographieforschung (vgl. Dausien 1994, S.136ff.) laut KRAUL als allgemeine Forderung der Frauenforschung²⁹ gesehen werden kann (vgl. KRAUL 1999, S.462), sei auch

²⁸ Bereits 2007 betitelte die Sektion Frauen und Geschlechterforschung der DGfE ihre Jahrestagung mit der Frage: `Was kommt nach der Genderforschung?` (vgl. Casale, Rita; Rendtorff (Hrsg.) 2008). Im Tagungsband spiegelt sich die heterogene Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung nieder. Neben einem Eintreten für die Revitalisierung der historischen Perspektive in der Geschlechterforschung (siehe den Beitrag von Claudia Opitz in diesem Band), wird im Kommentar dazu von PIA SCHMID auf die besonderen Gegebenheiten in der Erziehungswissenschaft, wo die historische Perspektive inzwischen wieder und die Genderforschung weiterhin legitimierungsbedürftig sind, hingewiesen.

Ebenso wird jetzt nach der Bedeutung von `race, class, gender` als Kategorien für die Geschlechterforschung gefragt und Intersektionalität wird als `perspektivische Erweiterung` benannt (vgl. den Beitrag GUDRUN-AXELI KNAPP im Tagungsband). Zu komplexeren theoretischen Konzeptualisierungen der Genese sozialer Ungleichheiten wird angeregt (vgl. den Kommentar von HELGA KELLE ebd. dazu)

²⁹ Zu weiteren damaligen biographischen Untersuchungen aus dem Spektrum des Feminismus siehe: Kraul 1999, S.463

20 Jahre später aus heutiger Sicht angesichts der geschilderten derzeitigen Forschungslage dahingestellt.

Allerdings zählen laut BETTINA DAUSIEN mehr als zehn Jahre nach KRAULS Aussage, biographische Forschungsmethoden zwar nicht als `Königinnenweg`, aber zu den wichtigen methodischen Instrumenten feministischer Sozialwissenschaft, die aus der Geschlechterforschung nicht mehr wegzudenken sind und auch den Paradigmenwechsel zur Genderforschung `überlebt` haben (vgl. Dausien 2012, S.157).

Biographie und Geschlecht als Konstrukt - Bettina Dausien

Die Arbeiten der Sozialwissenschaftlerin BETTINA DAUSIEN (vgl. u.a. Dausien 1990, 1994, 1996, 1998, 1999, 2000, 2001, 2006, 2008, 2009, 2012, 2017, 2019) waren und sind für die Frauen- und Geschlechterforschung als auch für die Biographieforschung fruchtbar, da sie Biographie und Geschlecht als Konstruktionen denkt und sich schon früh dafür ausspricht, die oft postulierte Dekonstruktion der bestehenden Geschlechterverhältnisse nicht vor der genauen Rekonstruktion dieser zu unternehmen (vgl. Dausien 1996).

Bereits 1990 kritisiert DAUSIEN die sogenannte `Normalbiographie` als am männlichen orientierte (vgl. Dausien 1990)³⁰ und setzt sich 1994 in ihrem Aufsatz „Biographieforschung als `Königinnenweg`“ (Dausien 1994) für eine Theorie weiblicher Biographiekonstruktion ein, die sich an Merkmalen von Frauenleben, wie dem der doppelten Vergesellschaftung orientiert, welche sich auf Struktur und subjektive Binnensicht des Lebenslaufs auswirke, woraus sich Diskontinuitäten und Brüche ergeben, die strukturell von den Lebenslaufmustern der Männer verschieden wären. Ebenfalls müsse davon ausgegangen werden, dass weibliche Selbstkonzepte stärker durch Beziehungsorientierung und soziale Vernetzung gekennzeichnet sind, als in herkömmlichen Identitätskonzepten nahegelegt würde.

Für den biographischen Ansatz wäre damit auch eine Revision der Begriffe Autonomie und Individualität notwendig (vgl. Dausien 1994, S.137f.). Sie geht davon aus, dass Biographieforschung als komplexer Forschungsansatz zu charakterisieren ist, der in verschiedene Theoriekontexte eingebunden sein kann und es schon daher wenig sinnvoll ist, Biographieforschung als `Königinnenweg` der Frauenforschung zu benennen.

³⁰ Siehe ebenfalls dazu u.a.: Diezinger 1991, Krüger 1984, 1991

Mit DAUSIEN sind biographische Methoden daher als mögliche Wege in einem `demokratischen Straßennetz´ zu sehen (vgl. Dausien 1994, S.152) und Biographie hat damit als theoretisches Konzept in der feministischen Sozialwissenschaft einen zentralen Stellenwert womit eine biographietheoretische Subjekttheorie aus feministischer Sicht eine weitreichende und fruchtbare Forschungsperspektive (vgl. Dausien 1994, S.153) ist.³¹

Biographie und Geschlecht als Konstrukt³²

In ihrer 1996 erschienen Promotionsarbeit `Biographie und Geschlecht´ (Dausien 1996)³³ beschäftigt sich die Wissenschaftlerin mit der biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Empirischer Hintergrund sind narrative Interviews aus dem proletarischen Milieu.

Dabei geht DAUSIEN davon aus, dass Biographie und Geschlecht als zentrale Strukturkategorien der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu sehen sind. Wobei die Strukturen durch den Prozess der `Strukturierung´ hergestellt werden. Die Produzenten sind immer die Individuen und Gemeinschaften, die in die Strukturen verflochten sind, sie hervorbringen und umwandeln. Den Individuen ist dieser Vorgang nur geringfügig bewusst. Mit GIDDENS geht sie davon aus, dass dabei

„Handeln im umfassenden Sinn als Praxis zu verstehen (ist), welche das praktische Bewusstsein mit einschließt Die Subjekte erzeugen in ihrer alltäglichen Praxis jene Strukturen, die ihnen – individuell – als objektive, von ihrem Handeln abgetrennte, wieder gegenüberstehen. Die Strukturen wirken jedoch nicht global und abstrakt, sondern vermittelt über eine Vielzahl von Institutionen und Regelsystemen unterschiedlicher Reichweite“ (Dausien 1996, S.1)

Geschlecht, besonders in der Form der Zweigeschlechtlichkeit, gilt in diesem Sinn als eine solche Einrichtung, die im Alltagsverständnis als naturgegeben gilt.³⁴ Feministische Forschung geht jedoch nicht mehr von der natürlichen Schicksalhaftigkeit der Zweigeschlechtlichkeit aus,

³¹ DAUSIEN weißt an dieser Stelle auch auf ein nicht zu unterschätzendes Problem biographischer Forschungen hin: „nämlich die Komplexität des Materials und die Schwierigkeiten einer angemessenen Präsentation und Publikation.“ (Dausien 1994, S.153).

³² Ich beziehe mich bei der Analyse dieses Konzepts vor allem auf DAUSIEN Dissertation, da sie sich hier grundlegend und umfänglich damit beschäftigt und auch in späteren Arbeiten immer wieder darauf Bezug nimmt (vgl. z.B. Dausien 2012) Ihre Habilitationsschrift ist leider bislang unveröffentlicht.

³³ Hier wird das eben erwähnte Problem einer angemessenen Präsentation und Publikation gut nachvollziehbar. Die inhaltlich exzellente und für nachfolgende Generationen von Frauenforscherinnen wegweisende Arbeit umfasst immerhin insgesamt 614 Seiten. DAUSIEN verweist hier auf die abduktive Forschungslogik, die eben keine kurze Präsentation erlaubt und auf eine `Ambiguitätstoleranz´ gegenüber der Komplexität und Widersprüchlichkeit gerade in der Forschungsarbeit mit (weiblichen) Lebenszusammenhängen (vgl. Dausien 1996, S.8f), die es aufzubringen gilt.

³⁴ Vgl. dazu u.a. GILDEMEISTER und WETTERER 1992.

sondern benennt gesellschaftliche Normen als Ursache. Mit DAUSIEN ist Geschlecht einmal unter dem Aspekt der Sozialisationsinstitution und andererseits unter dem des menschlichen Handelns analysierbar. Teilt man Geschlecht, wie im Ansatz des *doing gender*, in die Kategorien *sex* und *gender* auf, so steht *gender* für das soziale Geschlecht und ist damit eine Kategorie des Alltagshandelns (vgl. Dausien 1996, S.2)³⁵. Ein genauer Entwurf von *gender*, der über allgemeine Annahmen hinausgeht, fehlt jedoch. DAUSIEN begründet diesen Fakt erkenntnistheoretisch: „Angesichts der Komplexität und Historizität der Geschlechterproblematik und Variabilität gesellschaftlicher Praxis würde eine inhaltliche Bestimmung `weiblichen´ bzw. `männlichen´ Handelns im Doing-gender-Prozeß eine Festschreibung bedeuten, die notwendig zu kurz griffe und im übrigen die soziale Konstruktion der ,Geschlechterdifferenz noch einmal verdoppelte. (Dausien 1996, S.2)

Daher muss die `Konstruktionslogik´ der Geschlechterkategorie *gender* untersucht werden, anhand von Ausschnitten der sozialen Wirklichkeit. Indem *doing gender* an Hand konkreter empirischer Beispiele analysiert wird, kann das allgemeinere Konstruktionsprinzip, das `Regelsystem´ Geschlecht re-konstruiert werden (vgl. Dausien 1996, S.3)

Weiter wird davon ausgegangen, dass die Überlegungen zur Kategorie Geschlecht in analoger Weise für die der Biographie gelten. Menschen haben weder ein Geschlecht noch eine Biographie im Sinne einer naturgegebenen und ein für alle Mal feststehenden schicksalhaften Tatsache. So ist darauf zu verweisen, dass Biographie als gesellschaftliches Konstrukt im Spannungsverhältnis zwischen Struktur und Handeln gilt (vgl. Dausien 1996, Fischer und Kohli 1987, Fischer-Rosenthal 1992).

Sobald Biographie nicht länger als biologisches Prinzip, sondern als soziale Institution gedacht wird, heißt das, dass auch die Form der biographischen Selbst- und Fremddeutung als Phänomen der Moderne gilt, welches in vielschichtigem Zusammenhang mit anderen sozialen Institutionen, wie z.B. dem Geschlecht steht (vgl. Dausien 1996, S.3). Nicht nur Geschlechter werden `gemacht´, sondern ebenso Biographien. „ Sie werden von konkreten Subjekten in konkreten Situationen konstruiert und re-konstruiert, sie bedürfen bestimmter Anlässe, haben bestimmte individuelle und kollektive Funktionen, orientieren sich, ebenso wie das situationsgerechte *Doing gender* – an normativen Vorgaben, ohne sie abbildhaft zu reproduzieren und sie verwenden verschiedenen Medien der Konstruktion.“ (Dausien 1996, S.4)

Der Begriff der `biographischen Konstruktion´ meint daher das Konstrukt Biographie und den Prozess des Konstruierens. Dieser ist als komplexe Handlung bzw. Praxis zu begreifen, die `Wirklichkeit´ hervorbringt (vgl. Dausien 1996, S.4). Trotz aller Gemeinsamkeiten der

³⁵ Bezug genommen wird auf die durch GILDEMEISTER/WETTERER (vgl. diess. 1992) zitierte grundlegende Arbeit von WEST und ZIMMERMANN `Doing Gender´, die dieses Analysekonzept der Genderforschung maßgeblich entwickelt haben. Der Aufsatz ist bereits 1987 erschienen (vgl. West, Candance/Zimmermann, Don H. 1987) und liegt meines Wissens nach bis heute nicht in der deutschen Übersetzung vor.

Kategorien Geschlecht und Biographie gibt es jedoch auch wesentliche Unterschiede beider. So gehört es bis heute noch nicht zur alltäglichen Erfahrung, dass Geschlecht fraglich wird^{36,37}, für Biographie kann jedoch durchaus davon ausgegangen werden.

„Biographie ist womöglich ein ‚flüssigeres‘ Konstrukt, eine gesellschaftliche Konstruktion, der man den Prozess des Konstruierens noch eher anmerkt, als dem Konstrukt Geschlecht. Hierin liegt im übrigen auch der Reiz eines Zugangs mit biographischen Methoden.“ (Dausien 1996, S.5)

Auf der Ebene der Alltagshandlungen ist von einer wechselseitigen Beziehung zwischen Geschlecht und Biographie auszugehen. Ich kann nicht als Neutrum handeln, sondern handle immer als Frau oder Mann. Andererseits handle ich dabei nie ohne biographisches Wissen. Weder das geschlechtslose, noch das biographielose Handeln sind daher möglich.

DAUSIEN widmet sich in ihrer Promotion der empirischen Untersuchung der erzählten Lebensgeschichte in der kommunikativen Situation des narrativen Interviews. Anders gesagt geht es ihr um die ‚explizite Konstruktion von Biographie in der Form des Erzählens‘ und sie geht dabei davon aus, dass das Subjekt hier nicht nur seine Biographie (re)konstruiert, sondern ebenso sein soziales Geschlecht (vgl. Dausien 1996, S.5) „Lebensgeschichtliches Erzählen ist mithin ein bestimmtes ‚Konstruktionsmedium‘ für beide Kategorien, Biographie und Geschlecht.“ (Dausien 1996, S.5)³⁸ Die biographischen Konstruktionen der Frauen stehen hier im Mittelpunkt, nicht die Untersuchung konstruktivistischer Theorien. DAUSIEN denkt jedoch die Auseinandersetzungen um die (De)konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit mit, um der Gefahr einer vorschnellen Naturalisierung von Geschlechterkategorien zu entgehen. Bedenkt man den Anspruch eines konkreten Handlungsbezugs von Frauenforschung, so ist DAUSIENS Plädoyer dafür, dass Dekonstruktion mehr sein müsse als bloße Begriffskritik, besonders zu beachten.

³⁶ DAUSIEN schreibt Jahre später dazu: „Ein Klassenwechsel, eine dritte Kategorie oder eine Nichtzuordnung sind sozial nicht vorgesehen. Ausnahmen wie Transsexualität oder das Behaupten einer uneindeutigen Geschlechtszugehörigkeit (Intersexualität, Transidentität) bedürfen eines erheblichen legitimatorischen Aufwandes und sind hochriskant.“ (Dausien 2012, S.167).

³⁷ Im Zuge der sich etablierenden Queerbewegung- und Forschung (auf die im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter eingegangen werden kann) erscheinen in der Gegenwart dann auch Studien, die sich mit biographischen Methoden Queerem Leben widmen. So ist kürzlich eine von DAUSIEN betreute Masterarbeit zum Thema: ‚Queere (Über-)Lebensstrategien. Eine qualitative Studie auf der Basis biographischer Interviews‘ im Rahmen des Genderstudiums an der Universität Wien verfasst worden (Elser 2020).

³⁸ Wie bereits erwähnt, untersucht DAUSIEN das Verhältnis von Biographie und Geschlecht an narrativen Interviews von Frauen aus proletarischen Milieus, was das Thema jedoch nicht beschränkt, sondern nach ihrer Aussage dessen exemplarische Bearbeitung an einem Ausschnitt der Wirklichkeit möglich mache (vgl. Dausien 1996, S.6).

So müsse Dekonstruktion nicht mehr nur auf die ideologisch begriffliche Seite rekurren, sondern stärker auf das Alltagshandeln der Menschen bezogen werden, da hier das Potential zu Kritik und Veränderung stecke (vgl. Dausien 1996, S.2). DAUSIENS Position ist damit die der genauen Rekonstruktion bestehender Verhältnisse vor deren Dekonstruktion, wodurch für sie Veränderung eher möglich wird, als durch ein Denken in anderen Begriffen auf theoretischer Ebene.

Das heißt jedoch nicht, dass Empirie ohne jegliche Theorie erfolgt. Die Dialektik zwischen dem Allgemeinen und dem Konkreten hebt sich niemals auf, d.h. Konstruktionsprinzipien des Gesellschaftlichen existieren nicht aus sich selbst heraus, sondern nur in der Beziehung zu real vorfindbaren Handlungen des Alltags. Die Praxis der Handelnden produziert Strukturen, die sich wiederum auf die Praxis auswirken. Will ich also die Strukturen des männlich dominierten Wissenschaftsfeldes erforschen, um mehr über Ursachen des geringen Frauenanteils zu erfahren, kann ich das nur durch die Praxis der Menschen `hindurch´ ergründen (vgl. Dausien 1996, S.7).

DAUSIEN spricht im Ergebnis ihrer Arbeit davon, dass Geschlecht als soziale Konstruktion in komplexer Weise individuelle und gesellschaftliche Prozesse strukturiert. Daher warnt sie auch davor, Biographie als Dichotomie von `männlich´ und `weiblich´ aufzustellen, auch wenn die Empirie darauf deuten sollte (vgl. Dausien 1996, S.564). Damit verschließt sich DAUSIEN m.E. nicht den Annahmen postmoderner Theorien, die Möglichkeit des Vorhandenseins von `Ein bis Unendlich vielen Geschlechtern´ (vgl. z.B. Sgier 1994) denken.

„Doch auch die Empirie selbst spricht gegen eine glatte Trennlinie zwischen den Geschlechtern. Es gibt Männer mit einer ausgesprochen `weiblichen´ Familienorientierung und Frauen, die `männliche´ Strategien verfolgen. Dies bestätigt auch die vorliegende Untersuchung. Sie hat außerdem deutlich gemacht, dass Biographie nicht alleine durch das Geschlechterverhältnis, sondern ebenso durch andere Dimensionen des sozialen Raums wie Generation, soziale Schicht, regionale Bezüge oder kulturelle Milieus geprägt werden. Das macht ihre Komplexität und Individualität aus. (Dausien 1996, S.565)

Nach DAUSIEN sind dabei trotzdem folgende geschlechtsbezogenen Typisierungen an Geschlecht als soziale Konstruktion gebundene:

- die Form der Selbstkonstruktion (`Ich-in-Beziehungen´ vs. Individualisiertes Ich´)
- die Bewältigungsstrategien im Umgang mit Konflikten (Trennen, Sequentialisieren, Individualisieren vs. Verbinden, Synchronisieren, In-Beziehung-Setzen)

Diese sind jedoch nicht zu verwechseln mit einer Typologie `männlicher´ bzw. `weiblicher´ Biographien, sondern höchstens als Typen von Bewältigungsstrategien zu sehen, die sich zwar in signifikanter aber nicht in absoluter Weise auf das Geschlecht aufteilen (vgl. Dausien 1996, S.565). Daher analysiert die Forscherin diese Erkenntnisse theoretisch als *biographische*

Konstruktionsweisen (Theorieebene) , die zu je eigenständigen Formen der Gestaltung bzw. Ergebnissen führen, die sie mit *biographischen Konstruktionen* (Empirieebene) bezeichnet. An dieser Stelle ist m.E. ein weiteres konstruktives Moment in DAUSIENS Ansatz, wenn sie davon ausgeht, dass diese biographischen Konstruktionen eben nicht als `männlich` oder `weiblich` zu bezeichnen sind, sondern eher als `typisch` für Biographie von Frauen oder Männern in einer bestimmten historisch-gesellschaftlichen Situation sind. Hier regt sie die Einführung des Begriffs der *Geschlechtsgebundenheit* an.

„ Sie besagt, dass die soziale Konstruktion von Biographie nicht abzulösen ist von der sozialen Konstruktion Geschlecht, schreibt jedoch keine `spezifisch weiblichen` und `männlichen Merkmale` oder deren empirische Verteilung fest.“ (Dausien 1996, S.566)

Damit wäre aber eine Geschlechterontologie noch nicht hinfällig. Das Konzept der biographischen Konstruktionen muss vielmehr in Verbindung mit historisch-gesellschaftliche Bedingungen gesehen werden. Hier rekurriert DAUSIEN auf das Konzept des sozialen Raums, der ihrer Auffassung nach in seiner ökonomischen, sozialen und kulturellen Struktur wesentlich durch das Geschlechterverhältnis bedingt³⁹ zu sehen ist. In konkreten Biographien äußert sich das in Form der Milieus oder Lebenswelten. Je nach Position im sozialen Raum sind diese nicht fest, sondern wandeln sich im Zuge der Veränderung von Gesellschaft, was DAUSIEN empirisch an ihren Interviews zeigen kann (vgl. Dausien 1996, S.566). Ein weiteres Ergebnis der Forschungsarbeit ist auf dem Hintergrund der Theorie der doppelten Vergesellschaftung der Frau (vgl. z.B. Becker-Schmidt 1987, siehe auch: Einleitung der Darstellung über Dausien in dieser Arbeit) angesiedelt und stellt deutlich die biographische Perspektive dieser Verknüpfung in den Mittelpunkt.

„Ergebnis der vorgelegten Analysen ist die komplexe Beobachtung, dass nicht nur die Alltagssituationen von Frauen, sondern auch ihre biographischen Konstruktionen – Lebenspläne und Beziehungsweisen – strukturell durch den Konflikt ihrer doppelten Vergesellschaftung gekennzeichnet sind.“ (Dausien 1996, S.568).⁴⁰ DAUSIEN geht davon aus, dass die doppelte Vergesellschaftung Frauen und Männer in verschiedener Art und Weise in soziale Beziehungen und `Beziehungskonstruktionen` `verstrickt` (vgl. Dausien 1996, S.569). Dieses kann jedoch nicht als einfache Ursache-Wirkungs-Beziehung zwischen doppelter Vergesellschaftung und biographischer Konstruktion gesehen werden, sondern als `spiralförmige Wechselwirkung` bzw. als `gerichtete Beziehung`

³⁹ Siehe zur Konstitution von Raum unter Einbeziehung von Geschlecht und Klasse: Martina Löw 2001, insbes. S. 173f.

⁴⁰ DAUSIEN konkretisiert diesen Befund, indem sie die Gesichtspunkte `Gestaltmerkmale` und `Beziehungsdimension` näher darstellt (vgl. Dausien 1996, S.568f.)

(ebd., S.571). Sie präzisiert im Ergebnis ihrer Untersuchung den Begriff der *sozialen Konstruktion von Biographie* :

-die Menschen sind die Akteure in der Konstruktion ihrer Wirklichkeit

-sie sind aber im Konstruktionsprozess nicht frei, eine beliebige Biographie als 'Mann' oder 'Frau' zusammen zu puzzeln, da

a)biographische Konstruktionen komplexe Handlungen sind und ebenso pragmatischen Sinnzusammenhängen unterliegen b) soziale Konstruktionen nicht isoliert, sondern ein fortlaufender reflexiver Prozess sind und c) biographische Konstruktionen keine individuellen Akte, sondern soziale Aktivitäten sind, da 'Lebensgeschichten' Produkte sozialer Interaktionsprozesse sind und Menschen ihre Biographien immer in Bezugnahme zu anderen konstruieren (vgl. dazu ausführlich ebd., S.573-576).

DAUSIEN geht davon aus, dass in diesen Konstrukten *Sinnüberschüsse* vorhanden sind und entstehen, die dem Bewusstsein nicht voll zugänglich oder regelbar sind. Diese Sinnüberschüsse biographischer Konstruktionen entspringen der Nahtstelle von Strukturen der Gesellschaft und der des Einzelnen, jedoch existiert keine ausschließliche Abhängigkeit. Mit ALHEIT geht sie davon aus, dass die Sinnüberschüsse als 'biographisches Hintergrundwissen' vorhanden sind (ebd.S.577, Alheit 1993). Das biographische Hintergrundwissen kann auch als 'Ressource' (vgl. Hoerning 1989) für die gegenwärtige Konstruktion gelten. Hier existieren die Chancen der Bestätigung von Bestehendem und/oder die der Herstellung von neuen Verbindungen, wofür sie ALHEITS Begriff der 'Ressource für Bildungsprozesse' anführt (vgl. Dausien 1996, S.578).

Nicht auszuschließen ist, dass Handlungsumwelten auch zu eng werden bzw. nicht mehr 'passen'. Jedoch muss Geschlecht immer als grundlegendes Verhältnis sozialer Realität gesehen werden. Mit DAUSIEN ist die Geschlechtsgebundenheit von biographischen Konstruktionen nicht allein durch konstruierte Vorstellungen von 'Männlichkeit' bzw. 'Weiblichkeit' zu erklären, sondern komplexe, sozialräumliche und zeitlich differenzierte Strukturbedingungen individueller und kollektiver Praxis müssen mitgedacht werden (vgl. Dausien 1996, S.583). Neben diesen Annahmen zu geschlechtsstrukturierenden Handlungsumwelten betont die Forscherin die Subjektseite. Mit der Re-konstruktion der eigenen Biographie rekonstruiert das Individuum ebenfalls seine Geschichte als Frau bzw. als Mann. Dabei sind die biographischen Konstruktionen immer als aktive Prozesse zu sehen, was auch für die keineswegs freie Selbstkonstruktion als geschlechtliches Lebewesen zutrifft (vgl. ebd. S.584).

„Die Aneignung gesellschaftlicher Geschlechtsrollenpräskripte erfolgt im biographischen Kontext. Einzelne Erfahrungen, die im Hinblick auf die 'Geschlechtersozialisation' relevant sind, werden in das biographische

Wissen integriert und mit anderen Erfahrungen verknüpft. ... Die biographische Verknüpfungslogik ... produziert also auf der Subjektseite zunächst einmal individuelle `Geschlechtergeschichten`, keine Kollektividentitäten (`wir Frauen`).“ (ebd., S.584)

Hinsichtlich einer Geschlechterdifferenz ist mit DAUSIEN davon auszugehen, dass es ein gemeinsames Prinzip der biographischen Konstruktion gibt, wenn sich Menschen als `Frauen` und `Männer` konstruieren. So kann auch die Beziehung von Biographie und Geschlecht als Art `Vexierbild` gedacht werden, in dem die eine Seite die Differenzierung der anderen zum Ausdruck bringt. (vgl. ebd. S.586). Geht man mit DAUSIEN von einem gemeinsamen Prinzip der Biographizität sozialer Wirklichkeit aus, so sind die `typisch` männlichen bzw. weiblichen Biographien keine strengen Trennungen, sondern nur verschiedene Akzentsetzungen desselben Prinzips. Damit wird nochmals auf die Sozialität der biographischen Konstruktion verwiesen, wonach wir nicht frei von jeglicher Bindung existieren, sondern unsere Biographie wechselseitig entwerfen, womit die biographische Konstruktion von Geschlecht immer in den Handlungen des Alltags von Frauen und Männern verwurzelt ist, jedoch (muss)

„das Verhältnis zwischen der biographischen Konstruktion von Geschlecht und der Geschlechtsgebundenheit von Biographie als interdependente Spiralbewegung gesehen werden, in der Transformationsmöglichkeiten, ..., Trägheiten und Reproduktion angelegt sind.“(ebd. S.587).

Wie bereits erwähnt, wird von der Vielzahl der in der Handlungsumwelt vorhandenen Möglichkeiten nie alles ausgeschöpft, und es existiert immer ein Potential an *ungelebtem* Leben. DAUSIEN fragt, wie solche Gegen-Erfahrungen reflexiv verfügbar gemacht und für Handlungskontexte aufgeschlossen werden können. Hier schließt sich eine m.E. nicht nur für die Frauenforschung- und Geschlechterforschung innovative These an, wonach wir die Möglichkeit haben, gesellschaftlich vorgegebene Grenzen, die den Spielraum als Mann oder Frau `festlegen`, zu erweitern oder gar zu übertreten. Dieses Moment von Autonomie spricht DAUSIEN grundsätzlich jeder Biographie zu (ebd. S.589). Jedoch vermutet sie, dass die Chance zum Erkennen dieses Potentials in weiblichen Biographien größer ist, da Frauenleben mehr als das Leben von Männern, durch die doppelte Vergesellschaftung durch vielfältige Widersprüche gekennzeichnet ist und weniger präskriptiven Vorgaben folgt. So kann die Nichtverleugnung einer widersprüchlichen Realität für Frauen durchaus bedeuten, dass widersprüchliches biographisches Hintergrundwissen disponibel bleibt, was als Potential für `transitorische Lernprozesse` ((Alheit 1993), Dausien 1996, S.590) und der Änderung der Biographie gelten kann.

Dausien und Bourdieu

Ein Bezug zwischen DAUSIEN und BOURDIEU ist der, dass beide den Ansatz der Dekonstruktion im Sinne von Veränderung bestehender Geschlechterverhältnisse nicht für fruchtbar halten. Beide setzen nicht auf der begrifflichen Ebene an, sondern suchen Veränderung durch die Praxis der Individuen. Diese kann jedoch nur eine andere werden, indem bestehende Verhältnisse genau analysiert werden. BOURDIEU untersucht das für die männliche Herrschaft anhand seiner Untersuchung über die Kabylen (vgl. Bourdieu 1997a), und geht im Ergebnis von einem weiblichen Anerkennungshabitus und einem männlichen Herrschaftshabitus aus.

DAUSIEN denkt Biographie und Geschlecht als Konstrukt und geht davon aus, dass aus der Sichtweise des Individuums das Geschlechterverhältnis in der jeweils realen Gestalt gebrochen wird durch die raum-zeitliche Struktur konkreter Handlungsumwelten (Dausien 1996, S.580). Bezüglich meiner Untersuchung heißt das, dass die von den Habilitandinnen in den Interviews erzählte Sichtweise auf real-existierende Geschlechterverhältnisse durch die raum-zeitliche Struktur der Universität beeinflusst ist. Diese Erkenntnis ist letztlich keine neue, sondern in allgemeiner Form bei BOURDIEU zu finden, wie im ersten Teil dieses Kapitels dargestellt wurde. Auch DAUSIENS Ergebnis, dass in den verschiedenen Milieus die Möglichkeiten und Grenzen für das Handeln der Menschen festgelegt sind, jedoch nie in ihrer Ganzheit genutzt werden, kann bei BOURDIEU nachgelesen werden (vgl. erster Teil dieses Kapitels).⁴¹

DAUSIEN überträgt das auch auf lebensweltliche Orientierungen, wenn sie sagt, dass 'Geschlechtsrollen' nicht ein für alle Mal feststehen, sondern in der je konkreten Handlungssituation zur Disposition stehen und nachgeahmt oder abgeändert werden (ebd., S.581).

Wie BOURDIEU geht sie davon aus, dass die Individuen den Strukturen, die sie in Form der Habitus verinnerlicht haben, nicht hilflos ausgeliefert sind, sondern innerhalb eines bestimmten Rahmens Veränderungen durchaus möglich sind. DAUSIEN geht an dieser Stelle davon aus, dass die in der Re-Konstruktion von Erfahrungen beinhaltete Chance zu veränderten Handlungsentwürfen und Interpretationen nicht als bloßer Lernprozess der Individuen zu begreifen ist, sondern

⁴¹ Was natürlich keine Abwertung von DAUSIENS Ergebnissen darstellen soll, eher einen Hinweis in die Richtung einer möglichen Verbindung von BOURDIEUS Theoriegebäude und Biographieforschung darstellen soll, (wofür DAUSIEN m.E. den empirischen Beweis liefert, indem sie mit biographischen Methoden zu denselben Ergebnissen kommt, die BOURDIEU mit anderen Methoden erhält) worauf ich noch gesondert eingehen werde.

„Er schafft – wie bei der Reproduktion kollektiv geteilter Sinnzusammenhänge- auch eine Veränderung(smöglichkeit) jener kollektiven Sinnstrukturen.“ (Dausien 1996, S.578).

Damit sieht sie in den biographischen Konstruktionen der Menschen nicht allein das soziale Konstrukt Biographie, sondern auch die Konstruktion der Wirklichkeit über Biographie. Produktiv ist an dieser Stelle die These, dass die Reproduktion und Veränderung sozialer Konstrukte und Erfahrungsbestände durch das `Nadelöhr´ individuell-biographischer Reproduktion hindurch muß, was andererseits auch heißt, dass Produktion und Reproduktion von Handlungs- und Sinnstrukturen den Ordnungen der biographischen Verknüpfung unterliegen. Hier nutzt sie ALHEITS Konzept der `Biographizität´ (vgl. Alheit 1990, 1992, 1993), dass die Gegenseite zur `Sozialität´ biographischer Konstrukte darstellt (vgl. Dausien 1996, S.578). DAUSIEN geht davon aus, dass die Menschen die Fähigkeit haben, gesellschaftliche Wissensbestände zu `verflüssigen´ und zu verändern.

Lebenswelt, Milieu und individuelle Biographie (= konkrete Handlungsumwelten) sieht DAUSIEN (vgl. ebd. S.579) als Positionen innerhalb des sozialen Raumes, welcher, wie ich bereits an anderer Stelle in Anlehnung an BOURDIEU erläutert habe, durch die Kategorie Geschlecht in nicht zu unterschätzender Weise geprägt ist.

„Die `soziale Lage Geschlecht´ ist im Übrigen nicht nur horizontal bestimmt, sondern hat ebenfalls einen *kumulativen Effekt* in vertikalzeitlicher Perspektive. Dies wird z.B. am Unterschied sozial vorstrukturierter Berufswege von Männern und Frauen deutlich. Quer zu verschiedenen Bildungs- und Milieufaktoren zeigt sich hier die biographische Dimension der Geschlechtslage an geschlechtstypischen Bildungs- und Berufsverläufen, Karieremustern und –sackgassen.“ (Dausien 1996, S.580)

An dieser Stelle verwendet DAUSIEN den Begriff des Habitus und geht davon aus, dass dies keine starren Verhaltensvorgaben sind, sondern `Dispositionspektren´, die Unschärfen und Mischformen enthalten. Hier geht sie m.E. in ihrer Auffassung des Habitusbegriffs weiter als BOURDIEU, der sich zu einer Differenzierung von männlichem oder weiblichem Habitus nicht äußert, sondern die strikte Zweiteilung eher stützt (vgl. Bourdieu 1990a). Interessant wäre herauszufinden, wie BOURDIEU dem Vorschlag DAUSIENS, auch die individuelle Biographie als Handlungsumwelt zu betrachten (vgl. Dausien 1996, S.581) gegenüberstehen würde, da er die Vorstellung einer Biographie als Illusion ansieht (vgl. Bourdieu 1990b).

Sehr spannend ist an dieser Stelle m.E. DAUSIENS These, dass durch ebenjene Einbeziehung der individuellen Biographie die Selektivität der Bewegung im sozialen Raum präzisiert werden kann (ebd., S.581). Hier ist die Frage zu stellen, ob DAUSIEN damit BOURDIEUS Habitus-theorie erweitert bzw. mit der Biographieforschung verbindet, oder ob die `Suche´ nach `Habitus´ bzw. `Biographie´ letztlich ähnliches meint und findet.

Die Sozialwissenschaftlerin argumentiert dazu: „Um diese individuelle Struktur als Aspekt der `äußeren´ Handlungsumwelt zu charakterisieren, könnte sie – analog zu Bourdieus Begrifflichkeit – als

‘Akkumulation von biographischem Kapital’ beschrieben werden. Dieser ‘Akkumulationsprozeß’ ist selektiv, aber prinzipiell offen. Es gibt keine ‘Muster’, die irgendwann einrasten und in der Folge bloß noch reproduziert werden. Die frühe Familiensituation prägt zwar die biographische Konstruktion auf geradezu sichtbare Weise, aber sie legt keineswegs die ‘ganze Biographie’ fest“ (Dausien 1996, S.582)

Resümee

Ich gehe mit den Annahmen von DAUSIEN konform, dass die Menschen ihre individuellen Geschlechterbiographien und damit auch Prototypen von Männer- und Frauenbiographien konstruieren. Diese Prototypen sind nicht allgemeingültig, sondern an reale Handlungsumwelten gebunden, was für die Habilitandinnen heißt, dass sie sich in der konkreten Umwelt ihrer wissenschaftlichen Institute, sozialen Beziehungen und eben auch individuellen Biographie konstruieren.

Mit DAUSIEN sehe ich hier auch die Möglichkeit für praktische Veränderung:

„Wenn wir es sind, die jene Prototypen produzieren, dann haben wir es auch in der Hand, sie zu verändern“ (ebd. S.591)

Innovativ ist m.E. auch, dass DAUSIEN realistischer Weise nicht davon ausgeht, dass Einzelne die Strukturen verändern können, sondern nur zusammen mit anderen. Die Biographizität⁴² der Gesellschaft ist somit als Beschränkung aber auch als kollektive Möglichkeit zur Autonomie zu begreifen. M.E. ist mit DAUSIEN in Frauenbiographien das Potential angelegt, aus dem gelernt werden kann, dass Autonomie und Verbundenheit sich nicht als Gegenpaare gegenüberstehen müssen. Letzteres aus dem Grund, weil in Wirklichkeit soziale Machtstrukturen entscheiden, ob soziale Beziehungen zu fesselnden Abhängigkeiten werden oder nicht (vgl. Dausien 1996, S.592).

Damit lässt sich festhalten, dass Menschen von vornherein weder ein Geschlecht noch eine Biographie ‘haben’, sondern beides in einem sehr vielschichtigen und immer in Beziehung zu anderen und zur Handlungsumwelt stehenden Prozess konstruieren.

Der Begriff der biographischen Konstruktion beinhaltet dabei sowohl das Konstrukt Biographie, als auch den Prozess des Konstruierens, wodurch ‘Wirklichkeit’ entsteht. Dabei kann das Individuum bei jeglicher Handlung weder vom Geschlecht noch von seiner Biographie abstrahieren. In der Form des Erzählens (re)konstruieren Individuen ihre Biographie und damit auch ihr soziales Geschlecht.

⁴² Der Begriff der ‘Biographizität’ geht auf Peter Alheit (Alheit 1990, 1992, 1993) zurück, der darunter die Chance, unser Leben selbst zu gestalten versteht, oder anders gesagt: „Wir alle lernen durch Impulse von außen, die die Neurobiologen ‘Perturbationen’ nennen. Aber wir übernehmen eben nicht zwangsläufig den mit diesen Impulsen im Allgemeinen verknüpften ‘Sinn’, sondern erfinden aktiv unsere sehr ‘eigensinnige’ Verarbeitung, die mit gerade unseren Erfahrungen zu tun haben.“ (Alheit 2006, S.6) Alheit spricht auch von der ‘Innenseite der Individualisierung’, also einer Art ‘innerem Verarbeitungsprozess, eine innere Verarbeitungslogik oder persönlichen Erfahrungscode’ (ebd.).

Soll der u.a. im Feminismus häufig gebrauchte Begriff der Dekonstruktion mehr sein als bloße begriffliche Kritik, so muss der Bezug zum Alltagshandeln der Menschen hergestellt werden, da in den Alltagskonstruktionen das Potential zu Kritik und Veränderung gegeben ist. So kann ich das Potential zur Veränderung des wissenschaftlichen Feldes also durch die Praxis der Individuen `hindurch` erforschen. Auf meine Untersuchung bezogen heißt das, dass in den biographischen Konstruktionen der Habilitandinnen eben jenes Kritik- und Veränderungspotential zu suchen ist.

Wahrscheinlich ist, dass es keine glatte Trennlinie zwischen den Geschlechtern gibt und ebenso wenig streng getrennte weibliche und männliche Biographien, sondern ein `Sowohl als Auch` im Sinn von Männern mit weiblicher Orientierung bzw. Frauen mit eher männlichen Entwürfen oder auch ganz andere möglich sind. So wird sich an den biographischen Konstruktionen der C1-Frauen herauskristallisieren, in welche Richtungen von Typen sich die Frauen selbst konstruieren.

DAUSIEN sieht den Habitus als `Dispositionsspektren`, die niemals als reine Formen existieren, sondern in Mischformen. Diesem m.E. differenzierterem Habitusbegriff schließe ich mich an und gehe nicht davon aus, dass es die strikt zweigeteilte Form des Habitus gibt, die man bei der Darstellung der `männlichen Herrschaft` bei BOURDIEU (vgl. Bourdieu 1990a) vermuten könnte.

Mit DAUSIEN kann individuelle Biographie als Teil der Handlungsumwelt beschrieben werden, wodurch hier die Analyse der Selektivität der Bewegung des Individuums durch den sozialen Raum genauer möglich wird.

Daher muss die Position der jeweiligen Habilitandin bzw. ihr Selbstentwurf auch als `Akkumulation von biographischem Kapital` gesehen werden. Die Auswertung der Interviews soll deshalb auch keine `Kollektividentität` der C1-Frauen evozieren, sondern Lebens- bzw. Geschlechtergeschichten präsentieren. Wie bei allen Individuen, so ist auch bei den Habilitandinnen davon auszugehen, dass sie aus der Vielzahl der in ihrer Handlungsumwelt gegebenen Möglichkeiten nicht alle ausschöpfen und ein Potential an ungelebtem Leben vorhanden ist. Dieses aus den Interviews heraus zu lesen bzw. zu analysieren ist vor dem Hintergrund der These, dass besonders in Frauenleben, welches auf Grund ihrer doppelten Vergesellschaftung⁴³ durch vielfältige Widersprüche gekennzeichnet ist, ein Potential zur Veränderung von Biographie existiert, eine spannende Auswertungsperspektive.

⁴³ Es sei darauf verwiesen, dass zur Form der weiblichen Biographie neben der Theorie der doppelten Vergesellschaftung (vgl. Becker-Schmidt u.a. 1987) auch andere existieren, wie z.B. BECK-GERNSHEIMS Theorie vom halbierten Leben (vgl. Beck-Gernsheim 1980). Der Diskurs um diese Fragestellung soll hier nicht erörtert werden, sondern kann an anderer Stelle ausführlich nachgelesen werden (vgl. z.B. Dausien 1996, S.44-77).

Wir stellen im alltäglichen Handeln ständig unser soziales Geschlecht und unsere Biographie her, was sich uns dann als `Wirklichkeit` präsentiert. Daher haben wir es auch in der Hand die `Prototypen` von Frauen- oder Männerbiographien, die wir selbst hervorbringen, neu zu gestalten. Eventuell lassen sich für diese Neuentwürfe Hinweise in den Narrationen der Habilitandinnen finden, was DAUSIEN allgemeiner in einem Aufsatz formuliert:

„In der narrativen Konstruktion biographischer Erfahrung steht uns ein methodisches Instrument zur wissenschaftlichen und praktischen Re-Konstruktion zur Verfügung. Damit würde zugleich eine Möglichkeit eröffnet, Re-Konstruktion nicht als schlichte Reproduktion der Verhältnisse aufzufassen, sondern auch in der Perspektive eines Neuentwurfs, der die Geschichte seines Gewordenseins produktiv verarbeiten kann.“ (Dausien 1998, S.268)

Anders gesagt, wenn es die Mischformen gibt, müssten sie durch die jeweils spezifische Akkumulation von biographischem Kapital sichtbar werden. Das kann an Hand der Interviews untersucht werden, indem ich am Beispiel der C1 Frauen herausfinde, ob diese die von BOURDIEU beschriebenen Regeln des universitären Feldes abwandeln bzw. unterlaufen und somit Gender-Mischformen des Habitus ausbilden. Damit würde die Biographieforschung den Habitusansatz erweitern.

Bourdieu und `Die biographische Illusion`

Der bereits 1986 im Original erschienene Aufsatz `Die biographische Illusion` (Bourdieu 1986, dt. 1990) wird auch viele Jahre später noch abgedruckt (vgl. z.B. Hoerning 2000, 2016) und bei einer biographisch orientierten Studie kommt man kaum an seiner Absage an die `biographische Illusion` vorbei (vgl. u.a. Schweiger 2011, Altieri 2019).

Bourdieu's Aufsatz ist in Deutschland von Anfang an recht kritisch rezipiert worden. LUTZ NIETHAMMER schreibt noch in der gleichen Ausgabe des deutschen Erstabdrucks in BIOS dazu, dass:

„Bourdieu's Anklage einer biographischen Illusion ... ihren Reiz aus einer soziologisch- strukturalistischen Auflösung des Widerspruchs zweier Chimären (bezieht). Auf der einen Seite steht

eine autobiographische Sinnkonstruktion, die in der Tat aus den meisten Lebensgeschichten ... herauspräpariert werden kann, und der sich der biographische Forscher als Komplize anschlieÙe. Solche Komplizenschaft wird dann mit allem gleichgesetzt, was `out´ ist: Bewusstseinsphilosophie, bürgerlicher Roman, Existentialismus.“ (Niethammer 1990, S.91)

Die andere Seite kann mit der Theorie des `nouveau roman´ als zusammengesetztes Kunstwerk von Bruchstücken, die in keinem Zusammenhang stehen, wo kein roter Faden oder etwas wie Sinn zu sehen ist, beschrieben werden. Zwischen diesen zwei Extremen ist mit NIETHAMMER BOURDIEUS Beitrag zum Feld der Biographieforschung einzuordnen.

Damit ist auch schon einer der Hauptgründe für wie ROSENTHAL und FISCHER-ROSENTHAL treffend formulieren, BOURDIEUS „in völliger Unkenntnis der soziologischen Biographieforschung“ (Rosenthal und Fischer-Rosenthal 1997, S.137)

geschriebenen Aufsatz, benannt: Die französische soziologische Theorietradition⁴⁴, ist als eine mit gänzlich anderen Wurzeln zu sehen, als die Deutsche

„Folge davon ist, dass der Theorietransfer von einer nationalen Wissenschaftskultur in eine andere nichts selten geradezu systemische Missverständnisse mit sich bringen kann, wenn die Vorannahmen, Theorietraditionen und wissenschaftlichen Konfliktlinien, die in einem nationalen Diskussionszusammenhang angelegt sind, naiverweise nicht berücksichtigt werden.“ (Schwingel 1995, S.19)

Diese Kritik ist m.E. hier an beide Seiten zu richten, sowohl an BOURDIEU, der tatsächlich in völliger Unkenntnis der Biographieforschung einen Aufsatz verfasst, der letztlich mit Biographieforschung wenig zu tun hat und der dann nach deutschen (Biographie)Wissenschaftsmaßstäben fast schon als ignorant bezeichnet werden kann und andererseits ist die Kritik der deutschen Wissenschaftsgemeinde an BOURDIEUS (Gesamt)werk auch nicht immer in einer sachlichen und am Gegenstand orientierten Weise erfolgt (vgl. dazu u.a. Engler 1993, S.41).

BOURDIEUS Aufsatz soll hier noch einmal kurz erläutert werden, um zu verdeutlichen, dass er über eine Biographieforschung schreibt, die so nicht existent ist. Wenn dieses plausibel zu belegen ist, dann kann auch nicht mehr von einer unüberbrückbaren Kluft zwischen BOURDIEU und Biographieforschung ausgegangen werden, da dann zumindest die Möglichkeit besteht, dass die mitunter angenommene `Unversöhnlichkeit´ auf falschen

⁴⁴ Siehe dazu und zum Verhältnis von Bourdieu und dem intellektuellem Feld Frankreichs ausführlich u.a.: Schwingel 1995, S.17ff.

Vorannahmen beruht, wenn man klarmachen kann, dass nicht die Biographie eine Illusion ist, sondern BOURDIEU illusionären Vorstellungen über Biographieforschung anhängt.^{45 46} Daran anschließend werde ich im nächsten Punkt resümierend die Möglichkeit einer Verbindung von Biographie und Habituskonzept untersuchen.

Zum Schreibstil BOURDIEUS muss angemerkt werden, dass er auch in der `Biographischen Illusion´ einen solchen verfolgt, der fast als literarisches Essay bezeichnet werden kann. Mit Vorliebe werden (französische) Autoren herangezogen, so z.B. Gue de Maupassant, Jules Romains, Marcel Proust, Alain Muel-Dreyfus die als Romanautoren und Produzenten von (Lebens)geschichten mit Biographieforschern (vgl. Bourdieu 1990b, S.51) gleichgesetzt werden.

Hier liegt m.E. schon einer der Hauptpunkte von BOURDIEUS `falschen´ Vorannahmen. Erstens ist der Begriff `Lebensgeschichte´ in Bezug auf real existierende Personen nicht mit den Geschichten der Personen in Romanen zu vergleichen, zweitens, wird nach dem heutigen Stand der Biographieforschung kein Wissenschaftler die Aussage treffen, er wolle `ein Leben als Ganzes´ erfassen oder gar `konstituieren´ (vgl. Bourdieu 1990b, S.52). Viel mehr wird in der Biographieforschung davon ausgegangen, dass ein Leben als Ganzes natürlich nicht erfassbar oder begreifbar ist, dass es wenn überhaupt immer nur Konstruktionen von Wirklichkeit gibt (vgl. stellvertretend Fischer-Rosenthal 2000, Dausien 1996) und dass Leben nicht als aufsteigende Linie vom Anfang bis zum Ende verläuft, sondern z.B. in Verlaufskurven bzw. Fall- und Steigkurven (vgl. Schütze 1995) bzw. durch Brüche und Widersprüchlichkeiten (vgl. z.B. Dausien 1994) gekennzeichnet ist, in denen es zwar Prozessstrukturen (vgl. Schütze 1981) von Erfahrungsaufschichtungen gibt, die aber durchaus ambivalent sein können. Hier erliegt BOURDIEU m.E. nach dem Irrtum, die in Romanen natürlich erfundenen (und dass mitunter durchaus auch in der Möglichkeit einer Lebensstringenz) Lebensgeschichten mit dem

⁴⁵Auch auf den Aufsatz von ECKART LIEBAU, ebenfalls in der gleichen Ausgabe von BIOS, wie BOURDIEUS Aufsatz erschienen, (vgl. Liebau 1990), soll in diesem Zusammenhang verwiesen werden, da hier bereits in einer kritischen BOURDIEU-Lektüre einige Punkte angesprochen werden, die meiner Forschung nach dann nur bedingt weiterverfolgt wurden. An dieser Stelle soll nur ein Punkt genannt werden: „Wenn jemand aus dem Interesse an rationaler Aufklärung und in der Absicht, Modernisierung und Demokratisierung zu verbinden, handelt, ... muß man dann nicht davon ausgehen, dass so jemand (wie Bourdieu, Einf.d.Verf.in) zumindest die Möglichkeit von Aufklärung des Subjekts denkt - ... Der Materialismus Bourdieus ist keineswegs so materialistisch wie er scheint.“ (Liebau 1990, S.89). Fast 30 Jahre später resümiert LIEBAU seine langjährige Beschäftigung mit Bourdieus in seinem Aufsatz: `Der Störenfried. Warum Pädagogen Bourdieu nicht mögen´: „...Bourdieu's Analysen stellen eine doppelte Provokation dar Es ist die Provokation durch Aufklärung und Objektivierung, die mit den schmerzlichen Desillusionierungen verbunden sein kann. Und es ist andererseits die fundamentale Provokation durch die Wahrnehmung der Kontingenz selbst, der Zufälligkeit ... und Unsteuerbarkeit der gesellschaftlichen Praxis selbst.... Als Pädagoge kann man da nur bescheiden werden.“ (Liebau 2009, S. 56)

⁴⁶Bis heute sind zahlreiche Aufsätze zu Bourdieus These der `Biographischen Illusion´ erschienen, die im Rahmen dieser Arbeit nicht alle dargestellt werden können (stellvertretend vgl. u.a. Sellmer 2003, Alheit 2007, Schweiger 2011, Hildenbrand 2012, Griese 2018, Altieri 2019)

Gegenstand der Biographieforschung zu verwechseln oder gleichzusetzen. Biographieforschung erfindet nicht, sondern versucht eine Annäherung an reale Individuen, deren Existenz selbst BOURDIEU nicht leugnen kann. BiographieforscherInnen sind keine Romanautoren, die ihrer Phantasie freien Lauf lassen, um eine spannende Geschichte zu erzählen⁴⁷. Ebenso können z.B. die InterviewpartnerInnen ihr Leben nicht neu (für den Forscher) erfinden (vgl. Fischer-Rosenthal 2000). Sicher wird in verschiedenen Kontexten verschieden erzählt, aber das Wesentliche bleibt u.a. in kognitiven Strukturen autobiographischen Stehgreiferzählens und den `Zugzwängen´ des Erzählens erhalten, wie FRITZ SCHÜTZE gezeigt hat (vgl. Schütze 1984).

Bourdieu führt weiter an:

„Das Subjekt und das Objekt der Biographie (der Fragende und der Untersuchte) haben in gewisser Weise das gleiche Interesse, das Postulat der Sinnhaftigkeit der berichtenden Existenz (und, implizit, der gesamten Existenz) zu akzeptieren. Man ist zweifellos berechtigt zu unterstellen, dass die autobiographische Erzählung sich immer, mindestens teilweise von dem Ziel anregen lässt, Sinn zu machen, zu begründen, ..., Konsistenz und Konstanz darzustellen, indem sie einsehbare Beziehungen wie die der Folgewirkung von einem verursachenden oder letzten Grund zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen herstellt, die so zu Etappen einer notwendigen Entwicklung gemacht werden.“ (Bourdieu 1990b, S.52)

Letzteres ist natürlich ein Diskussionspunkt innerhalb der Biographieforschung, ob Forscher und Interviewpartner das gleiche Interesse haben, in das jeweilige zu rekonstruierende Leben eine Art `Sinn´ zu deuten.

Wenn beide das gleiche Interesse haben, dann würde der Interviewpartner schon die Hauptarbeit des Forschers übernehmen, indem er ihm einen expliziten Sinn vorgibt, den der Forscher dann übernimmt und nur noch darzustellen braucht. Diese Vorgehensweise ist vielleicht (und auch nicht unbedingt) typisch für journalistische Arbeiten oder für die Verfasser von Biographien bekannter Persönlichkeiten, wissenschaftliche Biographieforschung arbeitet jedoch anders. Durchaus gibt es innerhalb der Biographieforschung den Diskurs um die Beziehung von Subjekt und Objekt, der auch

„noch nicht ein für allemal gelöst ist, (wie)(Einf.d.Verf.in.)...die immer wieder auftauchenden methodologischen Diskussionen um das Zentralproblem der `biographischen Form´, um die Frage nach Fiktion und Realität der Lebensgeschichte (zeigen). Letztlich geht es hier um die Frage nach der Realität symbolischer Strukturen.“ (Fischer-Rosenthal und Fischer 1997, S.137).

⁴⁷ Zum Problem der Darstellung, dass es natürlich durchaus gibt, wenn Leben(sgeschichte) nicht als monotone Beschreibung dem Leser präsentiert werden soll, äußert sich u.a. CLIFFORD GEERTZ in `Die künstlichen Wilden: Anthropologen als Schriftsteller´ (vgl. Geertz 1990).

Die von FISCHER-ROSENTHAL und ROSENTHAL aufgegriffene Frage nach der Realität der symbolischen Strukturen spricht m.E. nach u.a. auch folgenden Punkt an: BOURDIEU, dessen Konzepte zum großen Teil auf der Annahme von symbolischen Strukturen beruhen, kann die Annahme von Biographie als symbolischem Konstrukt nicht teilen, sondern sieht sie `als individuelle Sinnggebung des objektiven Lebenslaufs', wie FISCHER-ROSENTHAL und ROSENTHAL ausführen, und kann dann den Wert der erzählten Lebensgeschichte als zuverlässige Quelle zur Erfassung von Fakten bestreiten (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997 S.137).

Stattdessen wird innerhalb der Biographieforschung eine lebensgeschichtliche Erzählung als solche verstanden, die „auf dem Erlebten basiert und keineswegs beliebig ist“ (ebd.S.137). Anderenfalls begibt man sich in einen Dualismus, bei dem auf der einen Seite nach der `äußeren Welt' gesucht wird und auf der anderen Seite nach einer `Innerlichkeit' (vgl. Fischer-Rosenthal 1997, S.137):

„Diejenigen, die Deutungsmuster ohne Rekonstruktion ihrer biographischen Genese und damit der lebensgeschichtlichen Handlungskonstellationen zu rekonstruieren beabsichtigen, nehmen mithin an, Deutungen über Vergangenes unabhängig vom Vergangenen interpretieren zu können. Sowohl die `Ereignissucher, wie auch die `Deutungsmuster-Sucher' verfehlen – wenn auch von entgegengesetzten Positionen – die Wechselwirkung von Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Es wird nicht gesehen, dass sich sowohl das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert als auch die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem Zukünftigem.“ (ebd.)⁴⁸

Die Wechselwirkung von Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigem könnte so auch in abgewandelter Form und in BOURDIEUS Sprachstil in einer seiner Arbeiten an Stellen, an denen er `Habitus' beschreibt, stehen, so z.B. im `Sozialen Sinn' oder in den `Feinen Unterschieden' (vgl. Bourdieu 1987a;1987b). Umso mehr verwundert es, dass BOURDIEU sich strikt gegen die Biographie(forschung) wendet. Hier kann als Begründung dessen wiederum nur seine auf `falschen' Vorannahmen über die Biographieforschung beruhende, ablehnende Argumentation und seine andere Theorietradition herangezogen werden. Unter diesem Aspekt wird auch verständlich, warum er es

„bemerkenswert (findet, Einf.d.Verf.in), dass die Aufgabe der Struktur des Romans als lineare Erzählung zusammengefallen ist mit der Infragestellung der Sicht des Lebens als Existenz mit

⁴⁸ Vgl. Zu beachten ist hier auch der Hinweis von FISCHER-ROSENTHAL und ROSENTHAL auf die Arbeiten zur empirischen Analyse temporaler Konstitution von Alltagszeit und Lebenszeit (vgl. Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997, S.138).

gegebenem Sinn, in der doppelten Bedeutung der Bestimmung der Richtung.“ (Bourdieu 1990b; S.53) und weiter argumentiert: „Eine Lebensgeschichte zu produzieren, das Leben als eine Geschichte zu behandeln, also als eine kohärente Erzählung einer bedeutungsvollen und gerichteten Abfolge von Ereignissen, bedeutet vielleicht, sich einer rhetorischen Illusion zu unterwerfen, einer trivialen Vorstellung einer Existenz, die eine ganze literarische Tradition nicht aufgehört hat und nicht aufhört zu unterstützen.“ (ebd. S.53).

Daran anschließend zitiert er den französischen Autor ROBBE-GRILLET und ist mit ihm einer Meinung, dass Wirklichkeit a) diskontinuierlich zusammengesetzt ist und b) aus Elementen, die ohne Grund nebeneinandergesetzt sind, und die unerwartet und zufallsbedingt auftauchen (vgl. ebd. S.53). Mit der Übernahme dieser Position würde BOURDIEU aber letztlich seinen eigenen Konzepten widersprechen, wonach z.B. unsere Position im sozialen Raum u.a. von Klasse und Geschlecht abhängen, also gar nicht zufällig sind. In den `Feinen Unterschieden´ und der `Männlichen Herrschaft´ zeigt er dieses und es wird deutlich, dass die `feinen Unterschiede´ weder ohne Grund, noch unerwartet oder zufallsbedingt auftauchen.

Die Annahme der Diskontinuität von Leben gilt in der (feministischen) Biographieforschung schon lange als Tatsache (vgl. u.a. Dausien 1994, S.137f.). Der Kritikpunkt einer `künstlich produzierten Linearität einer Lebensgeschichte´ greift höchstens für das lange Zeit herrschende Paradigma der am männlichen orientierten `Normalbiographie´. In diesem Punkt ist eventuell BOURDIEU recht zu geben, der den Aufsatz in einer Zeit schrieb, in der diese Annahme von Biographie noch weitgehend `unbeschädigt´ war. Trotzdem verwundert es, dass BOURDIEU den Aufsatz unbearbeitet 10 Jahre später wieder zur Veröffentlichung frei gibt (vgl. Hoerning 2000, S.51), denn inzwischen hat sich auch die Biographieforschung, nicht zuletzt durch feministisch orientierte Arbeiten (vgl. stellvertretend Dausien 1996), verändert.

Weiterhin geht BOURDIEU davon aus, dass das man sich keinesfalls der Frage nach den sozialen Mechanismen verschließen dürfe, die nach seiner Ansicht die gewöhnliche Erfahrung des Lebens als Einheit und als Ganzheit begünstigen und bestätigen würden und überlegt, wie die Frage nach der Existenz eines Ich zu beantworten wäre, ohne eine Reduzierung auf einzelne Empfindungen vorzunehmen (vgl. Bourdieu 1990b, S.53f.) An dieser Stelle greift er selbst auf seinen Habitusbegriff zurück:

„Zweifellos kann man im Habitus das aktive Prinzip der Vereinheitlichung der Praktiken und Repräsentationen finden, das nicht auf passive Wahrnehmungen reduzierbar ist (...). Aber diese praktische Identität öffnet sich zur Intuition nur in der unerschöpflichen Serie seiner aufeinanderfolgenden Manifestationen, so dass die einzige Art, sie zu empfinden, vielleicht darin besteht zu versuchen, sie in der Einheit einer totalisierenden Erzählung wieder zu ergreifen (...).Die soziale Welt, die dazu neigt, die Normalität mit der Identität zu identifizieren, die als Konstanz eines

vernünftigen Wesens mit sich selber aufgefasst wird – also vorhersehbar oder, mehr oder weniger, verständlich im Sinne einer gut konstruierten Geschichte (...) verfügt über alle möglichen Institutionen der Totalisierung und Vereinheitlichung des Ich.“ (ebd., S.54)⁴⁹

Darauf folgt eine längere Abhandlung über die für ihn dafür offensichtlichste und natürlichste Form: über den Eigenname (vgl. ebd., S.54-56), die er damit zusammenfasst, dass nunmehr alles dafür spreche, zu unterstellen dass die Lebenserzählung umso mehr dazu neigt, sich dem offiziellen Modell der offiziellen Selbstpräsentation – Personalausweis, Nachweis des bürgerlichen Standes etc. und der Philosophie der Identität, die dieses unterstellen würde, anzunähern, je mehr man sich den offiziellen Fragen offizieller Befragungen nähert, wobei man sich der Logik des Vertrauens immer mehr entferne (vgl. ebd. S.56). Dass dieses gerade nicht für das narrative Interview als eine der be- und anerkanntesten Methode der Biographieforschung zutrifft, beweisen die Arbeiten von FRITZ SCHÜTZE (vgl. Schütze 1983). (Welchen Beitrag BOURDIEU mit seiner Abhandlung über die Bedeutung des Eigennamens liefert, sei dahingestellt und kann eventuell unter dem Aspekt der Interpretation von Dokumenten, die zwar auch (und oftmals nur als Ergänzung) als Methode in der Biographieforschung angewandt wird, aber keinesfalls mit selbiger gleichzusetzen ist, gesehen werden.)

Es ist davon auszugehen, dass es nicht Ziel der Biographieforschung ist, eine `offizielle` Biographie zu erschaffen, die BOURDIEU meint. Es geht immer um Individuen in ihrer Einmaligkeit und nie um Klassenschicksale als z.B. `Kleinbürger` oder kollektive Geschlechtsidentitäten als `Frau` bzw. `Mann` usw., wie BOURDIEU sie meist analysiert. Hierin ist m.E. nach auch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Ziel der Biographieforschung und dem von BOURDIEU'S Analysen zu sehen. Biographieforschung versucht eben nicht, allgemeine Aussagen über die Strukturen bzw. das Funktionieren von Gesellschaft, Klasse oder Geschlecht zu treffen. Es geht immer um die Sichtweise einzelner Individuen auf sich und ihre Umwelt und die dazu erforderlichen `Daten`, die natürlich noch einer Auswertung bzw. Analyse bedürfen. Diese `Daten` kann der Forscher nur von den Individuen selber erfahren.

So gilt für die Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen, dass die rekonstruktive Analyse mehrerer Fälle abschließend zu Typen verdichtet wird:

⁴⁹ Die angesprochene `Totalisierung und Vereinheitlichung des Ich`, könnte man in Bezug auf BOURDIEU in der Form denken, dass er selbiges in der `Männlichen Herrschaft` vornimmt, indem er Menschen strikt in Männer und Frauen bzw. Herrschende und Beherrschte teilt (vgl. Bourdieu 1990a). Eine Differenzierung innerhalb der zwei Gruppen gibt es bei BOURDIEU nicht.

„ Auch hier wird die eingeschlagene angewandte Forschungslogik hermeneutischer Rekonstruktion verfolgt; so gesehen handelt es sich dabei um Realtypen. Es wäre allerdings ein überzogenes, nach dem derzeitigen Stand der wissenschaftstheoretischen Debatten nicht einlösbares Realismus-Konzept, wenn man davon ausginge, dass sich die Realität der Forschung aufdrängt und ihre typologische Ordnung zum Abbild bringt. Die Typenbildung ist genuine Leistung der Analyse der Materialien im Rahmen des wissenschaftlichen Diskurses. ... pointiert ausgedrückt: es handelt sich um konstruktivistische Realtypen -, das sich am jeweiligen konkreten Forschungsinteresse der Untersuchung, mithin auch an den angezielten ... soziologischen Grundfragen orientiert. (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997, S.155f.)

Damit soll dem Vorwurf BOURDIEUS, die Biographieforschung produziere schlecht analysierte und schlecht beherrschte soziale Prozesse, welche sich gegen den Willen und doch mit der Komplizenschaft des Forschers bei der Konstruktion des perfekten sozialen Artefakts abspielten, das da `Lebensgeschichte´ heißen würde (vgl. Bourdieu 1990b,S.57), begegnet werden. BOURDIEU geht zusammenfassend davon aus, dass der Versuch, ein Leben als eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse zu begreifen, ohne andere Bindungen als die an ein Subjekt, dessen Konstanz zweifellos lediglich in der des Eigennamens bestehe, vergleichbar wäre, mit dem Versuch, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz mit in Rechnung zu stellen. Man könne jedoch eine Laufbahn⁵⁰ nur verstehen, wenn man vorher die aufeinanderfolgenden Zustände des Feldes konstruiert hätte, womit er die objektiven Beziehungen meint, die ein Individuum vereinen mit der Gesamtheit der anderen Akteure, die sich im selben Feld befinden und theoretisch dieselben Möglichkeiten hätten.⁵¹ (vgl. Bourdieu 1990b, S.58)

Diese Forderung beschreibt er auch mit `Vorab-Konstruktion´ der sozialen Oberfläche bzw. als Notwendigkeit des Umwegs durch die Konstruktion des Raumes. Dagegen spricht m.E. weder die Vorgehensweise von ROSENTHAL und FISCHER-ROSENTHAL (vgl. diess. 1997), noch die von DAUSIEN, die davon ausgeht, dass durch den Vorschlag, die individuelle Biographie auch als Teil der Handlungsumwelt zu betrachten, die Selektivität der Bewegung eines Individuums im sozialen Raum präzisiert werden könne (vgl. Dausien 1996, S.581):

⁵⁰ Hier stellt BOURDIEU sein Laufbahn-Konzept kontra dem der Biographie (vgl. dazu eingehender Liebau 1990).

⁵¹ Diese Forderung erinnert m.E. stark an den ersten Schritt der Narrationsanalyse von FISCHER-ROSENTHAL und ROSENTHAL, indem eine Analyse der biographischen Daten, unabhängig von den dann wirklich existenten Daten, im Sinn von `Was wäre alles möglich?`, vorgenommen wird (vgl. Fischer- Rosenthal und Rosenthal 1997, S.152f.).

„Unter dieser Perspektive könnte der unmittelbare soziale Nahraum, indem eine Biographie beginnt und sich weiterentwickelt, als eine `um das Individuum zentrierte´ raum-zeitliche Bewegungsstruktur interpretiert werden: die konkrete Familie, in die ein Kind hineingeboren wird; die ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen und Aspirationen, die dort vorhanden sind (Habitus); biographische `Vorbilder´ im näheren Umfeld; fördernde oder einschränkende Lehrer und Bildungssituationen, ... usw. Um diese individuelle Struktur als Aspekt der `äußeren´ Handlungsumwelt zu charakterisieren, könnte sie – analog zu Bourdieus Begrifflichkeit – als `Akkumulation von biographischem Kapital´ beschrieben werden.“ (Dausien 1996, S.581f.)

Meiner Meinung nach spricht nichts dagegen, individuelle Biographie und Habitus zusammen zu denken, nicht voneinander zu trennen, bzw. als nicht zu trennende Bestandteile unserer Handlungen und unserer Handlungsumwelt zu sehen, letztlich gehören beide m.E. zusammen, wie das auch für Biographie und Geschlecht gilt (vgl. Dausien 1996). Ich kann nicht von meiner Biographie abstrahieren und auch nicht von meinem Habitus⁵² (siehe: erster Punkt dieses Kapitels), wobei sich der im Rahmen meiner Arbeit interessante geschlechtliche Habitus⁵³ nicht erzählen lässt, sondern in der Form der erzählten Lebensgeschichte immer mitkonstruiert wird. So könnte die Beachtung der Verbindung von Habitus und Biographie bei der Interpretation der Interviews zu interessanten Ergebnissen führen, was am praktischen Beispiel der Auswertung der narrativen Interviews mit den Habilitandinnen zu zeigen sein wird. Letzteres sehe ich auch immer unter der Perspektive, Frauenleben neu zu denken.

⁵² Letztlich könnte man das auch am Beispiel BOURDIEU selbst verdeutlichen: Er greift Jahrzehnte später noch auf seine Untersuchungen in der Kabylei zurück (vgl. stellvertretend u.a. Bourdieu 1990a).- Zufall oder individuelle Biographie, Illusion oder Verharrungstendenz des Habitus ?-

⁵³ Habitus selbst ist immer praktische und nicht erzählte Identität (vgl. Liebau 1990, S.85).

Kapitel 3: Methodisches Vorgehen

I. Allgemeines zu Frauenforschung und Methoden

In der Frauenforschung ist die Entwicklung von angemessenen Methoden als Suchbewegung zu verstehen, die sich im Wechselspiel von theoretischen und empirischen Erfahrungen vollzieht. In den Sozialwissenschaften existiert in den 80iger Jahren eine breite Diskussion darüber, ob es eigene Methoden der Frauenforschung gibt (vgl. Müller 1984). So sieht die Soziologin und Frauenforscherin Ursula Müller das Ziel der Frauenforschung nicht darin, durch die „Erweiterung des traditionellen Methodenkanons eines den herkömmlichen Methoden nicht befriedigend zugänglichen Terrains, nämlich Frauen“ (Müller 1984, S.33) beizutragen, außerdem suggeriere die Vorstellung, es gäbe spezielle Methoden der Frauenforschung, etwas, das es nicht gibt, nämlich, dass Frauen eine besondere Form von Forschungsgegenstand seien. Es muss vielmehr darum gehen, nicht nach den Methoden der Frauenforschung, sondern nach ihrer Methodologie zu fragen (vgl. ebd., S 32f.).

Auch die Diskussion um die Verwendung von sogenannten `harten´ bzw. quantitativen oder `weichen´ bzw. qualitativen Methoden in der Frauenforschung nimmt in den 80iger Jahren breiten Raum ein (vgl. Symposium `Methoden in der Frauenforschung´ 1984). Ursula Müller spitzt diesen Diskurs auf die Frage zu, ob `weiche´ Methoden besonders `weiblich´ sind (vgl. Müller 1984, S.33). Sie kommt zu dem Schluss, dass sich Frauenforschung zwar traditionell für die Verwendung offener Verfahren entschieden hat. Dahinter stände aber weniger die Entscheidung für eine bestimmte Methode, sondern, eine methodologische Grundhaltung, die mit der Entscheidung, sogenannte `offene´ oder `weiche´ Verfahren zu verwenden, die methodologische Grundannahme berücksichtigt, dass der Befragte seinen Standpunkt selbst formulieren kann und dieser nicht von den ForscherInnen vorgegeben wird. Traditionelle Forschung hingegen berücksichtigt die Mehrdeutigkeit der Alltagssprache durch rigide Reduzierung der Ausdrucksmöglichkeiten nicht. So lassen offene Verfahren auch mehr die Mehrdeutigkeiten und Ambivalenzen hervortreten, die letztlich der Lebenslage von Frauen eher entsprechen. Letztlich ist die Entscheidung für offene Verfahren sowohl in der Frauenforschung als auch in der Biographieforschung eng mit dem Respekt vor den Forschungssubjekten verbunden, diese nicht nur als Objekte, sondern auch als Subjekte ernst zu nehmen.

Schon damals gibt es jedoch auch Bedenken, dass die methodische Orientierung feministischer Forschung auf offene Verfahren zwar dem derzeitigen Wissensstand und dem

Forschungsinteresse angemessen ist, aber als methodologische Orientierung der Frauenforschung nicht ausreicht, da auch die qualitativen Methoden nur einen Teilbereich des Lebenszusammenhangs von Frauen abbilden (ebd., S.35):

„Wenn wir nicht wissen, wie die Lebenslage der Frauen in ihrer statistisch abbildbaren Struktur aussieht, sind unseren Forschungs- und Handlungsmöglichkeiten Grenzen gesetzt.“(ebd.)

So ist Mitte der 80iger wenig über die Struktur des Lebens von Frauen in unserer Gesellschaft bekannt, weil u.a. Daten nicht nach Geschlecht gesondert erhoben werden, oder nicht nach Geschlecht gesondert veröffentlicht werden bzw. die erhobenen Daten von Frauen nicht publiziert werden, sondern nur die der Männer (vgl., ebd.).

Die Abneigung in dieser Phase der Frauenforschung gegenüber quantitativen Methoden ist jedoch weit verbreitet. ILONA OSTNER spricht in einem Aufsatz von einer regelrechten ‚Scheu vor der Zahl‘ (vgl. Ostner 1987).

Mitte der 90iger Jahre konstatiert Ursula Müller dann bezüglich der Polarisierung von qualitativen und quantitativen Methoden das Voranschreiten der Beendigung einer unfruchtbaren Diskussion (vgl. Müller 1994, S.31f.).

Inzwischen herrscht weitgehend Übereinstimmung darüber, dass nicht die Methoden als solche feministisch sind, sondern die Fragestellungen der Untersuchungen:

„Feministische Forschung muß ihre Methoden je nach ihren Forschungsfragen entwickeln bzw. auswählen, jenseits einer tradierten Trennlinie zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren. Der innovative Charakter von Frauenforschung liegt in der Spezifik ihrer Fragestellungen und Perspektiven.“ (Kahlert 1996, S.521)

Ich halte daher fest, dass in der Geschlechterforschung letztlich nicht die Methoden feministisch sein müssen, sondern die empirischen Fragestellungen.

Ich arbeite hier das Themenfeld der feministischen Methodendebatte nicht weiter aus (fortführend z.B. Aulenbacher, Riegraf 2012; Kortendiek, Riegraf, Sabisch Kortendiek 2018) sondern begrenze mich auf die Darstellung meiner Studie.

Ich arbeite in meiner Untersuchung auf zwei analytischen Ebenen. Die erste bzw. empirische Ebene ist als biographietheoretische anzusehen, auf der ich mit der Methode des narrativen Interviews nach Fritz Schütze Interviews erhebe und nach der Methode von Gabriele Rosenthal auswerte. Auf einer zweiten methodischen Ebene werde ich nach erfolgter Auswertung der Interviews diese nochmals durch die theoretische Brille des Bourdieuschen Ansatzes hindurch betrachten.

Trotz der Individualität der einzelnen Frauen kann vermutet werden, dass es Strukturen gibt, die für die Frauen allgemein im Gesamtkontext des wissenschaftlichen Feldes gelten. Der

Zusammenhang von Habilitation und universitärer Karriere sowie die biographische Verarbeitung gesellschaftlicher Strukturen sollen sichtbar gemacht werden.

Die komplexe Problematik spricht für eine Anwendung offener Interviews. Den Frauen, die ebenfalls als Expertinnen für den akademischen Mittelbau gesehen werden, muss die Möglichkeit gegeben werden, eigene Relevanzsetzungen ihrer Biographie zu treffen. Letzteres ist für die Frauenforschung auch dahingehend von Bedeutung, dass immer dann, wenn etwas über die Lebenswirklichkeit anderer Frauen erforscht werden soll, entweder davon ausgegangen wird, die relevanten `Dimensionen` dieser Wirklichkeit bereits zu kennen und diese nur noch in deren individueller Ausprägung zu untersuchen, oder ob davon ausgegangen wird, dass es sich zunächst um eine fremde Realität handelt (vgl. Dausien 1994, S.148).

Wird von der Geschlechtsgebundenheit des Biographiekonzeptes ausgegangen, müssen weiterhin normalbiographische Unterstellungen, wie sie in der chronologischen Abfolge biographischer Phasen bereits enthalten wären, bei der Untersuchung weitestgehend vermieden werden. Dieses verlangt eine Methode des biographischen Interviews, bei der die Frauen die Möglichkeit haben, ihre Erfahrungen nach eigenen Relevanzgesichtspunkten darzustellen (vgl. ebd. S.139). Daher entscheide ich mich für den Einsatz des narrativen Interviews.

II. Das narrative Interview

Erzähltheoretische Voraussetzungen

Ziel des narrativen Interviews ist es, keinem vorgefertigten Frage–Antwort–Katalog zu folgen, sondern die ErzählerInnen sollen ihre biographische Darstellung in eine eigene Ordnung bringen (vgl. Jacob 1997, S.448).

„Die Erzählung erfolgt entlang der selbst erfahrenen Abläufe und wird entsprechend der eigenen Logik, dem Thema oder `Moral` der Lebensgeschichte geordnet. ... Der Erzähler selbst stellt mit der Verknüpfung und Bewertung von Ereignissen Zusammenhänge her, die für den Forschungsprozeß neue Perspektiven eröffnen.“ (ebd.)

So wird die Hervorbringung einer autobiographischen Darstellung, durch die `Nähe` von Erzählung und vergangenem Ereignisablauf ermöglicht (vgl. ebd.).

„Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom soziologisch interessierenden faktischen Handeln und Erleiden abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns und Erleidens auch unter der Perspektive der Erfahrungsskapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren.“ (Schütze 1987, S.14; zitiert nach Jacob 1997, S.448)

Mit Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal ist davon auszugehen, dass Schützes Analysen die Korrespondenz der Erzählstrukturen mit den Erlebensstrukturen und die der Strukturen der Erfahrungsaufschichtung mit denen des Erzählbaus verdeutlichen, was

jedoch nicht gleichzeitig Homologie von Erzählung und Erlebten bedeutet (vgl. Fischer-Rosenthal; Rosenthal 1997, S.138).

Im Sinne der Autoren ist daher auch Heinz Budes Kritik an der sogenannten `Homologie-These`⁵⁴ (vgl. Bude 1985) überzogen, sensibilisiert jedoch dafür, dass Text und gelebte Wirklichkeit nicht gleichgesetzt oder verwechselt werden dürfen.

„Im Hinblick auf die Erkenntnismöglichkeiten einer Forschung mit narrativen Interviews sei darauf hingewiesen, dass die Prämisse einer `Nähe` zwischen dem Erzählten und den in der Erfahrungsaufschichtung abgelagerten vergangenen Ereignissen keineswegs bedeutet, daß die Erzählung mit dem Erlebten identisch ist.“ (Jacob 1997, S.456)

Durch die Fähigkeit zum Erinnern strukturieren die ErzählerInnen ihre Lebensgeschichte, diese Erzählung erfolgt immer retrospektiv, wodurch sich Verschiebungen in der Bewertung einzelner Erlebnisse ergeben können.

„Die erlebte Lebensgeschichte enthält also in ihren Darbietungsmöglichkeiten auch eine Begrenztheit; das Leben kann nicht neu erfunden werden, und selbst die Organisiertheit unterliegt Faktoren der Gestaltetheit, die aus der erlebten Lebensgeschichte resultieren.“ (Rosenthal 1995, S.167)

Zur biographischen Selbstpräsentation sowie zur Einsetzbarkeit und Weiterentwicklung des narrativen Interviews / erzählte und erlebte Lebensgeschichte

Die biographische Selbstpräsentation ist aus der Gegenwartsperspektive her begründet, was bei der Rekonstruktion der Biographie durch den Forscher berücksichtigt werden muß. Die Gegenwartsperspektive lässt aber auch Rückschlüsse auf die Vergangenheit zu (vgl. Fischer/Kohli 1987, S.33). Damit rekonstruiert Biographieforschung nicht Vergangenes bzw. die gegenwärtige Sichtweise darauf, sondern die strukturierenden Mechanismen, die zum einen die Sichtweise auf Vergangenheit und zum anderen heutige Handlungen und künftige Planung bestimmen (vgl. Miethel 1999, S.53). In diesem Setting hat sich das narrative Interview als `universell einsetzbares Forschungsinstrument` (vgl. Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S.136) erwiesen.

„Die aus diesen Konzeptionen hervorgegangenen Methodologien und Methoden zur Rekonstruktion von Lebensgeschichten wurden in den letzten Jahren kontinuierlich weiter entwickelt, und das `narrative Interview` sowie Varianten der entsprechenden Textanalyse haben sich mittlerweile über Schützes Mitarbeiterkreis hinaus in der Soziologie etabliert.“ (ebd.)

So sehen sich z.B. Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal in dieser Tradition, greifen jedoch zusätzlich Gedanken der phänomenologischen Soziologie (vgl. Fischer 1982,

⁵⁴ Zusammenfassend zur Kritik an Schütze und der „grundlagentheoretischen Annahme einer `Nähe` von Erzählung und vergangenem Ereignisablauf“ (vgl. Jacob 1997, S.455) siehe: u.a. Jacob 1997.

1984; 1986a, 1986b; Fischer-Rosenthal 1995), der objektiven Hermeneutik und der Sozialtheorie Aron Gurwitschs (vgl. u.a. Rosenthal 1987, 1990, 1995) auf (vgl. Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S.136).

Die vorliegende Untersuchung begreift sich in der Tradition von Rosenthal und Fischer-Rosenthal.

Im Vergleich zu Fritz Schütze geht es Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal bei der Analyse von Lebenserzählungen nicht vordergründig um ein Aufdecken der Struktur lebensgeschichtlicher Erfahrung, sondern um die Rekonstruktion einer prinzipiellen Differenz temporaler Strukturen (vgl. u.a. Fischer 1986a, Rosenthal 1995) im Konstrukt Biographie, die sie in *erzählte und erlebte* Lebensgeschichte einteilen. Hierin ist der Unterschied zum Konzept von Fritz Schütze zu sehen, der die Zeitperspektiven in der Analyse nicht einbezieht (vgl. Seeling 2000, S.71).

Zur Gesprächsführung⁵⁵ und den Fähigkeiten zur Interviewdurchführung

Zur Durchführung eines narrativen Interviews ist die Alltagskompetenz der Gesprächsführung nicht ausreichend (vgl. Rosenthal 1995, S.186; Jacob 1997, S.450). Im Idealfall sollten die ForscherInnen m.E. vor Beginn der Erhebungsphase an einer Interviewerschulung teilnehmen, um praktische Fähigkeiten der Interviewdurchführung zu erlernen⁵⁶, da

„ die Ausarbeitung der Erzählaufforderung ebenso wie das Handeln im Verlauf der Erzählung, die Entdeckung von Brüchen und Leerstellen sowie die angemessene Formulierung erzählgenerierender Nachfragen besondere Anforderungen an den Forscher ... (darstellen).“ (Jacob 1997, S.450)

Jacob geht davon aus, dass die Fähigkeiten zur Interviewdurchführung auch im Verlauf des Forschungsprozesses bzw. im Zusammenhang mit der Reflexion erster Erfahrungen bzw. der Auswertung erworben werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es günstiger ist, die Fertigkeiten vorher zu erwerben, da ein Forschungsprojekt zeitlich und finanziell begrenzt ist und z.B. ein Ein-Frau-Projekt schnell an die Grenzen der Machbarkeit⁵⁷ stößt und letztlich zur Beschränkung zwingt.

Ich möchte anmerken, dass bei der Wahl der Methode auch die Forschungsökonomie beachtet werden sollte, da z.B. Interviews, die aufgrund noch nicht ausreichend ausgebildeter

⁵⁵ ausführlich dazu u.a. Rosenthal 1995, S.186ff., Schütze 1987, Rosenthal 1987

⁵⁶ Möglichkeiten dazu bestehen z.B. bei `Quatext'-Institut für qualitative Sozialforschung (Vorstand Prof. Dr. Gabriele Rosenthal, Prof. Dr. Michaela Köttig, Prof. Dr. Bettina Völter).⁵⁷ So warnt z.B. Hans Oswald schon früh in seinem Aufsatz `Was heißt qualitativ forschen?' vor einer vorschnellen Entscheidung für qualitative Methoden, da u.a. der zeitliche Aufwand für Erhebungs- und Auswertungsphase oft unterschätzt werden (vgl. Oswald 1997, S.72). „Das Problem der Machbarkeit wird im Stadium der Begeisterung zu Beginn eines Forschungsprozesses zu wenig diskutiert, *die Machbarkeit ist aber das zentrale Problem der qualitativen Forschung.*“ (ebd.) Zu den Grenzen qualitativer Forschung und dem auch damit verbundenen Problem des Scheiterns siehe u.a. auch: Flick 2009.

Fähigkeiten der InterviewerInnen nicht in die Auswertung einbezogen werden können, nicht unendlich neu erhoben werden können oder z.B. eine Wissenschaftlerin allein nicht alle Interviews transkribieren kann.

Ähnliches gilt m.E. ebenso für die Auswertungsmethode. So kann es sich für die Forschungsökonomie als hilfreich erweisen, wenn die ForscherInnen sich bereits im Studium mit Durchführungs- und Auswertungsmethoden vertraut machen, da das Erlernen im Forschungsprozess etwa einer späteren Qualifikationsarbeit teilweise zu viel kostbare Zeit in Anspruch nimmt, die z.B. besser für die eigentliche Analyse der Daten genutzt werden kann. Angelika Diezinger et al haben schon früh darauf hingewiesen, dass unter `normalen´ Forschungsbedingungen Frauenforschung schnell in Richtung Selbstaussbeutung abgleitet und dass es daher wichtig ist, innerhalb der Frauenforschungsöffentlichkeit darüber zu diskutieren, was im Verlauf eines empirischen Vorhabens leistbar ist (vgl. Diezinger et al 1994b, S.30).

M.E. ist dem auch heute noch zu zustimmen und ebenso der Forderung, selbstbewusst viele Projekte zu fordern und nicht alles in einem klären zu wollen (vgl. ebd.).

Die Formulierung der Eingangsfrage und die Teile des narrativen Interviews

Für das narrative Interview ist es von großer Bedeutung, dass die AutobiographInnen mit Hilfe einer allgemein gehaltenen erzählgenerierenden Eingangsfrage zu einer längeren Haupterzählung angeregt werden. Dabei wird das Thema der Forschungsarbeit, bei meiner Studie `Frauen im akademischen Mittelbau´, bei der Kontaktaufnahme bereits angesprochen „und so `wissen´ die Biographen´ in `etwa´ ein Thema; sie definieren ihr Thema mit Hilfe der vom Forscher erhaltenen Vorinformationen“ (Rosenthal 1987, S.121f.), (vgl. dazu ausführlicher, ebd., S.121 f.).

Dabei verwende ich eine der offensten Formen der Erzählaufforderung nach Gabriele Rosenthal:

„Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die für Sie persönlich wichtig waren. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten, ich werde Sie auch erstmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen zu Fragen machen, auf die ich später dann noch eingehen werde.“ (Rosenthal 1995, S.187)

Das narrative Interview gliedert sich idealtypisch in drei Teile:

im ersten Teil, dem der *Anfangserzählung*, erfolgt die Erzählgenerierung, sodass eine Haupterzählung erzeugt werden kann. Dabei muss der Gestaltung der Eingangssituation besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden, wozu Einfühlung und Geschick notwendig sind (vgl. Herrmanns 1984; Riemann 1987).

Die AutobiographInnen gestalten ihre Geschichte, entscheiden was wichtig ist und was nicht, was zu einem Thema gehört und was nicht. Wir geben den ErzählerInnen Raum zur Gestaltentwicklung (vgl. Rosenthal 1995, S.193). Die Erzählung der Interviewten wird nicht unterbrochen, eventuell können von Seiten der Interviewerin Notizen gemacht werden (vgl. ebd., S.201). Die Arbeit der Interviewerin besteht im ersten Teil im aktiven Zuhören (ebd., S.196).

Im zweiten Teil, dem *Nachfrageteil*, wird das tangentielle Erzählpotential, welches in der Anfangserzählung eventuell an Stellen der Unterbrechung weiterer, querliegender Erzählfäden, an Stellen der Raffung wegen vermeintlicher Unwichtigkeit und an Stellen bestehender Undurchsichtigkeit angedeutet ist, ausgeschöpft. Die Nachfragen sollen dabei einen narrativen Charakter haben (vgl. Schütze 1983, S.285). Hier kommt jetzt der Notizzettel aus Schritt 1 zum Einsatz.

Im dritten Teil, der *Bilanzierungsphase* wird der zu Befragende gebeten, sich der eigenen Biographie auch argumentativ zu nähern. Hier geht es um die Aufforderung zu abstrahierenden Beschreibungen von Zuständen und sich wiederholenden Abläufen und Zusammenhängen, ebenso um theoretische Warum-Fragen und ihre argumentative Beantwortung. Die Erklärungsfähigkeit des Informanten als Experte seiner selbst wird genutzt (vgl. Schütze 1983, S. 285).

Die drei Teile des narrativen Interviews können so beschrieben werden, dass es sich hier um ein Verfahren handelt, bei dem das *Haupterzählpotential*, das *tangentielle Erzählpotential* und das *Beschreibungs- und Theoriepotential* des Informanten aktualisiert und parasprachliche Äußerungen generiert werden. Damit wird das Verfahren als interaktiver Text verfasst, welcher die Datenbasis darstellt (vgl. Marotzki 1995, S.63).

Da „das narrative Interview auf Grund seiner differenzierten Nachfragephase, in der die Interviewerin mit impliziten und expliziten Fragen strukturierend eingreift (vgl. Schütze 1983), durchaus mit anderen Methoden kombiniert werden (kann)“ (Dausien 1994, S.151), habe ich einen Leitfadenteil zu bestimmten Themenbereichen angeschlossen, welcher sich am Anliegen meiner Untersuchung orientiert und u.a. Fragen zum Arbeitsalltag der Habilitandinnen, zur Organisation des Wissenschaftsbetriebes, zur Karriere in der Wissenschaft, dem Verhältnis zu männlichen Kollegen, zum Stellenwert der Habilitation und zu Partnerschaft und Familie enthält, falls diese Bereiche im Interview nicht angesprochen wurden.

III. Der Forschungsprozess

Allgemeines

Ich habe Ende 1999 mit der Interviewerhebung begonnen. Bis Ende 2000 habe ich insgesamt 20 Interviews durchgeführt, davon sind 18 narrative Interviews mit Habilitandinnen und 2 Expertinneninterviews (zum Expertenwissen und Experteninterview: siehe Meuser/Nagel 1994, 1997). Die narrativen Interviews wurden nach dem beschriebenen Verfahren von Fritz Schütze durchgeführt, daran schließt sich ein Leitfadenteil an. Die Dauer der Interviews beträgt zwischen 1 ½ und 3h.

Kontaktaufnahme

Zur Kontaktaufnahme habe ich Anschreiben an die Dekanate verschiedener Fachbereiche zweier Universitäten geschickt, mit der Bitte, dieses an in Frage kommende Frauen weiterzuleiten. Auf die Anzahl der positiven Rückmeldungen hin erfolgte die Auswahl der Interviewpersonen. Über dieses Verfahren konnten mehr als 20 Frauen gewonnen werden. Teilweise riefen die Habilitandinnen von sich aus bei mir an, da sie von einer anderen Wissenschaftlerin von der Untersuchung gehört hatten. Manche angesprochenen Frauen erbateten sich Bedenkzeit und wollten dann auf keinen Fall an einem narrativen Interview teilnehmen, da sie, trotz meiner Versicherung, dass Anonymisierung und Datenschutz eingehalten werden, u.a. die Gefahr des Rückschlusses auf ihre Person doch sehr hoch einschätzten.

Datenschutz

In der Tat ergibt sich hier die Schwierigkeit, dass es zum Zeitpunkt der Erhebung in manchen Fachbereichen der Universitäten, wenn überhaupt, nur eine Habilitandin gab. Auch unter Einhaltung des Datenschutzes ist es daher zwingend notwendig, die ausgewählten Universitäten nicht zu benennen und alle persönlichen Daten der in den Fallanalysen dargestellten Frauen zu anonymisieren⁵⁸.

⁵⁸ Zum Problem des Datenschutzes und den Standards guter wissenschaftlicher Praxis siehe u.a.: Flick 2009, 2012; Giebel 2015). Die Interviews wurden vor Inkrafttreten der neuen Datenschutzgrundverordnung von 2016 erhoben. Zum Umgang Datenschutz in der qualitativen Sozialforschung siehe: aktuelle Vorgaben auf der Website der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (www.soziologie.de).

Auswahl

Die Gruppe der befragten Frauen setzt sich etwa zur Hälfte aus Naturwissenschaftlerinnen bzw. Geisteswissenschaftlerinnen zusammen. Damit werden verschiedene Bereiche des universitären Feldes berücksichtigt. Die `Mitspielerinnen´ (vgl. Bourdieu u.a. 1988) kommen nicht einseitig aus bestimmten Bereichen.

Es wurden Frauen aus der Biologie, der Biochemie, der Physik, der Pharmazie, der Geographie, der Soziologie, der Erziehungswissenschaft, Psychologie, Kommunikations- und Medienwissenschaften und der Philosophie befragt.

Verzahnung von Datenerhebung und Datenauswertung

Entscheidend für die Erhebungs- als auch für die Auswertungsmethode ist, dass sie der spezifischen Arbeitssituation der Habilitandinnen und dem Thema eine ziel- und materialadäquate Herangehensweise ermöglichen sollen.

Ausgehend davon, dass eine Trennung von Datenerhebung und Datenauswertung den Grundüberlegungen der qualitativen Forschung widerspricht, sobald man sich an die Tradition der Chicagoer Schule anlehnt (vgl. Marotzki 1995, S.70), findet eine Verzahnung von Datenerhebung und Datenauswertung statt.

Konkret heißt das, dass eine Interpretation in Anlehnung an die von Glaser und Strauss entwickelte gegenstandsbezogene grounded theory (im Folgenden GT)(Glaser/Strauss 1967) erfolgt.

Die Auswahl der Befragten richtet sich an dieser Methode des `theoretical sampling´ (Glaser/Strauss 1967; dt.1998) aus. Das Vorgehen kann folgendermaßen beschrieben werden:

„Knapp zusammengefasst sieht es vor, dass – ausgehend von einem begründeten Ausgangsfall – minimale und maximale Vergleichsfälle gesucht werden, bis das gesamte Feld konturiert ist.“ (Heinritz 2000, S.20)

Die Methode der Bildung eines theoretischen Samplings kann für die Biographieforschung als theoretische Grundlage sowohl für die Bildung des zu untersuchenden Samples als auch für die Auswahl der zu rekonstruierenden Einzelfälle angesehen werden (vgl. Miethe 1999, S.57).⁵⁹

Wichtig ist dabei anzumerken, dass die GT mehr als Inspiration für den eigenen Forschungsstil, denn als festgeschriebene, statische Methode verstanden wird, was ich auch in meiner Studie umsetze.

So ist mit JÖRG STRÜBING festzustellen, dass GLASER/STRAUSS

⁵⁹ Das Vorgehen des Theoretischen Sampling kann u.a. in der dt. Übersetzung des Textes von 1967 (Glaser/Strauss 1998) ausführlich nachgelesen werden.

„auf die Formulierung eines rigiden Regelwerkes für das analytische Vorgehen (verzichten) und die entwickelten analytischen Verfahren lediglich als Vorschläge verstanden wissen will, aus denen die ForscherInnen vor dem Hintergrund des jeweils konkreten Forschungskontextes eine sachangemessene und zugleich den individuellen Arbeitsrhythmus und die persönliche Erfahrung berücksichtigende Forschungspraxis selbst entwickeln müssen.“ (Strübing 2004, S.17)

IV. Auswertung Ebene I

Datenanalyse nach Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer Rosenthal⁶⁰

Ich arbeite nach dem von GABRIELE ROSENTHAL und WOLFRAM FISCHER-ROSENTHAL entwickelten Verfahren der biographisch- hermeneutischen Narrationsanalyse biographischer Selbstrepräsentationen (vgl. u.a. Rosenthal 1995; Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, Rosenthal 2005). Dieses verknüpft das von FRITZ SCHÜTZE (vgl. u.a. Schütze 1983) entwickelte textanalytische Verfahren mit der thematischen Feldanalyse, die von WOLFRAM FISCHER (vgl. Fischer 1982) in Anlehnung an die Arbeiten von ARON GURWITSCH (vgl. Gurwitsch 1974) entwickelt wurde, und ebenso die Prinzipien der hermeneutischen Fallrekonstruktion nach ULLRICH OEVERMANN (vgl. u.a. Oevermann 1979). Es wird von einer Differenz der zeitlichen Struktur von erlebter und erzählter Lebensgeschichte ausgegangen. Daher wird nach diesem Verfahren diese Differenz genauer betrachtet, wobei das damals erlebte und das heute erzählte rekonstruiert werden sollen.

Dazu wird aus der *ersten theoretischen Stichprobe*⁶¹, dem Gesamtsample aller interviewten Personen, eine zweite theoretische Stichprobe für die Fallrekonstruktion gezogen. Alle Interviews werden hier von mir auf der Basis der Gesprächsnotizen oder Memos, die nach der Beendigung eines jeden Interviews angefertigt wurden und Angaben zu biographischen Daten und zum Verlauf des Interviews enthalten, einer Globalanalyse unterzogen. So kann ich eine erste vorläufige Typisierung der Interviews vornehmen. Erste Arbeitshypothesen zu den Fällen werden aufgestellt und „damit theoretische Kriterien zur weiteren Stichprobenziehung. Aufgrund dieser Auswertung werden Interviews zur weiteren Fallanalyse ausgewählt und Entscheidungen über weitere noch zu führende Interviews getroffen.“ (Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S.151) Interviewerhebung und Auswertung sind daher nicht getrennt. Bei der Bildung des ersten Samples (=zu führende Interviews) und ebenso bei der des zweiten Samples

⁶⁰ Vgl. zu diesem Verfahren insbesondere Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997

⁶¹ Vgl. dazu und im Folgenden: ebd.

(=Auswahl zur weiteren Analyse) erfolgt die Orientierung an interessanten Fällen mit dem Ziel der Rekonstruktion unterschiedlicher Typen (vgl. ebd.).

Transkription

Die Interviews der in der Phase der Globalanalyse gezogenen zweiten theoretischen Stichprobe des Gesamtsamples werden nun vom mir transkribiert. Dabei werden die Transkripte unter Beachtung von Transkriptionsregeln mittlerer Genauigkeit in Anlehnung an Gabriele Rosenthal (vgl. Rosenthal 1995, S.239) erstellt.

Transkriptionszeichen

| | |
|-----------------------|--|
| (..) | kurze Pause |
| (...) | mittlere Pause |
| (...)(...) | Längere Pause (bei langen Pausen Angabe in Sekunden) |
| = | schneller Anschluss |
| <u>z.B. sehr</u> | unterstrichenes Wort = Wort wurde besonders betont |
| / | Unterbrechung |
| (h) | Formulierungshemmung |
| (Lacht) | Kommentar des Transkribierenden |
| ja so war nein ich | gleichzeitiges Sprechen ab `so´ |

Narrationsanalyse

Die zur weiteren Auswertung gewählten Fälle werden gemäß den Auswertungsschritten der Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen bearbeitet. Zum Auswertungsverfahren

nach Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal⁶² und auch nach dem von Fritz Schütze muss m.E. folgendes angemerkt werden:

„Die Arbeit mit dem Verfahren lässt sich nicht aus Lehrbüchern erlernen, sondern es bedarf eines `selbsterworbenen Erfahrungswissens´ (Bohnsack 1991, S.8), das in sozialen Arrangements wie Forschungswerkstätten und Interpretationsgruppen angeeignet wird. (...) (...) Der Interpretationsprozess stellt zwar eine Art Kunstlehre dar, allerdings liegen auch ausgearbeitete Schritte zur Interviewauswertung und Theoriegenerierung vor (vgl. Schütze 1983, Riemann 1987).“ (Jacob 1997, S.450f.⁶³)

Ich habe das Verfahren in Seminaren bei Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal erlernt, ebenso habe ich über einen Zeitraum von 2 Jahren an einer Interpretationsgruppe teilgenommen. Das Erlernen der Analyseverfahren kann als sehr zeitintensiver Arbeitsprozess beschrieben werden, in dem „Personen, die bereits mit der Forschungsmethode vertraut sind, () die Rolle von `Lehrern´ und `Lehrerinnen´ (übernehmen), die die `Novizen´ in die Arbeit mit dem Verfahren einführen.“ (ebd.)⁶⁴

Schritte der Fallrekonstruktion

1. Analyse der biographischen Daten (erlebtes Leben)

Hier werden alle `objektiven´ Daten, also solche, die nicht an die Interpretation der Subjekte gebunden sind und „noch am ehesten objektiven Charakter tragen“ (Rosenthal 1987, S.150) nacheinander ausgelegt. Rosenthal bezieht sich hier auf Oevermann und meint damit „Daten, die auf Merkmale oder Eigenschaften verweisen, auf deren Zustandekommen oder Bestand der Fall selbst am wenigsten Einfluss oder Kontrolle ausüben kann“ (Oevermann u.a. 1980:22).“ (ebd.)

Dabei werden diese Daten dem Transkript entnommen. Sie stehen in Zusammenhang mit den Stationen des institutionalisierten Ablaufmusters des Lebenslaufs, wie etwa Schule und Ausbildung, wie auch mit nicht-institutionalisierte Stationen, die in der jeweils individuellen Lebensgeschichte vorkommen (vgl. ebd.), wie Umzug, Heirat, Scheidung etc... Kurz gesagt sind die Daten, die am ehesten objektiven Charakter tragen, solche, die nicht interpretativ erschlossen werden (vgl. ebd. S. 156). Diese `objektiven´ Daten werden nun im zeitlichen

⁶² Das Analyseverfahren ist dargestellt und erläutert u.a. in: Rosenthal 1987, Rosenthal 1995, Fischer-Rosenthal 1996, Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997. Ebenso wurde das Verfahren erfolgreich in Dissertationen angewandt: beispielhaft u.a.: Miethe 1999, Breckner 2001.

⁶³ Das Verfahren nach SCHÜTZE ist z.B. in der Forschungswerkstatt der Otto-von-Guericke Universität Magdeburg erlernbar. Ebenso führt QUATEX e.V. in Berlin eine lehrstuhlungebundene Forschungswerkstatt durch

⁶⁴ Auch hier gilt m.E. das zum Erlernen der Interviewdurchführung im Abschnitt `Gesprächsführung´ ausgesagte zum Vorteil des Erlernens solcher Verfahren bereits im Studium.

Ablauf der Ereignisse im Lebenslauf ausgelegt. Dabei wird jedes Datum unabhängig vom weiteren biographischen Verlauf untersucht. Erst dann erfolgt die Auslegung des nächsten Datums, welches den tatsächlich vom Biographen eingeschlagenen Weg angibt. So wird Datum für Datum interpretiert. Es werden Hypothesen aufgestellt und überprüft. Strukturhypothesen fassen dann die Interpretation als Kondensat zusammen. In Schritt 1 sind mehrere Strukturhypothesen möglich, die im Fortgang der Analyse dann reduziert werden.

Nach Beendigung dieses ersten Schrittes (=erlebtes Leben) können wir nun fragen: Wie wird sich der Biograph wahrscheinlich selbst darstellen(=erzähltes Leben)? So bereiten wir bereits Schritt 2 vor.

2. Text- und thematische Feldanalyse (erzähltes Leben)

Hier wird die sequentielle Gestalt des Textes untersucht. Ziel dieses Schrittes ist es, herauszufinden, welche Mechanismen die Gestaltung der Textsegmente steuern.

Dazu wird das Interview in einzelne Analyseeinheiten (Segmente) unterteilt. Diese Unterteilung erfolgt nach Kriterien wie Textsorte, Sprecherwechsel und Themenwechsel.

Ähnlich dem Vorgehen in Schritt 1 wird auch jetzt wieder Segment für Segment analysiert. Zu den einzelnen Sequenzen werden Hypothesen aufgestellt, die im Weiteren immer wieder überprüft werden. Am Ende werden die Hypothesen wiederum zu Strukturhypothesen verdichtet. Hierbei verstehen wir unter dem thematischen Feld das 'Bild', das uns der Biograph von sich präsentiert, so z.B. das der Bilderbuchkarriere. Die Elemente oder Themen des thematischen Feldes sind dann die einzelnen Teile dieses präsentierten Bildes. Bei dem thematischen Feld der 'Bilderbuchkarriere' kann z.B. ein Element die Präsentation eines positiv unterstützenden Elternhauses sein.

Der Schritt der Text- und Thematischen Feldanalyse dient der Interpretation der vom Biographen gewählten Form der Darstellung und Selbstpräsentation im Interview. Zu fragen gilt es u.a.: Weshalb wird dieses Thema an dieser Stelle eingeführt? Weshalb wird es in dieser Kürze/Ausführlichkeit dargestellt und warum in dieser Textsorte? Man geht weiter der Frage nach, welches thematische Feld durch ein bestimmtes Thema präsentiert wird und welche Themen vom Biographen nicht thematisiert werden. Die speziellen thematischen Felder eines Lebens werden so deutlich (vgl. Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S.153f). Man könnte auch von einer Art roten Faden sprechen, der das Interview zusammenhält und nun sichtbar wird. Dieser Analyseschritt ist der zeitlich aufwendigste.

3. Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebtes Leben)

Hier geht es um die erlebte Zeit, d.h. um die Perspektive der Vergangenheit, um die damalige Bedeutung eines Erlebnisses für den Biographen. Dabei werden die biographischen Daten mit

den Erzählungen und Selbstdeutungen kontrastiert. Bei der Rekonstruktion der Fallgeschichte geht es um die Entschlüsselung der Gestalt der erlebten Lebensgeschichte. Dabei wird jedoch die wechselseitige Durchdringung von erlebter Lebensgeschichte und erzählter Lebensgeschichte, letztere wurde in Schritt 2 fokussiert, immer beachtet (vgl. ebd. S.154f.).

Hier wird jetzt nicht gefragt: Wie wird präsentiert? Sondern es geht darum, wie einzelne Stationen erlebt wurden, was damals z.B. empfunden wurde.

4. Feinanalyse einzelner Textstellen (erzähltes Leben)

Das Vorgehen in diesem Schritt orientiert sich an der objektiven Hermeneutik (vgl. Oevermann 1979). Anhand einzelner Textstellen werden jetzt die aus den bisherigen Schritten erhaltenen Hypothesen zur biographischen Bedeutung von Erlebnissen innerhalb der erlebten Lebensgeschichte sowie zur biographischen Gesamtsicht und Selbstpräsentation des Autobiographen einer Prüfung unterzogen. Durch die Feinanalyse können auch bisher unaufgedeckte Mechanismen innerhalb der Fallstruktur sichtbar werden (vgl. ebd., S.155).⁶⁵

Bei der Wahl der Textstellen richten wir uns nach bisherigen Strukturhypothesen und nach Stellen, deren Bedeutung uns bislang unklar geblieben ist. So werden auch Textstellen gewählt, die durch ihren Inhalt zur Überprüfung von Hypothesen prädestiniert scheinen, bislang aufgestellte Interpretationen werden jedoch in der Analyse erst einmal ausgelassen (vgl. Rosenthal 1995, S.221).

5. Kontrastierung der erlebten Lebensgeschichte mit der erzählten Lebensgeschichte

In diesem Schritt werden beide Ebenen verglichen und durch die Kontrastierung erhalten wir Hinweise auf die Unterschiede zwischen der Vergangenheits- und der Gegenwartsperspektive. Hier gilt es zu fragen:

a) Welche Funktion hat die gewählte Präsentation der erzählten Lebensgeschichte für den Biographen?

und umgekehrt:

b) Welche biographischen Erfahrungen (erlebte Lebensgeschichte) haben zu dieser Präsentation geführt? (vgl. Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S. 155)

6. Typenbildung

Diesen letzten Schritt führt man erst nach der Analyse mehrere Fälle durch, die sich dann abschließend zu Typen verdichten lassen. Dabei muss beachtet werden, dass das Ergebnis der

⁶⁵ Exemplarische Darstellungen der Feinanalyse können u.a. bei Oevermann u.a. 1979, S.401ff.; Rosenthal 1987, S. 209ff.; 1995, S.221ff; Fischer-Rosenthal 1996, S.186ff. nachgelesen werden.

Typenbildung immer ein symbolisches Konstrukt ist, das sich an der konkreten Forschungsfrage ausrichtet (vgl. ebd.).

„Typenbildungen sind Konstruktionen oder ... Marionetten der SozialforscherInnen, die entsprechend deren jeweils konkretem Forschungsinteresse definieren, „von was“ ein Typus bzw. Modell gebildet werden soll.“ (Rosenthal 2015, S.82)

Damit ist ebenfalls gemeint, dass das gleiche Material in einem anderen Forschungskontext durchaus anders typisiert werden kann (vgl. ebd., S.82ff).

Dabei gehe ich mit ROSENTHAL konform, dass bei interpretativen Verfahren nicht nur das allgemein ist, was häufig auftritt, sondern von einer Dialektik zwischen individuell und allgemein ausgegangen wird und damit jeder einzelne Fall immer Hinweise auf das Allgemeine gibt, dessen Teil er ist (vgl. ebd. S.79f.).

Dabei geht es nie im numerischen Sinn darum, wie oft ein Typus auftritt, sondern um das WIE dieses „einen Umgangs mit sozialer Wirklichkeit und damit ein Bestandteil derselben (Welt/Einf. d. Verf.), selbst wenn er bisher nur ein einziges Mal existieren würde.“ (ebd., S.80)

Zur Darstellung und Auswahl der Fälle

Wie bereits betont, muss allgemein bei der strukturellen Narrationsanalyse biographischer Texte beachtet werden, dass erzählte Lebensgeschichten immer sowohl auf das heutige Leben mit der Vergangenheit, wie auf das damalige Erleben dieser vergangenen Ereignisse hindeuten (vgl. Fischer-Rosenthal 1996, S.154).

„Wollen wir interpretative Fehlschlüsse vermeiden, sind wir genötigt, beide Ebenen, die erlebte Lebensgeschichte und die erzählte Lebensgeschichte – zu rekonstruieren, unabhängig davon, ob wir in erster Linie an der Geschichte eines Lebensweges oder an der Gegenwartsperspektive der BiographInnen interessiert sind.“ (ebd.)

Die verschiedenen Arbeitsschritte werden dabei größtenteils unabhängig voneinander vorgenommen. Dadurch können Strukturaussagen über den jeweiligen Fall in *variierender Perspektive* getroffen werden. Durch diese Perspektivenvariation kann der `Gegenstand´ in seiner Gesamtheit rekonstruktiv erfasst werden (vgl. ebd., S.156).

Es gilt bei allen Arbeitsschritten das Prinzip der methodischen *Kontextfreiheit*⁶⁶ und der *Sequenzialität* zu befolgen (vgl. ebd.). Hypothesen aus einem Analyseschritt können durch Verfahren in einem anderen kontrolliert und überprüft werden.

⁶⁶ Das Prinzip der kontextfreien Interpretation bedeutet nicht, dass die Rahmenbedingungen, in denen das Interview stattgefunden hat, bei der Interpretation außer Acht gelassen werden. Der Text wird nur anfangs als `eigenständiges Wirklichkeitsgebilde´ (Wernet 2000, S. 22) angesehen, um zu verhindern, dass der Text ausschließlich durch den Kontext verstanden wird. Kurz gesagt: das erste Herangehen an einen Text sollte immer unvoreingenommen erfolgen, um sich alle denkbaren Lesarten offen zu halten, die später mit dem realen Kontext abgeglichen werden können (vgl. ebd.)

Der Vergleich verschiedener Fälle hat die Typenbildung zum Ziel. Diese können als Real-Typen, die aus dem Material entdeckend-rekonstruktiv erzielt werden, bezeichnet werden (vgl. ebd.).

Der gesamte Analyseprozess im Durchgang aller Arbeitsschritte ist sehr umfangreich, seine Darstellung würde den Rahmen der Arbeit sprengen und wäre auch nicht leserfreundlich.

Daher wird die Darstellung der Analyse ergebnisorientiert sein und ich werde zwei Extremfälle vorstellen.

Ich werde einen Fall ausführlicher darstellen und einen anderen in etwas kürzerer Form. Dabei sollte die eventuell `glatt` wirkende Darstellung (vgl. Miethe 1999, S.74) nicht darüber täuschen, dass es sich um das Ergebnis eines langen Rekonstruktionsprozesses handelt, wobei jedes Interview mit Hilfe aller erläuterten Analyseschritte bearbeitet wird. Dabei werden die einzelnen Analyseschritte nur an ausgewählten Stellen beispielhaft deutlich gemacht (vgl. ebd.).

V. Auswertung Ebene II

Gesellschaftstheoretische Einbettung der Forschungsergebnisse in den Kontext der Bourdieuschen Theorie

Hierbei ist die Bourdieusche Theorie (vgl. Kapitel 2 dieser Arbeit) als `Informant` über gesellschaftliche Hintergründe der biographischen Konstruktionen hilfreich. Mit BOURDIEUS Habitus-theorie liegt ein Ansatz vor, der auch in der Frauenforschung⁶ zur Analyse von Herrschaftsstrukturen genutzt werden kann. BOURDIEU denkt die Gesellschaft in sozialen Feldern. Er geht davon aus, dass die Akteure einen praktischen Sinn entwickeln, der sie in einem speziellen Feld lebensfähig macht. Diesen Sinn stellt der Habitus dar. In seinem Spätwerk wendet Bourdieu sich dem Thema der Reproduktion von Geschlechterverhältnissen zu, was er selbst als schwieriges Thema ansieht und `Die Männliche Herrschaft` mit dem Satz beginnt:

„Ich hätte mich sicherlich nicht einem solch schwierigem Thema gestellt, wenn nicht die ganze Logik meiner Forschung mich dazu veranlasst hätte.“ (Bourdieu 2005, S.7)

Er beschreibt in dieser Studie das Geschlechterverhältnis als Herrschaftsverhältnis, das von symbolischer Gewalt gekennzeichnet ist und von einem herrschenden männlichen und einem beherrschten weiblichen Habitus (vgl. u.a. Bourdieu 1997a).

Feld und Habitus bedingen sich wechselseitig. Das universitäre Feld prägt, wie BOURDIEU eindrucksvoll belegt (vgl. u.a. Bourdieu 1988), einen spezifischen Habitus aus, der dann

wiederum die Reproduktion der Regeln des Feldes garantiert. Da der Habitus jedoch gleichzeitig vergeschlechtlicht ist und vergeschlechtlichend wirkt (vgl. Bourdieu 1997, S.167), können Frauen in den Widerspruch mit den Regeln der Institution geraten (vgl. ausführlich: Theoriekapitel der Arbeit).

Die Nutzung des Bourdieuschen Theoriegebäudes ermöglicht es mir auf einer zweiten methodischen Ebene, Fragen an die Interviews zu formulieren und Thesen aus ihnen zu generieren. Die Nutzung der biographischen Methode auf der ersten Ebene führt allgemein gesagt u.a. zu innerpsychischen Mustern und auch zu deren Reibungspunkten mit der Gesellschaft.

Über die Nutzung des Habituskonzeptes auf der zweiten Ebene kann ich die Ergebnisse der ersten nochmals in einen gesellschaftstheoretischen Kontext einordnen, der Macht und Herrschaft als systematische Bestandteile patriarchaler Gesellschaften diskutiert und damit - gerade für die feministische Forschung- ein Frage- und Analyseraster zur Verfügung stellt, das über die Biographieforschung hinausgeht.

So können durch den Blick auf symbolische Gewalt, Habitus, Feld etc. noch mal neue Perspektiven auf die Interviews gewonnen werden.

Angemerkt werden soll auch, dass durch die Arbeit auf zwei methodischen Ebenen zum einen die Anzahl der ausgewerteten Fälle und andererseits die der später in die Darstellung einbezogenen Fälle geringer ist, als in einer rein biographietheoretisch angelegten Untersuchung üblich.

Kapitel 4: Die Biographien⁶⁷

I. Fall 1: Petra Weiss

Der Interviewkontext

Zur Kontaktaufnahme mit den Habilitandinnen habe ich Anschreiben an die Dekanate versandt, mit der Bitte, dieses an infrage kommende Frauen weiterzuleiten bzw. mir C1 Frauen zu benennen.

So erhielt ich die Telefonnummer von Petra Weiß. Diese war im Unterschied zu anderen Wissenschaftlerinnen, die um eine Bedenkzeit baten und dann teilweise absagten, sofort bereit zu einem Interview.

Das Interview fand im Büro von Frau Weiß statt. Ich war einige Minuten vor dem vereinbarten Termin dort und wartete auf dem Flur auf sie. Nach kurzer Zeit kam mir ein fast schon im Großvateralter wirkender kleinerer schmaler Mann mit einer jungen Studentin entgegen. Wie sich herausstellte, war diese Frau meine Interviewpartnerin in Begleitung ihres Chefs, wie sie sagte. Beide begrüßten mich freundlich. Der Professor war emsig damit beschäftigt das Büro für uns zu 'räumen', damit wir ungestört wären, wie er höflich meinte. Beide verabschiedeten sich herzlich voneinander und ich hatte den Eindruck, dass zwischen beiden eine gute Arbeitsatmosphäre herrscht. Während des Interviews kam der Professor noch einmal kurz herein, entschuldigte sich sofort und ging auch gleich wieder, nachdem er die vergessenen Unterlagen gefunden hatte. Ansonsten verlief das Interview ohne weitere Unterbrechungen. Es dauerte drei Stunden. Das Büro war ziemlich klein, mit eher altmodischen Möbeln aus den 60ziger Jahren, war mit Büchern und Arbeitsgeräten vollgestopft, wirkte aber trotzdem auch wie eine Art Ruhepol oder Fels in der Brandung. Ich konnte mir gut vorstellen, wie von hier aus an neuen Strategien, Konzepten oder Ergebnissen gearbeitet wurde. Persönliche Gegenstände sind mir nicht aufgefallen.

Frau Weiß machte auf mich von Anfang an einen offenen und freundlichen Eindruck. Wirkte aber auch kontrolliert und so, als ob sie sich nicht die Butter vom Brot nehmen lassen würde. Sie antwortete auf alle Fragen in sachlicher Form, redete sehr schnell und machte teilweise den Eindruck, als habe sie sich vorher gut überlegt, was sie erzählen wollte.

⁶⁷ Den Forschungsprozess und die Auswahl der Biographien habe ich im Methodenkapitel dargestellt. Ich habe mich entschieden, zwei kontrastierende Fälle darzustellen.

In der Interviewsituation habe ich mich als Gesprächspartner akzeptiert gefühlt, teilweise fiel es mir schwer, ihrem schnellen Redefluss zu folgen und dann sofort eine weitere Frage zu formulieren.

Nachdem das Tonband aus war, erzählte mir Frau Weiß, dass sie ihrem Vater immer beweisen wollte, 'Guck, ich kann das auch'. Dieser hatte aber sogar noch nach der Promotion sie zwar beglückwünscht, aber gleichzeitig gesagt, 'Nun hol mir mal was zu essen.' Er realisiert ihre Entwicklung ihrer Meinung nach also nicht. Außerdem erzählte sie, dass ihre persönlichen Wünsche vor allem in Richtung des Aufbaus einer Familie gehen.

Etwa ein Jahr später habe ich versucht, nochmals Kontakt mit ihr aufzunehmen, da mir einige Daten ihrer Familienangehörigen fehlten. Dieses Ansinnen blockte sie aber sofort ab, fand das Interview zwar immer noch o.k., meinte aber ich sollte doch Verständnis dafür haben, dass sie Daten ihrer Angehörigen nicht herausgibt. Auf meine Rückantwort, dass ich das verstehen könne, alles anonym ausgewertet würde bzw. der Datenschutz beachtet wird und sie es sich vielleicht noch mal überlegen könne, ob sie mir wenigstens die Geburtsdaten ihrer Eltern mitteilt, antwortete sie dann nicht mehr.

Schritt 1. Analyse der biographischen Daten

Petra Weiß wird 1965 in der DDR geboren. Sie ist das jüngste von drei Kindern. Ihre Brüder sind jeweils 4 und 2 Jahre älter. Der Vater ist Doktor der Biologie und die Mutter ist Lohnsachbearbeiterin, arbeitet wegen der Kinder 10 Jahre lang nicht. Die Eltern sind katholisch. Mit dem Besuch des Kindergartens und der Polytechnischen Oberschule geht sie den regulären DDR-Bildungsweg. Während ihrer Kindheit unternimmt der Vater vogelkundliche Ausflüge mit allen Kindern.

Die Aufnahme zur EOS kann Petra Weiß nur auf Betreiben ihrer Mutter hin erreichen, der Vater ist gegen das Abitur der Tochter. Petra besucht eine Biologiearbeitsgemeinschaft und schreibt ihre erste wissenschaftliche Arbeit, die vom Vater verrissen wird. Nach dem Abitur 1984 bewirbt sie sich auf einen Studienplatz für Medizin und wird abgelehnt. Sie wird dann für 1985 auf Biochemie umgelenkt. In der Zwischenzeit durchläuft sie ein praktisches Jahr im selben Labor, in dem der Vater arbeitet. 1985 beginnt sie das Biochemiestudium, was mit dem Weggang aus der Heimatstadt verbunden ist. Nach dem 5. Semester bietet ihr Prof. X. an, in der Freizeit bei ihm zu arbeiten. Gegen Ende des Studiums wird ihr signalisiert, dass sie aufgrund ihrer katholischen Weltanschauung und ihrem Nichteintritt in die Partei für die Lehre ungeeignet sei. Sie erhält eine Aspirantur. 1990 schreibt sie ihre Diplomarbeit bei Prof. X.

Von 1990-1993 schreibt sie ihre Dissertation bei ihm . Danach ist sie durch seine Vermittlung 17 Monate in Amerika zum Postdoc. Weitere Postdocs schließen sich an. Nach ihrer Rückkehr an die `Heimatuniversität` tritt sie eine CI Stelle an und übernimmt die Vorlesungen und Seminare des inzwischen emeritierten Prof. X... Zum Zeitpunkt des Interviews befand sie sich in der Endphase der Habilitation, war unverheiratet und hatte keine Kinder.

Interpretation

Petra wird in eine nach patriarchalen Strukturen geordnete Familie hineingeboren, in der die Rollen klar verteilt sind. Die Mutter ist für Familie und Kindererziehung zuständig. Der Vater geht Beruf und Karriere nach. Petra Weiß orientiert sich nicht am mütterlichen Vorbild, sondern sieht sich unter ihren Geschwistern als Gleiche unter gleichen an. Gefördert wird das in der Kindheit auch durch den Vater, der sie bei naturkundlichen Ausflügen nicht zu Hause bei der Mutter lässt, sondern gleich ihren Brüdern zu den Exkursionen mitnimmt. So wird Petra Weiß das Geschwisterverhältnis auch nicht als Konkurrenzsituation erlebt haben, sondern als partnerschaftliches Verhältnis, wo keiner benachteiligt wurde. Eine frühe naturwissenschaftliche Prägung scheint sich abzuzeichnen.

Auf Grund der katholischen Erziehung könnte es zu Konflikten mit dem DDR-System kommen. Mit dem Besuch des Kindergartens und der Polytechnischen Oberschule geht Petra den normalen DDR –Bildungsweg, wobei die DDR-Spezifik, wonach Mädchen nicht auf die Frauenrolle festgelegt wurden, sondern offiziell die Gleichberechtigung der Geschlechter propagiert wurde, beachtet werden muss. Im Gesellschaftssystem der DDR erlebt Petra vermutlich einen Widerspruch zur Frauenrolle bzw. dem mütterlichen Vorbild in ihrem konservativen Elternhaus. Daher könnte Schule und Bildung im Weiteren auch als vom Elternhaus unabhängiger Orientierungspunkt dienen. Petras Bestreben das Abitur zu machen stößt dann auf den Widerstand des Vaters und nur durch den Einsatz der Mutter kommt sie zur Erweiterten Oberschule. Hier kann vermutet werden, dass es im Weiteren einen steten Konflikt zum Vater geben wird, dessen konservatives Frauenbild letztlich Petras Orientierung an Erwerbstätigkeit und Karriere entgegensteht. Für ihn ist sie in der Phase der Berufsorientierung nun nicht mehr den Brüdern gleichgestellt, sondern sollte sich nun mehr in Richtung Familie orientieren. Anzunehmen ist, dass die Mutter hingegen Petra hier alle Chancen bzw. bessere als die eigenen, einräumen will. An diesem wichtigen Entscheidungspunkt ist sie es, die Petra unterstützt, sich nicht (zu früh) auf die `Frauenrolle` festlegen zu lassen.

Mit dem Besuch der Biologiearbeitsgemeinschaft prägt sich Petras naturwissenschaftliches Interesse weiter aus. Hier könnte sich das Bildungssystem der DDR als förderlich erweisen, indem Frauen geradezu für die Naturwissenschaften angeworben wurden. Indem der Vater ihre erste wissenschaftliche Arbeit verreißt, scheint sich der Konflikt zwischen beiden zuzuspitzen. Daher kann vermutet werden, dass sie im Weiteren versuchen wird, ihm zu beweisen, dass sie genauso gut oder besser ist, als er. Daher kann eine weitere Orientierung an Beruf und Karriere vermutet werden.

Bei der Ablehnung zum Medizinstudium könnte ihre kirchliche Anbindung eine Rolle spielen, was auch die weitere Berufskarriere beeinflussen könnte. Damit würde sie an die Grenzen des DDR-Systems stoßen, dass ihr als Mädchen zwar die gleichen Chancen einräumt, aber religiöse Anbindung nicht fördert. Jedoch schlägt sie nun nicht resigniert den Weg der Mutter ein, sondern zeigt sich flexibel, indem sie sich in eine andere naturwissenschaftliche Richtung umorientiert. Wahrscheinlich ist ihr naturwissenschaftliches Interesse und ihr Wille dem Vater zu beweisen, dass sie etwas kann, zu dem Zeitpunkt schon so stark ausgeprägt, dass Alternativen zum Studium für sie keine Rolle spielen. Die Orientierung an Beruf und Karriere wird beibehalten. Traditionelle Frauenrollen werden wohl auch in Zukunft für sie keine Rolle spielen. Indem sie das Jahr zwischen Abitur und Studium als praktisches Jahr im gleichen Labor, in dem der Vater arbeitet, verbringt, kann vermutet werden, dass sie einerseits Zwischenzeiten effektiv für sich zu nutzen weiß und andererseits aber auch die Auseinandersetzung bzw. Nähe zum Vater sucht und um seine Anerkennung ringt.

Vermutlich wird sie der mit dem Beginn des Studiums verbundene Weggang aus dem konservativen Elternhaus freier werden lassen. Es darf vermutet werden, dass sie sich jedoch nicht auf das freie Studentenleben konzentriert, sondern sie wird sich weiter um gute Leistungen bemühen, um es dem Vater zu beweisen. Damit würde sie sich trotz äußerlichen Weggangs von zu Hause weiter im Bezugsrahmen der Familie befinden. Das Angebot von Prof. X. nach dem 5. Semester bei ihm in der Freizeit zu arbeiten, kann ihr dann als Gelegenheit dienen, um zu zeigen, dass sie gut ist. Dieses Angebot könnte von ihr als Belohnung und Bestätigung gewertet werden. Hier kann vermutet werden, dass Prof. X. für sie eine Art Ersatzvater wird, dessen Erwartungen es nun zu erfüllen gilt. Im Gegensatz zum eigenen Vater scheint er ihr aber wohlwollender gegenüber zu stehen, so dass sie ihm gegenüber nicht in eine Art negativen Druck oder Stress geraten wird, sondern wahrscheinlich gerne für ihn arbeitet und gute Leistungen bringt, da für sie hier weiteres Lob zu erwarten ist. Es ist zu erwarten, dass Prof. X. zu einer Art Eintrittskarte für ihre wissenschaftliche Karriere werden wird. Wahrscheinlich wird sie sich weiter dem Ausbau eines solchen Weges widmen. Es könnte sein, dass diese erneute

Art von Vater-Tochter Beziehung für sie an erster Stelle steht und eine eigenständige Partnerschaft oder Gedanken an Familie verdrängt. Als ihr gegen Ende des Studiums signalisiert wird, sie sei aufgrund ihrer katholischen Weltanschauung und des Nichteintritts in die Partei für die Lehre ungeeignet und sie dann eine Aspirantur erhält, scheint ihre Loyalität gegenüber der Familie und ihre eigene religiöse Weltanschauung zu überwiegen. Es scheint eine Grenze zu geben, die sie auch für eine Karriere nicht überschreiten würde. Jedoch muss auch gesehen werden, dass gegen Ende der 80iger Jahre ein Nichteintritt in die SED nicht unbedingt das Ende einer wissenschaftlichen Karriere bedeutete, wofür auch der Erhalt der Aspirantur gelten könnte.

Die Diplomarbeit 1990 bei Prof. X. und der während dieser Zeit durchgeführte Forschungsaufenthalt in Polen, kann dafür stehen, dass die Trainingsbeziehung zu Prof. X. weiter gefestigt wird. Es kann vermutet werden, dass sie im Anschluss daran nicht in die Industrie geht, sondern bei ihm bleibt. Als Tochter, die es dem Vater beweisen will bzw. den Erwartungen des Ersatzvaters gerecht werden will, wird sich die früh angelegte Orientierung an Leistung und Erfolg durchziehen.

In der Zeit von 1990 bis 1993 schreibt sie ihre Dissertation bei Prof. X. In beruflicher Hinsicht ist sie nun genauso weit gekommen, wie ihr Vater und könnte nun an die Familiengründung denken. Da aus der bisherigen Biographie keine Anzeichen für eine Orientierung am Privatleben zu ersehen sind, kann vermutet werden, dass sie den einmal eingeschlagenen Weg der beruflichen Orientierung jedoch weiterverfolgen wird.

Die Vermittlung von Prof. X. bringt sie 17 Monate zum Postdoc nach Amerika. Vermutlich bleibt die Ersatzvater – Tochter Beziehung weiter bestehen. Eine weitere Karriereorientierung wird Prof. X. vermutlich weiter unterstützen. Es ist anzunehmen, dass Petra jetzt versuchen wird, eine Habilitationsstelle zu finden. Eine Ausgestaltung des Privatlebens wird nicht zum Orientierungspunkt werden.

Nach weiteren Postdocs kehrt sie an ihre Heimatuniversität zurück, tritt dort eine C1 –Stelle an und übernimmt die Vorlesungen und Seminare des inzwischen emeritierten Prof. X.

Die stete Orientierung an Karriere und beruflichem Erfolg scheint sich durchzuziehen. Sie könnte nun die Nachfolgerin von Prof. X. werden und seinen Platz einnehmen. Jedoch gibt es in Deutschland keine Hausberufungen. Um die Laufbahn weiter zu verfolgen, müsste sie nun endgültig die Homepage verlassen. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie in der Endphase der Habilitation, unverheiratet und hat keine Kinder. Vermutet werden könnte, dass zur Ausgestaltung des Privatlebens ihr ein (eher weiblicher) Partner fehlt, der sich auf Familie konzentrieren würde. Eventuell hat auch die stets enge Bindung an Prof. X. als Ersatzvater den

Gedanken an eine eigene Familiengründung verdrängt, in dem sie die Tochterrolle innehatte und eine völlige Selbstständigkeit kein Thema war.

Ich vermute, dass Petra Weiß ihre Geschichte sachlich und als berufliche Erfolgsgeschichte erzählen wird. Privates wird weitgehend ausgespart bleiben.

Strukturhypothese

Die Biographie von Petra Weiß scheint stark davon geprägt zu sein, dass sie sich am beruflichen Leben orientiert. Sie geht nicht den Weg der Mutter in Form einer Orientierung an Haushalt und Familie, sondern orientiert sich stark am Vater, dessen konservatives Frauenbild jedoch einer akademischen Ausbildung und Karriere der Tochter entgegensteht. Eventuell hat Petra auch, bedingt durch ihre zwei Brüder sich eher als Junge gefühlt, denn als Mädchen. Der Vater fördert vorerst alle drei Kinder gleich, während die Mutter ihren Platz an Heim und Herd zu haben scheint. Für Petra scheint das jedoch keine Alternative zum väterlichen Vorbild zu sein. Sie orientiert sich an Ausbildung und Erwerbstätigkeit, wodurch sie jedoch in Konflikt mit dem Vater kommt, der gegen das Abitur ist. Hier tritt die Mutter in Erscheinung, die sich eventuell für ihre Tochter bessere Chancen wünscht, als sie sie hatte. Nun kollidiert Petras Orientierung an Ausbildung und Erwerbsarbeit mit den väterlichen Werten. Es kann vermutet werden, dass sie nun versucht, dem Vater immer wieder zu beweisen, dass sie genauso gut ist wie er oder ihre Brüder. Ebenso scheint sie schwieriges in positives umsetzen zu können. So resigniert sie nach der Ablehnung zum Medizinstudium nicht, sondern orientiert sich auf Biochemie um. Der Weggang aus der Heimatstadt zum Studium scheint auch eine Ablösung von der Familie zu sein. Jedoch kann vermutete werden, dass sie im Familiensystem verbleibt und den Vater durch Prof. X. ersetzt. Anzunehmen ist, dass hier der Vater –Tochter-Beziehung fortgeführt wird, der Prof. sich jedoch als wohlwollender Förderer erweist, für sie eine Art Türöffner darstellt, dessen Erwartungen sie nun gerecht werden will. Den Erwartungen dieser Vaterfigur wird sie aber nur entsprechen können, wenn sie sich immer weiter an einer wissenschaftlichen Karriere orientiert. Es kann vermutet werden, dass die nicht vollzogene Ablösung von der Vaterfigur einer Familiengründung entgegensteht. Durch die starke Orientierung an Leistung und beruflichem Fortkommen könnte die Gestaltung von privaten Beziehungen im Hintergrund gestanden haben, da diese eventuell indirekt als hinderlich auf dem eigentlichen Weg empfunden wurden. Daher ist zu vermuten, dass Petra eine Geschichte präsentieren wird, die von beruflichem Erfolg geprägt sein wird. Kosten im privaten Bereich wird sie wahrscheinlich ausblenden. Sie wird ihre Geschichte eher sachlich und wenig emotional erzählen. Privates wird so gut wie nicht

vorkommen oder versucht werden, plausibel zu machen und schnell abzuhandeln. Es wird mehr oder weniger als unwichtig erscheinen.

Schritt 2. Rekonstruktion der erzählten Lebensgeschichte

Text- und thematische Feldanalyse (erzähltes Leben)

Hier wird die sequentielle Gestalt des Textes untersucht. Ziel dieses Schrittes ist es, herauszufinden, welche Mechanismen die Gestaltung der Textsegmente steuern.

Dazu wird das Interview in einzelne Analyseeinheiten (Segmente) unterteilt. Diese Unterteilung erfolgt nach Kriterien wie Textsorte, Sprecherwechsel und Themenwechsel.

Ähnlich dem Vorgehen in Schritt 1 wird auch jetzt wieder Segment für Segment analysiert. Zu den einzelnen Sequenzen werden Hypothesen aufgestellt, die im Weiteren immer wieder überprüft werden. Am Ende werden die Hypothesen wiederum zu Strukturhypothesen verdichtet. Hierbei verstehen wir unter dem thematischen Feld das 'Bild', das uns der Biograph von sich präsentiert, so z.B. das der Bilderbuchkarriere. Die Elemente oder Themen des thematischen Feldes sind dann die einzelnen Teile dieses präsentierten Bildes. Bei dem thematischen Feld der 'Bilderbuchkarriere' kann z.B. ein Element die Präsentation eines positiv unterstützenden Elternhauses sein.

Der Schritt der Text- und Thematischen Feldanalyse dient der Interpretation der vom Biographen gewählten Form der Darstellung und Selbstpräsentation im Interview. Zu fragen gilt es u.a.: Weshalb wird dieses Thema an dieser Stelle eingeführt? Weshalb wird es in dieser Kürze/Ausführlichkeit dargestellt und warum in dieser Textsorte? Man geht weiter der Frage nach, welches thematische Feld durch ein bestimmtes Thema präsentiert wird und welche Themen vom Biographen nicht thematisiert werden. Die speziellen thematischen Felder eines Lebens werden so deutlich (vgl. Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997, S.153f). Man könnte auch von einer Art roten Faden sprechen, der das Interview zusammenhält und nun sichtbar wird. Dieser Analyseschritt ist der zeitlich aufwendigste.

Schritt 2 (Ebene: erzähltes Leben)

Thematische Text- und Feldanalyse Frau Dr. P. (Eingangserzählung bis 3/25)

Hier geht es nun darum, zu fragen, wie Petra Weiß ihre Lebensgeschichte präsentiert.

1.

Nach der Erzählaufforderung durch die Interviewerin beginnt sie mit einer

Argumentation: 1/5-6

„Das ist natürlich schwierig, weil ich das unter dem Gesichtspunkt sehe, was für sie interessant sein könnte, selbstverständlich“

Das Thema könnte hier sein: Ich und die Anderen. Petra Weiß. beginnt ihre Lebenserzählung mit der Argumentation darüber, dass sie ihrem Gegenüber nichts Langweiliges erzählen will, sondern überlegt hat, was für die Forscherin wichtig sein könnte, daraus könnte man schließen, dass sie sich so darstellt, als ob sie den Erwartungen anderer immer gerecht werden will. Eine alternative Lesart wäre, dass sie bestimmt, was wichtig ist und was nicht. Mit der gewählten Textsorte der Argumentation betrachtet sie das Leben aus der Gegenwartsperspektive, d.h. heutige Schablonen und Denkweisen werden über frühere Ereignisse gelegt und passend gemacht. Man könnte vermuten, dass sie damit rechtfertigt, warum sie nur bestimmtes aus ihrem Leben erzählen will. Dann wäre die Folgehypothese, dass es gibt Bereiche, die sie aussparen wird. Die Einleitung könnte für eine sachliche Erzählung entlang von Fakten stehen, daher sind im Folgenden die Textsorten Argumentation und Bericht erwartbar. (Eventuell könnte man auch vermuten, dass sie diesen Satz als Einführung bringt, weil sie durch mein Anschreiben bei der Kontaktaufnahme einige Wochen vor dem Interview weiß, dass es um die Situation von Frauen im akademischen Mittelbau geht bzw. wie Frauen eine akademische Karriere in ihre Lebensentwürfe einlagern. Damit hatte ich die Bitte um ein Interview begründet. Andererseits habe ich die Erzählaufforderung so offen als möglich gehalten „Ich würde Sie also als erstes bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, mit all den Erlebnissen, die für Sie persönlich wichtig waren. Ich werde Sie nicht unterbrechen, mache mir nur einige Notizen, um später nachzufragen.“)

Als großes thematisches Feld würde sich in dieser Sequenz anbieten: Mein Leben als (nicht unproblematischer) Kampf, den Erwartungen anderer gerecht zu werden oder aber : Ich weiß mich durchzusetzen.

2. Als nächstes folgt von 1/6-15 ein Bericht darüber, dass sie 1965 geboren wurde in DDR als drittes Kind. Ihr Vater ist Akademiker und die Mutter Hausfrau. Sie besucht den Kindergarten und die Schule. Das Thema ist hier die Kindheit und der Familienrahmen. Petra Weiß beginnt,

sich mit einem `normalen` Lebenslauf darzustellen. Sie stellt das als normale Biographie, also erwartbar am Anfang einer Lebenserzählung dar. Wie sie bereits angekündigt hatte, werden ausgewählte Fakten benannt. Wahrscheinlich wurde von ihr aus heutiger Sicht nichts als so interessant befunden, dass sie es heute noch erwähnenswert findet oder Erlebnisse aus der Kindheit schildern möchte. Durch den knappen Bericht erfahren wir nichts darüber, wie sie ihre Kindheit erlebte, außer dass nichts Außergewöhnliches passierte. Folgehypothese: Auch im Weiteren werden wir wenig über Privates erfahren.

Das thematische Feld könnte hier sein: „Meine ganz normale Biographie ohne Brüche“ oder „Mein (relativ unwichtiges) Familienleben“.

Erwartbar wäre, dass sie dann in Berichtform berufliche Stationen schildert.

3.

Es folgt in 1/16-20 eine Argumentation über die Beeinflussung durch den Vater bei der Studienwahlwahl. Sie entscheidet sich zunächst für Medizin.

Das Thema kann hier mit `Vater und Berufswahl` benannt werden

Das dieses Thema nun kommt, hatte ich bereits vermutet. Jedoch wird die Berichtform nicht fortgesetzt, sondern sie begründet die Berufswahl. Gleichzeitig wird der Vater mit erwähnt, der für sie hier eine wichtige Rolle gespielt zu haben scheint. Über die Mutter erfahren wir an dieser Stelle nichts. Eventuell hat Petra Weiß heute noch Klärungsbedarf zum Thema `Mein Vater`. Die Argumentation kann dazu dienen, sich der Annäherung an das damalige Erleben zu verschließen. Erwartbar wäre nun, dass sie einerseits die weitere berufliche Entwicklung schildert und andererseits über ihr Tochter – Vater Verhältnis redet bzw. das Thema Verknüpfung von Familie und Beruf versucht zu umgehen. Man könnte vermuten, dass das Thema: `Meine Familie hat mein (berufliches) Leben bestimmt`, latent vorhanden ist, von ihr aber nicht direkt thematisiert wird. Daran könnte man die Folgehypothese anschließen, dass sie auch weiterhin eine Verkettung von Familie und Beruf eher indirekt thematisieren wird.

Eventuell könnte man hier auch das Anfangs benannte thematische Feld: „Mein Leben als (nicht unproblematischer Kampf) den Erwartungen anderer gerecht zu werden“ sehen, was auch übersetzt heißen könnte: `Kampf um die Anerkennung des Vaters durch Beruf`.

Die These `Mein (relativ unwichtiges) Familienleben` kann damit nicht gehalten werden.

Denkt man weiter über die Verknüpfung der Themen `Vater` bzw. `Beruf` nach, so könnte sich ergeben, dass die Themen `Familie` und `Beruf` über den Vater miteinander verbunden sind.

Hier könnte die Lesart dann heißen „Meine Familie, besonders mein Vater hat meine berufliche Entwicklung beeinflusst“.

Ebenfalls ist darüber nachzudenken, warum sie den Vater positiv darstellt. Aus der Analyse der biographischen Daten wissen wir um den Konflikt zu ihm. Vermutet werden kann, dass sie den Vater positiv darstellt, weil sie über den Konflikt nicht reden will. Ebenso könnte man schlussfolgern, dass sie ihr Verhältnis zur Familie aus der Gegenwartspektive als positiv darstellen will. Daher könnte man die eben formulierte Lesart präzisieren „Meine Familie, besonders mein Vater hat meine berufliche Entwicklung positiv beeinflusst“.

Denkt man darüber nach, welche Funktion diese positive Darstellung der Verbindung von Familie und Beruf hat, bzw. warum ihr das so wichtig ist, dann könnte als Grund dafür die Präsentation einer Bilderbuchkarriere als großes thematisches Feld dienen. Zu dieser Selbstpräsentation einer Bilderbuchkarriere würde die positive Darstellung der Verbindung von Beruf und Familie eher 'passen' als eine negative.

4.

In der folgenden Sequenz präsentiert Petra Weiß von 1/20-25 die Mischform Bericht/Argumentation. Dabei geht es um die Wahl der Studienstadt, wo sie dem Rat des Vaters folgt. Das Thema dieser Sequenz ist demzufolge 'Studienort und Vater' oder 'Wer trifft die Entscheidungen?'

Frau P. fährt fort mit der weiteren beruflichen Entwicklung. Nun wird die Wahl der Studienstadt dargestellt. Hier wird der Vater, als derjenige präsentiert, der diese für sie ausgesucht hat. Das würde die Lesart unterstützen, dass Familie und Beruf eng verbunden sind über die Vaterfigur. Erwartbar wäre, dass auch in den weiteren wichtigen Entscheidungen, wie eine Ortswahl als nicht von ihr bestimmt präsentiert werden, sondern von Personen, die für sie den Status einer Vaterfigur einnehmen. Sie stellt diese Entscheidungssituation in einer berichtend argumentativen Form aus der Gegenwartspektive dar. Denkbar ist, dass auch im Weiteren solche Statuspassagen durch ähnliche Textsorten gestaltet werden.

5.

In argumentativer Form wird nun von 1/26-36 der Erst- und Zweitberufswunsch und die Ablehnung zum Medizinstudium dargestellt.

1/32-1/34: „Äh, ich wurde also vom Medizinstudium abgelehnt, vielleicht, weil ... ich bin also im katholischen Elternhaus aufgewachsen.“

Das Thema dieser Sequenz ist also 'Berufswunsch wegen Elternhaus abgelehnt'.

Der erwartete lückenlose Bericht über den Beginn des Studiums erfolgt nicht. Die Ablehnung zum Medizinstudium wird aus heutiger Sicht mit dem Aufwachsen im katholischen Elternhaus

begründet. Die religiöse Anbindung der Eltern wird, obwohl in der DDR nicht unbedingt Bestandteil der bis hierher geschilderten 'Normalbiographie', an dieser Stelle zum ersten Mal erwähnt. Man könnte mutmaßen, dass das Katholisch-Sein weiter in Situationen auftaucht, die für sie negativ belastet sind, eventuell auch aus heutiger Sicht als Erklärungsfolie für Misserfolge dient.

Das größere thematische Feld könnte die berufliche Entwicklung und Konflikte durch das (katholische) Elternhaus sein. Damit lässt sich die These der engen Verknüpfung von Familie und Beruf weiter aufrechterhalten. Die Lesart der positiven Unterstützung durch die Familie wird jedoch durch diese Sequenz nicht gestützt, auch die Präsentation der Bilderbuchkarriere kann hier nicht durchgehalten werden.

Der Misserfolg könnte von ihr nun im Folgenden als persönliche Krise oder Desorientierung detailliert dargestellt werden. Vermutlich wird jedoch die eher sachliche Berichterstattung über ihr Leben fortgesetzt.

6.

In dieser Sequenz erfolgt von 1/36-47 eine Erzählung über die Einspruchskommission und die Umlenkung auf ein Biochemiestudium.

Als Thema kann hier 'Umorientierung' bzw. '(Druck durch) DDR-Gesellschaft und ich' ausgemacht werden. Die Ablehnungserfahrung oder damit verbundene Gefühle werden nicht weiter thematisiert. Stattdessen wird Widerstand dagegen geschildert. Hier präsentiert sie zum ersten Mal eine Erzählung. Dieses Erlebnis scheint besonders einschneidend für sie zu sein. Sie überlässt sich hier der Vergangenheitssicht und versucht nicht, durch Argumentation heutige Interpretationen darüber zu legen. Sie präsentiert sich als flexibel und widerständig und als jemand, der nicht so leicht aufgibt. Sie stellt Widerständigkeit in Verbindung mit dem Elternhaus dar als positive Entwicklung. Eventuell hat sie heute eine Sichtweise entwickelt, die die unterstützenden Aspekte des Elternhauses hervorhebt. So kann die Präsentation der Bilderbuchkarriere fortgesetzt werden, wobei das Thema Verknüpfung von Familie und Beruf hier als Element der Entwicklung von Widerständigkeit in der DDR-Gesellschaft durch die Familie präsentiert wird.

Erwartbar ist, dass die berufliche Entwicklung nun weiter abgearbeitet wird.

7. Nun folgt von 1/47-2/17 ein Bericht über das praktische Jahr und die Motivation für das Biochemiestudium. Das Thema ist 'das Praktikum'.

Mit der Schilderung des praktischen Jahrs vor dem Biochemiestudium bleibt sie im thematischen Feld der Bilderbuchkarriere.

Denkbar ist, dass sie den Zusammenhang von Leistung und beruflicher Entwicklung weiter ausbaut und als Grundlage ihres Erfolges darstellt. Es kann vermutet werden, dass sie hier den Bericht als Textsorte wählt, weil Praktikum als Baustein der beruflichen Entwicklung für sie weder besonders erklärungsbedürftig noch bedeutsam ist. Die eher zweckorientierte Form der erzählten Biographie wird so weiter beibehalten. Zu erwarten ist nun ein Bericht über den Verlauf des Studiums.

8.

In der sich von 2/17 –2/27 anschließenden Beschreibung wird das Studienjahr dargestellt. Das Thema der Sequenz kann mit `Die Kommilitonen´ bzw. `Kollegialität´ bezeichnet werden.

Der erwartete Bericht über den Verlauf des Studiums erfolgt nicht. Stattdessen wird eine Beschreibung des Studienjahres präsentiert. Damit kann sie sich als jemand darstellen, der an anderen interessiert ist. Dadurch kann sie vermitteln, dass sie sich selbst nicht an erster Stelle sieht, während des Studiums eher Gruppenmensch als Einzelgänger war. Damit kann aber auch vermieden werden, über sich zu sprechen.

Ebenfalls kann die Beschreibung des Studienjahres dazu dienen, sich nicht als Einzelgänger mit eventueller Ellenbogenmentalität darzustellen. So kann die Darstellung von Kollegialität das thematische Feld der Bilderbuchkarriere positiv belichten.

Vermutlich wird nun über den Verlauf des Studiums berichtet.

9.

Es folgt in 2/27-2/35 eine Erzählung darüber, nie die Studienjahresbeste gewesen zu sein.

Dennoch fragt Prof. X. sie nach erfolgreichem Testat, ob sie bei ihm arbeiten will.

Das Thema ist hier `Erfolg und Entdeckung durch Prof. X.´.

Wie vermutet bleibt sie im thematischen Feld der Bilderbuchkarriere. Jedoch erfolgt kein sachlicher Bericht des Studienablaufes, sondern sie präsentiert eine Erzählung über ihre Leistungen im Studium und ein weiteres einschneidendes Erlebnis: die Entdeckung durch Prof. X. Eventuell könnte man hier Parallelen ziehen zum Erlebnis mit der Einspruchskommission, auch hier wurde die Erzählung als Textsorte gewählt. Beide Erlebnisse waren besonders bedeutsam. Was könnte nun beide Erlebnisse thematisch miteinander verbinden? Denkbar wäre, dass die Auswahl durch Prof. X. die Zurückweisung ihres Medizinstudienwunsches repariert. So konnte eventuell die damals empfundene Ungerechtigkeit wieder gut gemacht werden.

Es wird sichtbar, dass die Bilderbuchkarriere eng mit Prof. X. verbunden scheint. Das könnte nun weiter ausgestaltet werden.

Bezieht man die bereits geäußerte Vermutung ein, dass Beruf und Familie über den Vater miteinander verbunden sind, so könnte man jetzt schlussfolgern, dass Prof. X. nun als Ersatzvater fungiert. Die Entdeckung durch den Prof. wird als eine Art Glücksfall dargestellt, da sie von ihm `erwählt` wird, obwohl sie sich nicht zur Leistungsspitze zählt. Wenn der Prof. nun als Art Ersatzvater fungiert, wäre zu erwarten, dass sie im Weiteren die Befolgung seiner Ratschläge darstellt und die Präsentation der Bilderbuchkarriere fortsetzt. Jedoch könnte man vermuten, dass das Selbstbild der Bilderbuchkarriere einen alleinigen Zusammenhang mit Prof. X. nicht zulässt, es könnte daher im Weiteren auch eine Fokussierung auf die eigene Leistung als Grundlage des Erfolgs dargestellt werden.

10.

Im sich von 2/36-2/43 anschließenden Bericht wird das Diplom bei Prof. X dargestellt, sowie der Forschungsaufenthalt in Polen und die Promotion bis 1993.

Das Thema ist die wissenschaftliche Karriere und Prof. X.

Durch die wenig detaillierte Berichtform der wissenschaftlichen Karriere wird der Anteil von Prof. X. an dieser ausgeblendet. Zwar wird erwähnt, bei diesem diplomiert zu haben, jedoch wird die weitere Entwicklung sachlich und als eigene Leistung geschildert, als eine Abfolge von Stationen, die ohne Hilfe gemeistert wurden. Dadurch wird die Lesart gestützt, das Frau Weiß ihre Lebensgeschichte als Bilderbuchkarriere präsentiert, die als Grundlage vordergründig die eigene Leistung hat.

Erwartbar ist, dass die Entwicklung der wissenschaftlichen Karriere weiter thematisiert wird und dass diese Karriere als eigene Leistung präsentiert wird.

11.

Es folgt von 2/43-3/7 wieder ein Bericht über die Postdoc-Zeit in Amerika, die sich anschließende C1-Stelle an der Heimatuniversität und das 2. Postdoc in England.

Als Thema kann hier benannt werden `weitere Erfolge und Leistungen der wissenschaftlichen Karriere` bzw. der `Weggang und die Unabhängigkeit von Prof. X.

Mit der weiteren Ausgestaltung der beruflichen Entwicklung und der schnell voranschreitenden Karriere präsentiert sie sich als `Vollblutwissenschaftlerin`. Indirekt wird so auch der Weggang von Prof. X. bzw. die Unabhängigkeit von ihm dargestellt. Mit der so nahgebrachten Distanz zu ihm, kann die eigene Leistung und Kreativität besser herausgestellt werden.

Diese Selbstdarstellung ohne `wenn und aber` wird sich vermutlich durchziehen.

12. Petra Weiß präsentiert jetzt in 3/7-3/10 eine Argumentation über die Kleinforschungsgruppe an der Heimatuniversität. Als Thema kann hier: `kleines Team gegenüber anderen Forschungsgruppen` bzw. latent auch `Kollegialität und Konkurrenz` gelten.

Das thematische Feld der Bilderbuchkarriere wird beibehalten.

Das Thema der Kleinforschungsgruppe an der Heimatuniversität scheint klärungsbedürftig zu sein. Die Biographin kann eventuell nicht direkt thematisieren, dass sie dadurch eine Behinderung für ihre Laufbahn befürchtet. Eventuell sieht sie sich in der kleinen Gruppe isoliert und auf einer Art Abstellgleis, während dem die Spitzenforschung woanders stattfindet. Auch Angst, den Anschluss zu verlieren, könnte mitschwingen. Vielleicht will sie sich auch als jemand präsentieren, der gern in einem Team zusammenarbeitet, kollegial ist und sich nun ein wenig auf verlorenem Posten und allein fühlt.

13.

Im sich von 3/11-3/15 anschließenden Bericht geht es darum, dass sie nach ihrer Rückkehr die Aufgaben von Prof. X. übernimmt, welcher in Ruhestand geht. Sie wird Laborleiterin und gibt Vorlesungen und Seminare: 3/14:-3/15 „also bin auch integriert in die Lehrtätigkeit, was ja als Habilitandin interessant ist“

Das Thema dieser Sequenz ist die `Nachfolge`. Damit greift sie den Zusammenhang von beruflicher Entwicklung und Prof. X. auf. Die sachliche Berichtsform wird durchgehalten.

Sie präsentiert sich als jemand, der allen Anforderungen gerecht wird, alles meistern kann und weiß, wie die Regeln des `Spiels` sind.

Erwartbar ist, das nun als nächstes über geplante Bewerbungen auf Professuren berichtet wird.

14.

Es schließt sich jedoch von 3/15-3/19 eine Argumentation an. Sie präsentiert ihr Privatleben, wo sie ledig ist und keine Kinder hat: 3/16-3/17 „das hatt ich einfach nicht so integriert“. Thematisch geht es hier also um die eigene Familie. Diesen Teil ihres Lebens stellt sie argumentierend und weitgehend emotionslos dar. Dadurch können eventuelle Kosten, die das Leben einer Wissenschaftlerin mit sich bringt, ausgeblendet werden. Privates wird als planbar präsentiert, was in ihrem Plan halt nicht vorkam. So können `weiße Flecken` auf der Landkarte ihres Lebens logisch begründet werden. Anderenfalls wäre die Geschichte nicht rund. Sie hatte eingangs gesagt, dass sie sich an dem orientiert, was für mich interessant sein könnte, daher muss sie es mit erwähnen. So wird auch das Privatleben als Teil des großen thematischen Feldes `Bilderbuchkarriere` dargestellt.

15.

Von 3/19-24 folgt in der Mischform Bericht/Argumentation die Endphase der Habilitation und die geplante Bewerbung auf Professuren. Damit ist das Thema hier `die Gegenwart´.

Jetzt erst schließt sie die Eingangserzählung mit der berichtend /argumentativen Form über den bevorstehenden Abschluss und die geplanten Bewerbungen.

Damit kann sie die positive Selbstdarstellung mit der beruflichen Erfolgsgeschichte schließen.

Zusammenfassung der Strukturhypothesen zum erzählten Leben von Petra Weiß

Das große thematische Feld ihrer Lebenserzählung ist `die Bilderbuchkarriere´.

Dies wird durch folgende Elemente konstruiert:

Petra Weiß präsentiert eine sachlich nüchterne berufliche Erfolgsgeschichte. Dazu nutzt sie eine berichtend argumentative Form. Sie will sich als zielstrebig und leistungsstark darstellen und als jemand, der es weitgehend aus eigener Kraft geschafft hat.

Probleme und Konflikte blendet sie in ihrer Biographie aus und berichtet aus der Gegenwartsperspektive als erfolgreiche Wissenschaftlerin. So werden Konflikte mit der Familie nicht erwähnt, sondern aus der Gegenwartsperspektive wird der Familie eine positive und unterstützende Funktion zugeschrieben. Nur in zwei Sequenzen (Einspruchskommission und Entdeckung) erfolgt eine Erzählung. Hier überwiegt also die Vergangenheitsperspektive. Zum thematischen Feld der Präsentation einer beruflichen Karriere ohne Brüche steht einerseits die positive Darstellung des Vaters in Beziehung (jedoch wird er nur in Zusammenhang mit Berufswahl und Wahl der Studienstadt erwähnt) und andererseits Professor X. Vater und Professor unterstützen sie zwar, letztlich ist das Gestaltungsprinzip ihrer Haupterzählung jedoch die Geschichte einer Eigenleistung. Daher bleiben auch andere Personen faktisch Randfiguren.

Als ein anderes Element wird die eigene Familienlosigkeit heute als positiv dargestellt.

Ein weiterer Bestandteil dieser Präsentation einer Bilderbuchkarriere ist die dargestellte Teamfähigkeit, um den negativen Beigeschmack des Einzelkämpfers zu vermeiden.

Welche Felder bieten sich aus Analyse der biographischen Daten noch an bzw. werden nicht ausgestaltet?

Wir wissen um den Konflikt zum Vater. Dieser Konflikt wird in der Eingangserzählung nicht erwähnt bzw. ausgeblendet. So kann sie sich als gute Tochter des Vaters präsentieren, die seinen Rat annimmt. Im weiteren Verlauf wird die Familie dann nicht mehr erwähnt. Daraus könnte

man schließen, dass sie eine Erfolgsgeschichte präsentieren will, bei der es förderlich scheint, die Beziehung zur Herkunftsfamilie als positiv und unterstützend zu präsentieren.

Obwohl sie bei einer so wichtigen Entscheidung, wie dem Studium den Rat des Vaters annimmt, erwähnt sie ihn an anderen Stellen dann nicht mehr. Sie will sich ebenso von Familie und insbesondere ihrem Vater unabhängig präsentieren.

Latente Themen

Auf einer weiteren Abstraktionsebenen könnte nun dem nachgegangen werden, welche Themen latent vorhanden sind, also die zweite und eventuell Negativseite der Themen im Feld darstellen. Mit der Fokussierung auf permanent positive Aspekte, könnte auch die zweite Seite ausgeblendet worden sein, um die Bilderbuchkarriere strikt durchhalten zu können. So wird der Kontakt zu Peers ausschließlich über den Gemeinschaftsgedanken thematisiert, Aspekte von Konkurrenz werden nicht erwähnt. Die Nichtgründung der eigenen Familie wird als zufällig dargestellt, damit verbundene Probleme kommen nicht zur Sprache.

Ebenso wird der Antritt der Nachfolge von Prof. X. als ausschließlich glücklich geschildert. Jedoch wird die Verhinderung von eigenen Wegen mit dem 'in die Fußstapfen von anderen treten' nicht erwähnt. Es ist auch denkbar, dass die von ihr präsentierte Teamarbeit als zweite Seite das Alleinsein hat.

Schritt 3 (Ebene: erlebtes Leben)

Rekonstruktion der Fallgeschichte Frau Dr. P

Hier geht es um die erlebte Zeit, d.h. um die Perspektive der Vergangenheit, um die damalige Bedeutung eines Erlebnisses für den Biographen. Dabei werden die biographischen Daten mit den Erzählungen und Selbstdeutungen kontrastiert. Bei der Rekonstruktion der Fallgeschichte geht es um die Entschlüsselung der Gestalt der erlebten Lebensgeschichte. Dabei wird jedoch die wechselseitige Durchdringung von erlebter Lebensgeschichte und erzählter Lebensgeschichte, letztere wurde in Schritt 2 fokussiert, immer beachtet (vgl. ebd. S.154f.).

Hier wird jetzt nicht gefragt: Wie wird präsentiert? Sondern es geht darum, wie einzelne Stationen erlebt wurden, was damals z.B. empfunden wurde.

1. Das Elternhaus

Das Elternhaus spielt in der Biographie von P. eine große Rolle.

Aus der Analyse der biographischen Daten wissen wir, dass der Vater Doktor der Biologie ist und die Mutter Lohnsachbearbeiterin.

Was erzählt sie darüber?

In der Haupterzählung werden Kindheitserinnerungen nicht weiter ausgestaltet, im Nachfrageteil erfahren wir, dass der Vater mit den Kindern vogelkundliche Ausflüge unternahm.

Petra Weiß erwähnt das auf meine Frage:

6/32-6/39

I: Und hat ihr Vater Sie unterstützt in ihrem naturwissenschaftlichen Interesse oder eher gebremst?

P: Nee, nee er hat mich da schon gestützt, einmal dadurch er hat uns als Kinder immer angehalten, wir sind also rausgefahren in die Natur und haben Vogelstudien betrieben und haben Beobachtungen gemacht und das war also, das war also schon drin, das war eigentlich mit allen Kindern hat er das gemacht, wir haben eigentlich sehr viele Unternehmungen gemacht, wenn da irgendwelche seltenen Vogelarten an irgendeinem Ende der DDR zu beobachten waren, sind wir da hin gefahren und haben uns die angeguckt. ...

Auf die zugegebenermaßen nicht sehr glücklich formulierte Frage der Interviewerin nach der Unterstützung des Vaters folgt die berichtartige Erwähnung, dass alle Kinder zu naturkundlichen Ausflügen mitgenommen wurden.

Wie kann Petra das erlebt haben?

Zu vermuten ist, dass sie diese Ausflüge als positiv empfunden hat. Der Vater wird als unternehmungslustig geschildert, der seine Kinder für die Natur zu interessieren sucht.

Die Formulierung `das war also schon drin´ kann bedeuten,

1. dass das naturwissenschaftliche Interesse schon früh ganz selbstverständlich ausgeprägt wurde. P. hat als Kind nicht hinterfragt, welche Absicht der Vater mit den Ausflügen verband. Eventuell hat sie die doch sehr einseitig orientierten Exkursionen manchmal als langweilig empfunden, was man an der Formulierung `wenn da irgendwelche seltenen Vogelarten an irgendeinem Ende der DDR zu beobachten waren´ ablesen könnte. Vielleicht hätte sie auch manchmal gerne etwas anderes mit dem Vater unternommen. Denkbar ist, dass der Vater als Lehrer erlebt wurde.

2. kann `das war also schon drin´ auch bedeuten, dass es also möglich war, dass alle Kinder, sowohl die Brüder, als auch sie als Mädchen, zu den Ausflügen mitgenommen wurden und bei der Ausprägung der naturwissenschaftlichen Interessen hier kein (geschlechtsspezifischer) Unterschied vom Vater gemacht wurde.

3. Vielleicht hat sie dieses `das war schon drin´ als Kampf um die Anerkennung des Vaters erlebt, dass sie gnädiger Weise mit durfte. Man könnte aus der Formulierung daher auch

schließen, dass es schon damals nicht ganz selbstverständlich war, dass sie als Mädchen mit zu den Ausflügen durfte, sondern dass es fast schon eine Ehre war, dass sie mit durfte.

Dann hat sie das Verhältnis zum Vater wahrscheinlich schon von klein auf als ambivalent empfunden. Wahrscheinlich war er und seine Welt der Wissenschaft für sie interessant, aber sie erlebte das Verhältnis zu ihm eventuell schon früh als Kampf darum, von ihm die gleiche Anerkennung zu erhalten wie ihre Brüder, was man aus der Erweiterung der Formulierung `das war also schon drin, das war eigentlich mit allen Kindern hat er das gemacht´ ableiten könnte. Ab der 9. Klasse besucht Petra Weiß die EOS auf Betreiben der Mutter hin, der Vater war gegen das Abitur der Tochter.

Auch diesen Umstand erzählt sie nicht in der Haupterzählung, sondern erst auf meine Frage hin.

5/34-6/2

I: Und welche Erinnerung haben Sie an die Rolle (uv), die Ihre Mutter gespielt hat bei der Berufsfindung (uv)?

P: (Lacht) Meine Mutter (..) also an und für sich ist unserer Familie sehr konservativ, dieses Rollenverständnis ist schon sehr stark ausgeprägt, dadurch hat ich´s nicht unbedingt leicht zu Hause als Mädchen, weil ich an sich, man der Meinung war, also einfach traditionell gesehen, das ich mehr die Küche bewohne und nicht solche Arbeit machen sollte und als es darum ging, das ich studieren wollte, also zunächst an die EOS gehen wollte, musste man sich dafür ja auch bewerben, meine Leistungen waren dementsprechend, so dass es davon meiner Seite her, gar keine Diskussion bestand. Ich erinnere mich da an eine Episode, wo dann mein Vater der Meinung war: Nee Mädchen und studieren, die brechen das Studium eh bloß ab, weil sie dann eben ein Kind kriegen usw. und da hat meine Mutter dann sehr stark

gesagt: Nö also, wenn meine Brüder, ich hab also zwei Brüder, ältere Brüder, das ist vielleicht auch wichtig, wenn die studieren dürfen, dann sollte sie genau die gleichen Rechte haben und dann kann sie auch zur EOS gehen und sehen, was draus eben wird, und das ist also, das weiß ich ganz dominant, dass meine Mutter da eingesprungen ist, sonst ich meine ehm von der Naturwissenschaft, da kann sie nicht sehr viel mitreden. ...

Im Zusammenhang mit ihrer Mutter erzählt P. als erstes vom konservativen Rollenverständnis in der Familie. Dieses wird sie als negativ empfunden haben (`dadurch hat ich´s nicht unbedingt leicht als Mädchen´). Jedoch wird ihr der Besuch der EOS erst durch die Intervention der Mutter möglich, der Vater ist dagegen. Wie kann sie das erlebt haben?

1.

Sie erlebt hier eine Situation, in der sie auf die Solidarität der Mutter angewiesen ist, obwohl sie ansonsten die Rolle der Mutter eher abstoßend findet. Sie erlebt, wie sich ihre Mutter für Gerechtigkeit einsetzt. Wahrscheinlich hat sie sich, ob des ansonsten der Mutter zugewiesenen Platzes in der Küche, darüber gewundert.

2. Die negative Haltung des Vaters gegenüber Frauen und Bildung kann P. als verletzend empfunden haben. Sie präsentiert uns diese Episode als Erzählung. Es kann davon ausgegangen

werden, dass sie hier nah am damals erlebten ist und nicht aus der Gegenwartsperspektive erzählt.

Lassen wir die in der Ausflugsszene geäußerten Lesarten Revue passieren, so wird die These, dass es selbstverständlich war, alle Kinder in ihrem naturwissenschaftlichen Interesse zu fördern eher unwahrscheinlich.

Die These der Gleichbehandlung durch den Vater lässt sich nur für die Kindheit halten. Nach seinem konservativen Rollenverständnis musste spätestens bei der Berufswahl dann ein Unterschied zwischen Jungen und Mädchen gemacht werden.

So lässt sich die These, das P.'s Verhältnis zum Vater schon früh eher ambivalent war, am ehesten plausibilisieren. Sie erlebt ihre Jugend in der konservativen Familie als schwierig, denn sie kann sich mit einer Rolle in der Küche nicht anfreunden, („dadurch hat ich's nicht unbedingt leicht zu Hause als Mädchen“), sondern möchte dem Vater nacheifern und strebt das Abitur und ein Studium an. Sie erlebt aber, dass sie als Mädchen vom Vater dazu als nicht geeignet angesehen wird. Sie erlebt, dass Frauen als schwach geschildert werden, die es mit dem Studium nicht ernst meinen und nur darauf warten, zu heiraten und Kinder zu bekommen. Wahrscheinlich wirkt dieser Standpunkt des Vaters, verstärkt durch das Beispiel der Mutter auf sie so abstoßend, dass sie sich vornimmt, nie so zu sein, sondern dem Vater zu beweisen, dass sie genauso gut ist, wie er bzw. genauso viel kann wie ein Mann. Damit würde sie das Verhältnis zum Vater auch als Kampf gegen die ihr von ihm zugewiesene Rolle am Herd erleben. Der Vater bzw. die konservative Familienstruktur könnte so von ihr als Ausgangspunkt der Entwicklung von Widerstand erlebt worden sein.

Daher erlebt sie das Verhalten der Mutter wahrscheinlich als umso verwunderlicher, denn ansonsten kann P. mit deren Rolle nichts anfangen. Die Beschreibung über die Mutter geht hier noch weiter dahingehend, dass sie ansonsten von Naturwissenschaft keine Ahnung hatte.

6/2-6/16

P: Sie hat also selbst dann nach der achten Klasse ihre Ausbildung gemacht als Sekretärin ähm und hat eben auch sehr früh geheiratet, so dass sie da selber an sich sehr wenig sagen konnte, vielleicht auch nicht diese, diese Breite in der Entscheidung hatte und durch dieses Rollenverständnis traditionell bei uns in der Familie war es eigentlich so, die wichtigen Entscheidungen traf zunächst einmal der Vater, ja (Lacht), so muss man schon irgendwo vielleicht sagen, obwohl's jetzt vielleicht 'n bisschen unfair klingt, aber ich denke, es war doch schon irgendwo so, was sich eigentlich jetzt erst anders entwickelt, aber meine Mutter hat grade in unserer Jugendzeit, da eben zehn Jahre raus aus dem Berufsleben, dann wieder eingestiegen und bevor sie sich dann eigentlich auch wieder selbst dazu 'ner Position hochgearbeitet hatte, wo sie eben Entscheidungen treffen musste und dann eigentlich dieses Gefühl hatte, jetzt trumpf ich auf und jetzt mach ich das so und so und das eben auch ins Privatleben ins Familienleben übertrug, das dauerte ein bisschen so, ich war als Teenager schon denk ich, ich bin, ich hatte

da echt meine Probleme und wollte mich diesem Rollenverhalten eigentlich nicht unterwerfen, hab mich da nicht so rein ergeben und das war auch schon vorher weiß ich auch nicht.

P. bringt jetzt eine Argumentation, warum ihre Mutter, also nicht so viel mitreden konnte. Es mutet fast wie eine Entschuldigung an. Auch das Verhalten des Vaters scheint mit dieser Erklärung gerechtfertigt. Sie selbst hat sich jedoch nicht in dieses Rollenverhalten ergeben. Es kann vermutet werden, dass dieses auf sie abstoßend gewirkt hat.

Die Gegenwartsperspektive kann gewählt worden sein, um das Erlebnis des Leidens an den Familienstrukturen nicht näher thematisieren zu müssen. Ebenso kann sie es aus heutiger Sicht als gerecht empfinden, das Verhalten der Mutter zu erklären, da sie heute sieht, wie groß die Hilfe der Mutter in dieser entscheidenden Situation war. Eventuell hat P. das damals nicht so erlebt, da für sie die Mutter das Anti-Vorbild war, daher erzählt sie aus heutiger Sicht, wo sie der Mutter vielleicht Gerechtigkeit widerfahren lassen will, so wie die Mutter damals ihr gegenüber Gerechtigkeit eingefordert hatte.

Als weiteren markanten Punkt aus der Analyse der biographischen Daten wissen wir um die vom Vater verrissene erste wissenschaftliche Arbeit:

7/3-7/19

P: ... und ich voller Stolz zeigte mein erstes wissenschaftliches Werk meinem Vater und er nahm es mir eigentlich vollkommen auseinander und ich äh war dann ganz enttäuscht und deprimiert, er hat das dann also systematisiert und ich hab das Ganze dann noch mal geschrieben und es war dann auch zur Zufriedenheit aller Beteiligten, das war eigentlich so, mein Vater hat sich nie so richtig in die Erziehung gerade auch , was so lernen anbetraf eingemischt, es sei denn es war dann wirklich ´ne Situation, wo man ihn direkt gefragt hat, dann hat man aber irgendwo riskiert, dass man wirklich stundenlange Referate gehört hat über die Bedienung eines Instruments und man wollte vielleicht nur wissen, wo der Anschalter ist, also hab ich das irgendwo vermieden und nur wirklich in ganz heiklen Situationen eben riskiert und ja, das war ein, so ´ne Situation, an die ich mich erinnere, wo ich ihn halt gefragt hab, das hat für mich dann die Nachwirkung gehabt, das ich das Ganze noch mal schreiben musste, na, ja, das macht man schon, aber irgendwo ist das so ´ne Situation, die man zwar akzeptiert, aber man war eigentlich schon sehr stolz auf das, was man vorher eben hatte und dachte, es wäre eigentlich jetzt schon ausreichend und man würde gelobt werden, wenn das nicht an dem ist (Lacht), ist das immer so ´n bisschen, na ja so ist halt irgendwo denk ich, die Lernerfahrung, die man da prinzipiell hat. ...

Das Erlebnis der verrissenen Arbeit wird von ihr als sehr einschneidend empfunden. Vielleicht hat sie in der Situation sogar geweint. Vielleicht hat sie auch beschlossen, dass ihr so etwas nicht noch mal passiert.

Sie hat den Vater so erlebt, dass es am besten zu vermeiden war, ihn etwas zu fragen. Er konnte nicht auf Kinder oder Jugendliche eingehen. Unter diesem Aspekt erscheinen auch die

erwähnten vogelkundlichen Ausflüge eher als stundenlange Referate, denn als fröhliche Ausflüge.

Sie hat erlebt, dass sie für ihre Leistung nicht gelobt wurde: „ Wenn das nicht an dem ist (Lacht), ist das immer so´n bisschen, na ja so ist halt irgendwo denk ich die Lernerfahrung, die man da prinzipiell hat

Daraus könnte man als eine Lesart schließen, dass die Lernerfahrung, die P. des Öfteren mit dem Vater machte, die gewesen sein könnte, es lieber alleine zu versuchen und seine nicht immer förderliche Hilfe nicht zu suchen. An der Stelle, wo sie lacht, könnte man vermuten, dass sie das aus Verlegenheit tut, um diese eher negative Erfahrung nicht genau ausdrücken zu müssen. Dann könnte das nicht ausgesprochene letzte Wort des Satzes lauten `bescheiden´. Sie hat die Lernerfahrung mit dem Vater wahrscheinlich als ziemlich belastend und enttäuschend empfunden.

Eine andere Lesart wäre, dass sie aus heutiger Sicht das Verhalten des Vaters richtig findet und daher über sich und ihre damalige Sichtweise lacht. Als Erwachsene bewertet sie das Verhalten des Vaters heute anders, vielleicht sogar als richtig.

So wissen wir nun über die Familie von Petra Weiß, dass die traditionelle Rolle der Mutter nicht als Vorbild erlebt wurde. Petra ist fast erstaunt darüber, dass sie ihr bei der Aufnahme zur EOS hilft. Damals hat sie wahrscheinlich die Solidarität der Mutter in dieser Situation gar nicht richtig wahrnehmen können. So wird über dieses Erlebnis die heutige Sichtweise gestülpt, nach der der Mutter nun Gerechtigkeit widerfahren soll. Die Beziehung zum Vater scheint von Anfang an schwierig gewesen zu sein. Vieles spricht für die Lesart, dass er schon früh der Tochter ihren Platz in der Küche zuweisen wollte und sie nicht `solche Arbeiten´ machen sollte. Solche Arbeit wie er nämlich. Sie jedoch will genau das. Als die Tochter dann doch zur EOS geht, kann er ihre ersten Schritte auf wissenschaftlichem Gebiet nicht akzeptieren. Das Verreißen der wissenschaftlichen Arbeit hinterlässt bei P. einen nachhaltigen Eindruck. Das Erlebnis kann bewirkt haben, dass sie nun erst recht beweisen will, dass sie gut ist. Eventuell beschließt sie auch, nun noch härter und exakter zu arbeiten.

Weiter wissen wir aus der text- und thematischen Feldanalyse, dass sie bei der Wahl der Studienstadt dem Rat des Vaters folgt:

1/17-25

P: „ ...Der Wunsch in die Naturwissenschaft ist eigentlich schon durch die Tätigkeit meines Vaters, er ist also Biologe, ähm, hat sich schon in dieser Grundschule ausgeprägt und ich wollte

dann zunächst Medizin studieren. Und ähm man hat ja so in den jungen Jahren noch nicht so richtig die Vorstellung wo und wie und wie man das am besten und äh ich hab also dann den Rat meines Vaters (..) ja bin dem Rat meines Vaters gefolgt, ... und da bin ich also nach X. gekommen.“

Der Vater wird von ihr also durchaus auch unterstützend erlebt. In der Eingangserzählung könnte man schlussfolgern, dass sie damals froh war, einen Ratgeber zu haben.

Aus obigem wissen wir aber, dass der Vater vorher gegen das Abitur war. Umso mehr empfindet P. es dann wahrscheinlich als nachträgliche Anerkennung ihrer Person oder Leistung, dass er sie nun bei der Wahl der Studienstadt unterstützt und nimmt den Rat bereitwillig an. Hier wird der Vater als Helfer empfunden.

Die Fragen der Interviewerin könnten ein Erinnern an das damals erlebte hervorgerufen haben, dem sie sich in den Erzählungen über den Vater dann überlässt. Bei der Mutter gibt es nur die Episode mit der EOS, die jedoch in Begründungen eingelagert ist. Vermutet werden kann, dass sie die mangelnde Anerkennung des Vaters als sehr belastend empfunden hat. Vielleicht hat sie seine Einstellung gegenüber Frauen sogar so empfunden, dass sie alles tat, um ja nicht in jene Rollenklischees zu verfallen. Das könnte als innerer Konflikt gegenüber dem eigenen Frausein erlebt worden sein. Das könnte bei ihr als Verunsicherung empfunden worden sein, wie sie sich als Frau verhalten sollte. So könnte von ihr im Weiteren Weiblichkeit als eher negativ und Männlichkeit als eher positiv empfunden werden. (Eventuell rührt aus dieser Zeit auch die Motivation eine eigene Familiengründung zu vermeiden.)

2. Die Ablehnungserfahrung

Das nächste wichtige biographische Datum ist die Ablehnung zum Medizinstudium:

1/32- 1/36

P: „ ... Äh, ich wurde also zum Medizinstudium abgelehnt, vielleicht auch mit dem Hintergrund, was man ja immer sehr schlecht begründen oder beweisen konnte, ich bin also im katholischen Elternhaus aufgewachsen und vielleicht war das einer der ausschlaggebenden Punkte, wenn ich das also vergleiche mit anderen Abiturienten sehe, würde ich das durchaus, ähm vermuten wollen ähm und (..)

Die Ablehnung wird als Enttäuschung empfunden worden sein. Sie erlebt sich aber nicht als Versager oder eventuelle mangelnde Leistungen als Grund. Sie scheint es so zu empfinden, dass die Ablehnung mit dem katholischen Hintergrund zusammenhängt. Sie erlebt die DDR – Gesellschaft als hindernd, nicht unbedingt ihre religiöse Einstellung. Nun erlebt sie also, dass sie von gesellschaftlicher Seite her nicht wegen ihrer Geschlechtszugehörigkeit behindert wird,

wie in der Familie, sondern wegen der falschen politischen Einstellung. Sie schildert die Ablehnung argumentierend aus heutiger Sicht. Eventuell daher, um keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, dass es ein Einschüchterungsversuch von Seiten der damaligen Gesellschaft war und ein anderer Grund für sie nicht denkbar ist. So kann das Selbstbild der Bilderbuchkarriere weiter ausgebaut werden.

In dem Punkt der Religionszugehörigkeit scheint sie die Eltern als Einheit zu empfinden, sie unterscheidet in dieser Frage nicht in unterschiedliche Empfindungen gegenüber Vater oder Mutter, sondern sie bleibt an dieser Stelle loyal gegenüber ihrem Elternhaus. Sie scheint die Konflikte innerhalb der Familie hier als in den Hintergrund tretend zu empfinden und könnte es eventuell auch heute noch so empfinden, sich in diesem Punkt schützend vor die Familie stellen zu wollen.

Allgemein könnte man hier sagen, dass die Lesart der positiven Unterstützung der Familie auf ihrem beruflichen Weg auf den ersten Blick nicht gehalten werden kann. Andererseits tut aus der Sicht der heutigen Gesellschaftsordnung, eine Ablehnung zum Medizinstudium in der DDR wegen eines katholischen Elternhauses der Bilderbuchkarriere jedoch keinen Abbruch.

Eine weitere Lesart könnte sein, dass P. die Ablehnung als bedrohlich für ihre gesamte berufliche Entwicklung erlebt hat. Vielleicht hatte sie Angst, nun doch in die ihr vom Vater ursprünglich zuge dachte traditionelle Frauenrolle am Herd zu verfallen. Sie hatte wahrscheinlich den Ratschlag des Vaters, das Studium in dessen früherer Studienstadt zu beginnen so empfunden, dass dieser vielleicht langsam seinen Widerstand aufgab.

1/20-1/23

P.: „Und äh man hat ja so in den jungen Jahren noch nicht so richtig die Vorstellung, wo und wie man das am besten macht und äh ich hab also dann den Rat meines Vaters (..) ja bin dem Rat meines Vaters gefolgt ... „

Die Ablehnung kann also auch als Gefahr empfunden worden sein, dass alles umsonst war und der Vater vielleicht sagen würde: „ Siehst du, habe ich ja gleich gesagt.“ o.ä. Sie kann die Situation daher für sich so erlebt haben, beweisen zu müssen, dass sie ihre Studienpläne nicht so leicht aufgibt.

3. Studium

Nach ihrerseits erfolgtem Einspruch und der Umlenkung zum Biochemiestudium geht sie dann nach einem praktischen Jahr nun von zu Hause weg zum Studium. Dieses wird als recht angenehm empfunden worden sein und die neue Situation mit zahlreichen Gleichaltrigen erlebt sie wahrscheinlich als fruchtbare Zeit. Sich selbst sieht sie in den ersten Semestern so:

2/27-2/29

P: „Ich war mehr oder weniger, ich war also nie so der Studienjahresbeste, (..) sondern eigentlich ähm ja, nicht schlecht, aber ich fiel eben nicht unbedingt auf im Studium (..)

4. Entdeckung durch Prof. X.

Dann gibt es ein einschneidendes Erlebnis:

2/29-2/36

P: „ Tja es ging dann weiter, bis ich mal ein sehr gutes Testat hatte bei Prof. X., äh was also meine Weiterentwicklung entscheidend geprägt hat. Er fragt mich nämlich, das war also nach dem 5. Studien=5.Semester, ob ich nicht Lust hätte, nach einem sehr guten Testat, bei ihm zu arbeiten in den Abendstunden, wenn äh der normale Studienplan abgearbeitet war. Und da sagte ich, ja das würde ich machen, dass man sich mit einer Thematik intensiver beschäftigt. Und so bin ich also auch an dieser Fach= an dieser Spezialisierung hängen geblieben und hab also hier äh beim Prof. X. diplomiert.“

Das Erlebnis der Entdeckung wird als Erzählung dargestellt. Es ist also noch heute so präsent und wichtig, dass keine Gegenwartsperspektive darüber gelagert wird. Sie überlässt sich ihrer Erinnerung an das damalige Erleben. Sie erlebt das Herantreten von Prof. X. an sie wahrscheinlich als Auszeichnung, als Anerkennung und fühlt sich aus der grauen Masse herausgehoben. Auch das der Professor sie als Frau für geeignet hält, bei ihm zu arbeiten, dürfte von ihr als große Aufwertung ihres Selbstbewusstseins empfunden worden sein. Wahrscheinlich war sie ziemlich glücklich über das Angebot und empfand Dankbarkeit ihm gegenüber. Vielleicht wurden auch Erinnerungen an Erlebnisse mit dem Vater wieder wach, der ihre Arbeit nicht anerkannt hatte. Sie fühlte sich nun wahrscheinlich auf ihrem Weg bestätigt und erlebte auch einen Motivationsanschub. Sie, an deren Eignung zum Studium auf Grund ihres Geschlechts der Vater gezweifelt hatte und die trotz ihrer Meinung nach ausreichender Leistungen nicht zum Medizinstudium zugelassen worden war, hatte nun die Möglichkeit, die ersten Schritte einer wissenschaftlichen Karriere zu machen. Vielleicht fühlte sie sich von nun an als eine Art `Auserwählte´ die eine Chance bekam, die es zu nutzen galt und die sich nicht jedem auftat. Eventuell begann sie nun das Selbstbild der Bilderbuchkarriere von sich zu entwickeln. Sie würde sich als `würdig´ erweisen, Prof. X. nicht enttäuschen und alles richtig machen.

5. weitere wissenschaftliche Karriere

So folgen nun Diplom und Promotion beim Professor, Postdocs im Ausland schließen sich an und letztlich die C1 Stelle an der heimischen Universität, wo sie dann auch die Aufgaben des inzwischen emeritierten Professors übernimmt.

Die Postdocs scheint sie gerade im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit anderen als positiv empfunden zu haben:

3/6-3/9

P.: „ ... also im brandneuen Forschungszentrum auch im Kollektiv mehr zu arbeiten. Hier hat sich´s ja doch mehr gezeigt, die Gruppen schmelzen mehr und mehr zusammen und äh, es gibt nur noch den eisernen Kern von drei Leuten hier. “

Wahrscheinlich hat sie die Arbeit in den verschiedenen Labors bei ihren Forschungsaufenthalten nicht als Konkurrenzsituation erlebt. Vorherrschend war hier eventuell das Gefühl der Kollegialität und des Zusammenhalts. Die jetzige Situation der Arbeit in einer sehr kleinen Gruppe kann auch als eine Art Vereinsamung oder Isolierung empfunden werden. Vielleicht befürchtet sie insgeheim, in eine periphere Situation zu gelangen und den Anschluss an die Forschungsspitze zu verlieren.

6. Das Privatleben

Fast am Ende der Eingangserzählung, bevor sie den nächsten Schritt die geplanten Bewerbungen auf Professorenstellen erwähnt, spricht sie über ihr Privatleben:

3/15-3/19

P.: „ Ja, wenn ich über mein Privatleben erzählen soll, dann ähm wird das sehr viel kürzer. Ich bin also (..) weder verheiratet noch hab ich Kinder. Ähm, das hatt ich einfach nicht so integriert oder es is also nicht beabsichtigt ähm, das ich sage, Familie kommt mir jetzt in die Quere mit der Karriere, so ist das also in keiner Weise. Aber es hat sich einfach nicht äh= die Umstände entsprechend entwickelt. “

Das ist alles, was sie von sich aus über ihr Privatleben erzählt.

Nun könnte man die Lesart aufstellen, dass sie aus dem Grund nicht mehr erzählt, weil sie ihr Privatleben schützen will, man könnte auch unterstellen, das da eben nicht mehr zu erzählen ist, das würde sich an die These anschließen, dass sie es tunlichst vermeiden will, in eine typische Frauenrolle zu verfallen. Dann würde sie ihr fehlendes Privatleben nicht als Mangel empfinden, sondern als Teil ihres Selbstbildes der Bilderbuchkarriere.

Zusammenfassung Schritt 3 Rekonstruktion der Fallgeschichte =erlebtes Leben von Petra

Wesentliche Erlebnisstränge sind:

1.

Die Erfahrung der Ablehnung einer weiterführenden Ausbildung durch den Vater. Die negative Haltung des Vaters gegenüber Frauen und Bildung wird sie wahrscheinlich als starke Verletzung empfunden haben. Sie legt über dieses Erlebnis nicht die Gegenwartspektive, sondern erwähnt es in Form einer Erzählung, d.h. sie überlässt sich ihren Erinnerungen an dieses Erlebnis, welches wahrscheinlich auch heute noch eine hohe Bedeutung für sie hat und ihr Leben geprägt hat.

Allgemein erlebt sie das konservative Rollenverständnis innerhalb ihrer Familie für sich als negativ (‘dadurch hat ich’s nicht unbedingt leicht als Mädchen’). So erlebt sie die Mutter wohl auch eher als Anti-Vorbild bzw. Haus- und Herdbewohnerin, die sich zwar für den EOS-Besuch der Tochter einsetzt, letztlich aber nicht viel mitreden konnte. Sie empfindet den Akademiker-Vater hingegen eher als Vorbild, daher erlebt sie eventuell alles Weibliche als nicht erstrebenswert, da der Vater eben diese Eigenschaften als Hinderungsgrund für eine akademische Laufbahn ansieht.

Anzunehmen ist andererseits, dass P. das Verhältnis zum Vater ebenso als Kampf gegen die ihr zugewiesene Rolle am Herd erlebt hat und die konservative Familienstruktur als Ausgangspunkt der Entwicklung von Widerständigkeit erlebt wurde.

2.

Der Widerstand des Staates gegen ihre Studienwahl der Medizin kann von ihr als bedrohlich erlebt worden sein. Hatte sie es bis dahin geschafft, dem Vater zu zeigen, dass sie für einen weiterführenden Bildungsweg geeignet war und er sie bei der Wahl der Studienstadt unterstützte, erlebt sie nun, wie sie vom DDR-Staat nicht auf Grund ihres Geschlechts behindert wird, sondern auf Grund ihrer religiösen Einstellung. Hier erlebt sie wahrscheinlich, dass die Konflikte innerhalb der Familie in den Hintergrund treten, die Eltern werden in diesem Punkt als Einheit empfunden und sie hat eventuell die Empfindung, sich in diesem Punkt schützend vor die Familie stellen zu wollen. Die Ablehnung kann als Gefahr erlebt worden sein, dass alles umsonst war und der Vater in seinem konservativen Rollenverständnis bestätigt werden würde. Daher kann das Ablehnungserlebnis so empfunden worden sein, beweisen zu müssen, dass sie nicht so leicht aufgibt.

3.

Das Erlebnis der Entdeckung durch Prof. X. wird sie als Auszeichnung und Aufwertung ihrer Person empfunden haben. Anzunehmen ist, dass sie diese Erfahrung für sich als Glückstreffer erlebt und gegenüber dem Professor Dankbarkeit empfindet. Anzunehmen ist auch, dass sie sich nun als 'Auserwählte', als eine unter Hundert empfindet, die die Chance bekommt, eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen. Vielleicht wird sie nun das Gefühl entwickeln, auf diesem Weg ganz bestimmt alles richtig machen zu wollen und ebenso beginnen, von sich das Selbstbild der Bilderbuchkarriere zu entwickeln.

4.

Die Bedeutung des Privatlebens

P. erzählt nur sehr wenig über ihr Privatleben.

Eventuell lässt sich hier die These anschließen, dass P. ein Privatleben mit Familie u.ä. mit dem Verfallen in die typische Frauenrolle verbindet, was für sie nicht als erstrebenswert empfunden wird. Sie hat seit ihrer Kindheit, besonders durch die Haltung des Vaters, erlebt, dass Weiblichkeit als Platz in Haus und Küche definiert wird und nicht zu einer akademischen Karriere passt. So hat sie wahrscheinlich eher alles Männliche als positiv erlebt und Weiblichkeit als negativ empfunden. Daher erlebt sie eventuell das fehlende Privatleben nicht als Makel, sondern als Teil der Bilderbuchkarriere. (Eventuell wurden nur Erfahrungen mit Männern gemacht, die sie in die für sie nicht erstrebenswerte typische Frauenrolle, ähnlich ihrer Mutter, drängen wollten. Das Erlebnis einer Partnerschaft, in der sie die eher männliche Rolle übernehmen kann, scheint es nicht gegeben zu haben. Nachzudenken wäre m.E. auch über ihre Einstellung bzw. ihr Nicht-Erleben einer gleichberechtigten Partnerschaft. In der Beziehung zum Vater als auch zum Professor ist sie stets die Tochter.)

Schritt 4 (Ebene: erzähltes Leben)

Feinanalyse einzelner Textstellen

4. Feinanalyse einzelner Textstellen (erzähltes Leben)

Das Vorgehen in diesem Schritt orientiert sich an der strukturalen Hermeneutik (vgl. Oevermann 1979). Anhand einzelner Textstellen werden jetzt die aus den bisherigen Schritten erhaltenen Hypothesen zur biographischen Bedeutung von Erlebnissen innerhalb der erlebten Lebensgeschichte sowie zur biographischen Gesamtsicht und Selbstpräsentation des

Autobiographen einer Prüfung unterzogen. Durch die Feinanalyse können auch bisher unaufgedeckte Mechanismen innerhalb der Fallstruktur sichtbar werden (vgl. ebd., S.155).⁶⁸ Bei der Wahl der Textstellen richten wir uns nach bisherigen Strukturhypothesen und nach Stellen, deren Bedeutung uns bislang unklar geblieben ist. So werden auch Textstellen gewählt, die durch ihren Inhalt zur Überprüfung von Hypothesen prädestiniert scheinen, bislang aufgestellte Interpretationen werden jedoch in der Analyse erst einmal ausgelassen (vgl. Rosenthal 1995, S.221).

Dient zur Überprüfung und ebenso der Falsifikation der aus den bisherigen Arbeitsschritten gewonnenen Hypothesen zur biographischen Bedeutung von Erlebnissen innerhalb der erlebten Lebensgeschichte und der Prüfung der Hypothesen zur biographischen Gesamtsicht des Biographen.

(Die angegebenen Zeilennummern beziehen sich auf den Originaltext des Interviewtranskripts.)

(FH= Folgehypothese)

Nachdem die bisherigen Schritte ausführlich im Gang der Analyse dargestellt wurden, soll die Feinanalyse nur exemplarisch aufgezeigt werden, was u.a. aus Gründen der Lesbarkeit bzw. Leserfreundlichkeit geschieht.

Das ambivalente Verhältnis zum Vater

Wir wissen aus den vorangegangenen Analyseschritten um ihr ambivalentes Verhältnis zum Vater, der einerseits gegen die weiterführende Ausbildung der Tochter ist und andererseits ihr dafür als Vorbild dient.

Zur Überprüfung bzw. Falsifikation dieser Hypothese muss nach Textstellen gesucht werden, die entweder diese These stützen oder gegen eine Ambivalenz dieses Verhältnisses sprechen.

7/3-7/4

P.: „... *und ich*
voller Stolz zeigte mein erstes wissenschaftliches Werk meinem Vater ...“

Hypothesen dazu

1/1

es wird über etwas gesprochen, das man gern gemacht hat und wofür man gelobt werden möchte

1/2

⁶⁸ Exemplarische Darstellungen der Feinanalyse können u.a. bei Oevermann u.a. 1979, S.401ff.; Rosenthal 1987, S. 209ff.; 1995, S.221ff; Fischer-Rosenthal 1996, S.186ff. nachgelesen werden.

man legt besonderen Wert darauf, dass der Vater die Arbeit begutachtet

Folgehypothese: auch im Weiteren ist das Urteil des Vaters wichtig

1/3

man möchte, dass der Vater stolz auf einen ist

1/4

Wissenschaft ist Lebensinhalt

7/4-7/5

P.: „
eigentlich vollkommen auseinander ...“

und er nahm es mir

Hypothesen dazu:

2/1

es geht um Enttäuschung

2/2

Vater spielt sich als Richter auf

2/3

‘eigentlich’ = relativiert sich selbst

7/5

P.: „ *und äh ich war dann ganz enttäuscht und deprimiert,*“

3/1

es geht um Verletzung, einschneidendes Erlebnis

FH auch im Weiteren hängen Verletzungen mit dem Vater zusammen, damit lässt sich

Hypothese 2/1 weiter halten, dass es um Enttäuschung geht

3/2

‘äh’ könnte Anzeichen dafür sein, dass sie nicht gern darüber redet, es ist ihr peinlich

FH auch im Weiteren werden Enttäuschungen, die mit dem Vater zusammen hängen ungerne

thematisiert so kann Hyp. 2/1 weiter gehalten werden

7/5-7/6

P.: „

er

hat das also dann systematisiert ... “

4/1

es war logisch (also) dass der Vater die Arbeit systematisiert, damit kann Hypothese 2/2, das der Vater sich als Richter aufspielt nicht unbedingt gehalten werden

4/2

es geht darum, dass er die Fähigkeit hatte, es zu systematisieren FH Respekt vor Fähigkeiten des Vaters zieht sich durch

7/6

P.: „ und ich hab das Ganze dann noch mal geschrieben ... “

5/1

das nochmalige Schreiben wird widerspruchslos akzeptiert
damit können 1/2 und auch 1/3 weiter gehalten werden

5/2

Erzählerin möchte sachlich erscheinen (kein Widerspruch sichtbar)

5/3

erste Fassung der Arbeit war wirklich nicht gut, Fehler eingesehen, daher ohne Murren noch einmal FH: auch im Weiteren zeigt sie sich einsichtig

5/4

am Urteil des Vaters wird nicht gezweifelt, damit lässt sich 4/2 weiter halten

7/6-7/7

*P.: „ und es
war dann auch zur Zufriedenheit aller Beteiligten, ... “*

6/1

es war erwartbar, dass nun Arbeit o.k., damit lässt sich 5/4 bzw. 4/2 weiter halten

6/2

Harmonie ist wichtig

6/3

Vater kann nun stolz sein, damit lässt sich 1/3 halten, 1/4 erscheint fraglich, da es nichtunbedingt um Inhalte zu gehen scheint, sondern um Vater

7/7-7/8

P.: „ *das war eigentlich so, mein Vater hat sich eigentlich nie so richtig in die Erziehung gerade auch, was lernen anbetrafeingemischt*“

7/1

etwas soll erzählt werden und auch wieder nicht (zweimal `eentlich´ benutzt)

damit würde die in 3/2 geäußerte These, dass sie ungerne über erfahrene Enttäuschungen durch den Vater redet, gestützt, sie hat in diesem Punkt des `Makels´ Formulierungsschwierigkeiten

7/2

Erziehung bedeutet für sie in erster Linie lernen, damit könnte die in 5/2 geäußerte These gehalten werden, dass sie sich gern sachlich gibt, gefühlsmäßige Aspekte werden hier nicht erwähnt, FH: auch im Weiteren bleibt es so

7/3

lernen wichtiger Aspekt für sie

7/5

Erziehung und Lernen sind Bereiche um die sich Mutter kümmerte FH: Mutter müsste im weiteren als Unterstützung bei Lernen u.a. genannt werden (?fraglich?)

7/6

`nie so richtig´ bedeutet man kann sich auch `halbrichtig´ oder `fast richtig´ oder `falsch´ etc. in die Erziehung einmischen FH: auch im Folgenden bleibt Rolle des Vaters undeutlich

7/7

Vater hat sich ausschließlich falsch in die Erziehung eingemischt

das würde die These 3/2 stützen, dass es ihr schwer fällt, über Dinge zu reden, die den Vater eher negativ darstellen , daher muss sie auch die Formulierung wählen `nie so richtig´

7/8 – 7/9

P.: „ *es sei denn, es war eben dann wirklich ´ne Situation, wo man ihn direkt gefragt hat,*

8/ 1

es geht darum, dass der Vater im Alltag nicht `vorhanden´ war, das würde These 7/5 stützen, dass die Mutter für Erziehung und Lernen zuständig war

8/2

Vater anzusprechen mit Frage war die Ausnahme

8/3

Urteil des Vaters ist von großer Wichtigkeit, man darf ihn mit Banalem nicht belästigen

7/9-7/11

P.: „

dann hat

man aber irgendwo riskiert, dass man wirklich stundenlange Referate gehört hat über die Bedienung eines Instruments und man wollte vielleicht nur wissen, wo der Anschalter ist“,

9/1

Risiko im Zusammenhang mit Vater nicht planbar (`irgendwo´)

9/2

Vater ist im Alltag etwas lächerliche Figur, ironische Darstellung, damit würden

4/2 und 5/4 sowie 8/3 in Frage gestellt, Vater war durchaus nicht nur der große `Überflieger´ dem es zu huldigen galt (oder sie stürzt ihn nachträglich aus der Gegenwartspektive vom Sockel, weil er heute von ihr nicht mehr als Allmacht angesehen wird)

9/3

ist sich nicht sicher, was sie eigentlich vom Vater wollte (`man wollte vielleicht nur wissen´)

7/12 –7/14

P.: „ ... *also hab ich das irgendwo vermieden und nur wirklich in ganz heiklen Situationen eben riskiert und ja das war so ´ne Situation, an die ich mich erinnere, wo ich ihn halt gefragt hab ...“*

10 /1

es ist wichtig, den Vater zu umgehen

10/2

Vater anzusprechen stellt für sie Notfall dar

10/3

es existiert keine verständnisvolle Beziehung zwischen Vater und Tochter

10/4

vom Vater geht eine Art `Gefahr´ aus (es ist `heikel´ und `riskant´ ihn zu fragen)

damit würde These 1 /2 hinfällig, dass besonderer Wert daraufgelegt wird, dass der Vater die Arbeit begutachtet bzw. dass das Urteil des Vaters wichtig ist, vielmehr könnte man sagen, es ist wichtig , das Urteil des Vaters zu umgehen, und sich nur im Ausnahmefall diesem auszusetzen.

7/14- 7/17

P.: „ ... das hat für mich dann die Nachwirkung gehabt, dass ich das Ganze dann noch mal schreiben musste, na ja das macht man schon, aber irgendwo ist das so ´ne Situation, die man zwar akzeptiert, aber man war eigentlich schon sehr stolz auf das, was man vorher hatte und dachte, es wäre jetzt schon ausreichend und man würde jetzt gelobt werden ... “

11/1

es geht um Enttäuschung, das bestätigt These 2/1

11/2

sie hat es zwar noch mal geschrieben, nimmt sich ansonsten aber als Person aus dem Geschehen raus, sagt nicht : `ich´ habe akzeptiert, etc. sondern immer `man´, eventuell tut sie das, weil es ihr schwer fällt, den Vater in einem negativen Licht erscheinen zu lassen bzw. als jemanden unter dem sie gelitten hat, daher das neutrale `man´. Das würde These 3/2 stützen.

11/3

Lob ist wichtig für sie

7/17- 7/19

*P.: „ wenn
das nicht an dem ist (Lacht), ist das immer so ´n bisschen, na ja so ist halt irgendwo denk ich, die Lernerfahrung, die man da prinzipiell hat. ... “*

12/1

es geht wieder um Enttäuschung, 2/1 kann weiter gehalten werden

12/2

auch hier gibt es wieder Formulierungsschwierigkeiten, daher kann 3/2 weiter gehalten werden (anstatt zu sagen, wie die Lernerfahrung war, 'Lacht' sie)

12/3

die Enttäuschung wird sachlich als Lernerfahrung dargestellt, daher können 5/2 und 7/2 weiter gehalten werden, da auch hier Erziehung in erster Linie etwas mit Lernen zu tun hat und gefühlsmäßige Aspekte ebenfalls nicht thematisiert werden

Zusammenfassend lässt sich über die Analyse dieser Textstelle feststellen, dass die These vom ambivalenten Verhältnis zum Vater weiter erhärtet wurde.

Sie möchte, dass der Vater stolz auf sie ist, wird aber von ihm enttäuscht. Konkret kann sie diese Enttäuschung aber vor allem auf der Gefühlsebene nicht ausdrücken. So gibt sie sich betont sachlich und bringt Erziehung vor allem mit Lernen in Verbindung. Es fällt ihr schwer, den Vater mit negativen Eigenschaften in Verbindung zu bringen bzw. diese konkret zu benennen. Andererseits bringt sie auch eine etwas ironische Darstellung über ihn, wobei darüber nachgedacht werden kann, ob sie ihn damit nachträglich und aus der Gegenwartsperspektive vom Sockel stößt. Aus dem Text wird ebenfalls ersichtlich, dass es keine verständnisvolle Beziehung zwischen Vater und Tochter gegeben zu haben scheint. Als Kind musste sie genau bedenken, wann 'riskiert' werden konnte bzw. musste, sich seinem Urteil aussetzen. Sie akzeptiert einerseits zwar den Verriss ihrer Arbeit, andererseits nimmt sie sich an dieser Stelle als handelnde Person raus und flüchtet sich in das neutrale 'man'. Eventuell kann sie sich hier nicht als 'ich' präsentieren, weil die Erinnerung daran für sie quälend ist. Das spräche dann dafür, dass sie unter dem eher ambivalenten Verhältnis zum Vater gelitten hat und sich ein anderes wünschte.

Jetzt wäre im Interviewtext danach zu sehen, ob sich Textstellen finden lassen, die die These vom ambivalenten Verhältnis zum Vater falsifizieren könnten.

Ganz am Anfang des Interviews in der Eingangserzählung wird keinerlei negativer Anschein bezüglich des Vaters deutlich.

1/20-1/25

P.: „

Und ähm man hat ja so in den jungen Jahren noch nicht so richtig die Vorstellung, wo und wie und wie man das am

besten macht und äh ich habe also dann den Rat meines Vaters (..) bin dem Rat meines Vaters gefolgt, er hat damals also in X. studiert und also von der Universitätsstadt geschwärmt , ..., dann bin ich also nach X. gekommen ...“

1/1

es geht darum bei einer wichtigen Entscheidung einen Rat anzunehmen

1/2

der Vater wirkt als väterlicher Freund

1/3

der Rat wird gern angenommen, selber hatte man noch nicht so die Ahnung

Zeitlich gesehen ist diese Situation aber erst nach dem Verriss der ersten wissenschaftlichen Arbeit gewesen. Nun könnte aus diesem kurzen Textstück geschlussfolgert werden, das der Vater seinen Widerstand gegen die weiterführende Ausbildung der Tochter aufgegeben und eventuell nun die Einstellung hat, wenn ich es schon nicht verhindern kann, will ich wenigstens ein Schmuckstück aus ihr machen, also jemanden, den man vorzeigen kann. Er gibt ihr zumindest den väterlichen Rat, in die Studienstadt zu gehen, in der auch er war. Denkbar ist auch, das P. diesen Umstand gerade in der Eingangserzählung erwähnt, weil sie über ihr zwiespältiges Verhältnis zum Vater nicht reden möchte, sondern eher seine unterstützende Ratgeberfunktion herausstellen möchte, was dann auch eher in ihre Selbstpräsentation der Bilderbuchkarriere passt.

Im Nachfrageteil kommt sie dann jedoch in den Zugzwang des Erzählens (Schütze 1983), in dem sie das konservative Rollenverständnis innerhalb ihrer Familie nur verdeutlichen kann, indem sie auch negative Seiten des Vaters erwähnt.

Daher kann m.E. durch die Sequenz in der Eingangserzählung die These vom ambivalenten Vater-Tochter- Verhältnis nicht widerlegt werden.⁶⁹

Die Mutter als Anti-Vorbild

Aus den Analyseschritten 1-3 wissen wir weiter um P.'s erleben der Mutter als Anti-Vorbild. Dieses erleben wird in der bereits in Analyseschritt 3 erwähnten Sequenz 'gestört', als P. auf Betreiben der Mutter hin zur EOS gehen darf. Aus der Gegenwartspektive lässt sie ihr dann

⁶⁹ Als Anzeichen dafür, dass der Vater sein konservatives Frauenbild durchaus nicht abgelegt hat, kann auch gelten, dass die Biographin nach dem Abschalten des Tonbandgerätes erwähnt, er habe bei ihrer Promotionsfeier von ihr verlangt, dass sie ihm die Schnittchen bringt. Dass sie diesen Umstand erst erzählt, nachdem das Band nicht mehr läuft, könnte auch als weiterer Hinweis dafür gelten, dass sie lieber nur die positiven Seiten des Vaters erwähnt, über die anderen nicht gerne spricht und darunter gelitten hat bzw. vielleicht immer noch leidet.

Gerechtigkeit widerfahren und versucht das ansonsten für sie konservative Verhalten der Mutter zu erklären (siehe Analyseschritt 3).

Durch die Feinanalyse könnte die Frage geklärt werden, wie stabil ihre heutige Umbewertung ihres damaligen Erlebens ist. Heute scheint sie gegenüber der Mutter eine Art Gerechtigkeitsempfinden zu haben, damals konnte sie sie nicht positiv sehen.

In der gesamten Eingangserzählung wird die Mutter nur einmal erwähnt:

1/8-1/9

P.: „ Mein Vater ist Biologe, also Akademiker, tja, er hat auch in der Forschung gearbeitet und äh, ja meine Mutter ist Sekretärin, ...“

Hypothesen dazu:

1/1

Vater wird zuerst genannt, er ist wichtig

1 /2

‘also Akademiker’ = nähere Erläuterung, dass der Vater nicht etwa einfacher Biologe ist (wobei es Biologie nur als Unistudium gibt), die Bedeutung des Berufes soll betont werden

1/3

‘tja’ = wie nicht anders zu erwarten, logisch, dass Vater in Forschung

1/4

‘und äh’ = Formulierungsschwierigkeit, Redehemmung, etwas ist peinlich, so in etwa wie ‘da war doch noch was’

1/5

Sekretärin ist nichts Besonderes oder Erwähnenswertes, was man näher erläutern müsste

1/9- 1/10

P.: „ *und hat also, während wir zu, also als Kinder, Kinder waren, war sie also zehn Jahre zu Hause ...* “

2/1

P. hat Formulierungsschwierigkeiten, damit wird 1 /4 bestätigt

2/2

Mutter übernimmt typische Frauenrolle

2/3

Kinder sind der Mutter wichtiger als alles andere, FH: fürsorgliche Mutter

2/4

es fällt der Biographin schwer, sich heute wieder in die Rolle des Kindes zu versetzen, daher stottert sie

2/5

es ist für die Biographin unverständlich bzw. fremd wegen Kindern 10 Jahre zu Hause zu bleiben und nicht zu `arbeiten`, auch das würde 1 /4 bestätigen

1/11

P.: „während mein Vater arbeiten, also seiner Arbeit nachging ...“

3/1

nur die Tätigkeit des Vaters ist Arbeit, das würde eventuell 2/5 bestätigen

3/2

besondere Wichtigkeit dieser Arbeit wird durch Wiederholung betont (`also seiner Arbeit nachging`), 1/1 wird bestätigt

Im Weiteren wird die Mutter in der Eingangserzählung nicht weiter erwähnt. Aus der analysierten Sequenz lässt sich schließen, dass für P. der Vater an erster Stelle steht und die Erwähnung des Berufes der Mutter ihr fast peinlich ist. Damit würde die aus den vorangegangenen Schritten gewonnene Hypothese gestützt, dass die Mutter für sie ein Anti-Vorbild ist. Das wird ebenfalls dadurch untermauert, dass ersichtlich wird, dass ein längeres zu Hause bleiben wegen Kindern für die Biographin keine Alternative zur akademischen Laufbahn zu sein scheint. Ebenso scheint die Erziehungsarbeit der Mutter für sie nicht gleichwertig mit der Arbeit des Vaters zu sein. Aus dieser Sequenz lassen sich daher keine Anhaltspunkte für eine Umbewertung des Verhaltens der Mutter aus heutiger Sicht von Seiten der Biographin her erkennen.

Die nächste Erwähnung der Mutter erfolgt erst auf eine Nachfrage der Interviewerin nach der Unterstützung der Mutter bei der Berufswahl. P. `s Vater war gegen den Besuch der EOS.

5/44-47

*P.: „
und da hat meine Mutter dann
sehr stark gesagt: Nö also, wenn meine Brüder, ich habe also zwei Brüder, ältere Brüder,
das ist vielleicht auch wichtig, wenn die studieren dürfen, dann sollte sie genau*

die gleichen Rechte haben und dann kann sie auch zur EOS gehen und sehen, was draus eben wird ...“

1/1

es geht um Gerechtigkeit

1/2

Mutter setzt sich für P. ein

1/3

alle Kinder sollen gleichbehandelt werden, egal, ob Mädchen oder Junge

1/4

Studienwahl ist freie Entscheidung (‘sehen, was draus wird’)

1/5

Mutter kann sich durchsetzen (‘sehr stark’)

5/48- 6/2

P.: „und da ist also das weiß ich ganz dominant, dass meine Mutter da eingesprungen ist, sonst, ich mein ähm von der Naturwissenschaft, da hat sie, da kann sie nicht sehr viel mitreden.“

2/1

Erinnerung an Hilfe der Mutter kann ihr sonstiges Unvermögen nicht aufwiegen

2/2

Aufbegehren der Mutter trotz sonstiger Unwissenheit , dadurch würde 1/5 gestützt

2/ 3

große (‘dominante’) Hilfe wird durch Peinlichkeit (‘ähm’) ansonsten keine Ahnung zu haben relativiert, FH: Mutter ist weiter Anti-Vorbild

6/2-6/4

P.: „Sie hat also selbst nach der achten Klasse ihre Ausbildung gemacht als Sekretärin ähm und eben auch sehr früh geheiratet, so dass sie da selber an sich sehr wenig sagen konnte, vielleicht auch nicht diese, diese Breite hatte in der Entscheidung ...“

3/1

Bildungsweg und frühe Heirat als Erklärung für mangelnde Entscheidungsbreite

3/2

frühe Heirat als Voraussetzung von Unwissen, FH: P. selbst wird so etwas vermeiden, Anti-Vorbild wirkt, dadurch wird 2/3 gestützt

3/3

Entscheidungsbreite ist wichtig, FH: `Unwissen´ ist für unattraktiv, `Wissen´ steht über allem

6/4-6/7

P.: „

und

durch dieses Rollenverhältnis traditionell bei uns in der Familie war es eigentlich so, die wichtigen Entscheidungen traf zunächst erst mal der Vater, ja (Lacht) so muß man schon irgendwo vielleicht sagen, ...“

4/1

Vater hat das Sagen, das würde These 1/5 hinfällig werden lassen, dass sich die Mutter durchsetzen kann, FH: Durchsetzen bei EOS-Besuch der Tochter war einmaliges Ereignis

4/2

das Traurige an dieser Situation soll durch `Lachen´ banalisiert werden

4/3

könnte auf P. abstoßend wirken, Vater als Anti-Vorbild; FH: Solidarisierung mit Mutter

4/4

nur unwichtige Entscheidungen darf Mutter treffen (dem würde aber widersprechen, dass sie sich bei einer so wichtigen Entscheidung wie dem Besuch der EOS durchsetzt, was wiederum 1 /5 stützen würde, kann diese Ambivalenz aufgeklärt werden?)

6/7-6/11

P.: „

obwohl´s jetzt ´n bisschen unfair klingt, aber ich denke, es war doch schon irgendwo so, was sich eigentlich jetzt erst anders entwickelt, aber meine Mutter, hatte eben gerade in unserer Jugendzeit, da zehn Jahre eben raus aus dem Berufsleben, dann wieder eingestiegen und bevor sie sich da eigentlich auch wieder selbst da zu ´ner Position hochgearbeitet hatte, wo sie eben Entscheidungen treffen musste...“

Umstand der Bevormundung der Mutter soll erklärt werden

5/2

Hausfrauen können sich nicht durchsetzen, das würde 4/4 stützen

5/3

Hausfrauen müssen keine Entscheidungen treffen

5/4

Gründe dafür, warum Mutter nichts zu melden hatte, werden in ihrer Hausfrauentätigkeit gesucht

5/5

Entscheidungsträger arbeiten in höheren Positionen

5/6

was gesagt werden muß, muß nun mal gesagt werden (auch wenn´s jetzt ´n bisschen unfair klingt)

5/7

Vater hat keinen Anteil an der eher schwachen Position der Mutter, damit würde

4/3 hinfällig der Vater wirkt nicht als Anti-Vorbild, sondern weiter wird die Mutter als Hausfrau und entscheidungsunfähig als Anti-Vorbild gesehen

6/11-6/13

P.: „

und dann

eigentlich dieses Gefühl hatte, jetzt trumpf ich auf und jetzt mach ich das so und so und das eben auch ins Privatleben übertrug, das dauerte ein bisschen so...“

6/1

Mutter brauchte lange, bevor sie sich durchsetzen konnte, dadurch wird 4/1 bestätigt und 1/5 das sie sich durchsetzen konnte, wird weiter fragwürdig

6/2

´eigentlich´ relativiert die folgende Aussage wieder

vor ihrer Berufstätigkeit hat die Mutter nie etwas so machen können, wie sie es wollte, das stützt These 5/5 5/3 und 5/2, auch 4/1 und 4/4 werden gestützt

denkbar ist

a: dass es sich beim Durchsetzen in Sachen EOS um ein einmaliges Ereignis handelte

b: P. selbst sagt, dass die Mutter 10 Jahre zu Hause war und P. selbst das jüngste von drei Kindern ist, daher ist denkbar, dass die Mutter als P. nach der 8.Kl. zur EOS wollte schon wieder gearbeitet hat und die Durchsetzung auf ihr neu erwachtes Selbstbewusstsein zurückzuführen wäre.

6/13-6/16

P.: „

ich war als

Teenager schon, denk ich, also ich bin, ich hatte da echt meine Probleme und wollte mich diesem Rollenverhalten eigentlich nicht unterwerfen, hab mich da nicht so rein ergeben und das war auch schon, vorher weiß ich auch nicht.“

7/1

traditionelles Rollenverhalten, wahrscheinlich das der Mutter, liegt P. nicht, das bestätigt die These, dass Mutter als Anti-Vorbild wirkt

7/2

‘eigentlich’ = relativiert die eigene Aussage. Hat sie sich doch innerhalb der Familie rein ergeben (müssen)?

7/3

‘reinergeben’ impliziert, dass P. dagegen gekämpft hat und das andere sich kampflos reinergeben haben, das würde an 7/2 anschließen: sie musste sich innerhalb der Familienstruktur trotz Widerstandes in das traditionelle Rollenklischee einfügen, es impliziert aber auch, dass die Mutter keinen Widerstand leistete. (Womit wiederum die Frage offenbleibt, ob das Durchsetzen des EOS-Besuchs eine einmalige Aktion während ihrer Hausfrauentätigkeit war bzw. später zu datieren ist.)

Zusammenfassung

Bei der Klärung der Frage, wie stabil die heutige Umbewertung des damaligen Erlebens von P. hinsichtlich der Mutter ist bzw. ob sie heute ein Gerechtigkeitsempfinden ihr gegenüber entwickelt, dass sie damals nicht hatte konnten aus der ersten einer Feinanalyse unterzogenen

Sequenz keine Hinweise darauf gefunden werden. In der zweiten Sequenz ergeben sich Anhaltspunkte dafür, dass bei P. die erfahrene Hilfe von Seiten der Mutter hinter dem Fakt zurücksteht, dass sie von Naturwissenschaften keine Ahnung hatte. Für P. scheint 'Wissen' über allem zu stehen, wodurch sie sich auch nicht mit der Mutter solidarisieren kann. Einiges weist darauf hin, dass P. zumindest versucht, das rollentypische Verhalten der Mutter zu erklären. Es konnte nicht eindeutig geklärt werden, ob das Durchsetzen der Mutter in Bezug auf den EOS-Besuch der Tochter ein einmaliges Ereignis während ihrer Hausfrauentätigkeit war oder aber ob dieses Ereignis eventuell später zu datieren ist. Vieles spricht dafür, dass P.'s Erleben dahin geht, dass Entscheidungsträger nur in höheren Positionen arbeiten und dass die Mutter als Hausfrau nicht zu solch einer Entscheidung fähig war bzw. sie gar nicht hätte durchsetzen können. Das P. versucht, die Bevormundung ihrer Mutter und deren späte 'Emanzipation' zu erklären, kann als Anzeichen dafür gedeutet werden, dass sie ihr heute dankbar ist, für die Durchsetzung des EOS-Besuchs. Jedoch findet eine wirklich Umbewertung des damaligen Erlebens der Mutter in ihrer Rolle als Hausfrau und damit Anti-Vorbild für P. nicht statt. Um die These eines existenten Gerechtigkeitsempfindens gegenüber der Mutter untermauern zu können, hätte es m.E. mehr Hinweise darauf geben müssen, so u.a. zur 'Schuld' des patriarchalen Vaters an der Unterordnung. Dieser steht jedoch nach wie vor an erster Stelle, wird auch in der Eingangserzählung als erster benannt, mit besonderer Betonung auf seinen akademischen Status, während dem die Mutter und ihr Beruf eher verschämt erwähnt werden. P. ist sich zwar der konservativen Rollenverteilung in ihrer Familie bewusst, indem sie sagt, dass der Vater den Ton angab, was aber letztlich nicht zum erklärten Widerstand gegen den Vater führt, sondern die Mutter weiter eher 'klein' erscheinen lässt.

Die Bilderbuchkarriere und die Bedeutung des Privatlebens

In den bisherigen Arbeitsschritten wurde die These vertreten, dass P. ein Privatleben mit Familie und Kindern mit dem Verfallen in die typische Frauenrolle verbindet, was für sie keinen Anreiz darstellt. Durch die Haltung des Vaters hat sie wahrscheinlich alles Männliche als positiv empfunden und alles Weibliche eher als hinderlich auf dem Weg einer akademischen Karriere. Daher empfindet sie eventuell das fehlende Privatleben auch nicht als Makel, sondern als Teil der Bilderbuchkarriere. Dafür sollen nun Textstellen als weiterer Beleg bzw. zur Widerlegung analysiert werden.

Am Ende der Eingangserzählung redet sie von sich aus über ihr Privatleben.

3/15

P.: „ Ja, wenn ich über mein Privatleben erzählen soll, dann ähm wird das sehr viel kürzer.“

Hypothesen dazu:

1/1

Art Selbstvergewisserung, dass man etwas wirklich tun will (`Ja, wenn`)

1/2

das über Privatleben erzählt wird, ist an bestimmte Bedingung gebunden (`wenn, dann`)

1/3

`ähm´ deutet auf Formulierungsschwierigkeit bezüglich dieses Themas hin

1/4

Privates nimmt kleineren Raum (`sehr viel`) als Beruf ein

1/5

ohne vorherige Aufforderung wird vermutet, dass dieser Bereich in einer `perfekten´ Lebenserzählung nicht fehlen darf (`wenn ich ... soll`)

3/16

P.: „ Ich bin also (..) weder verheiratet noch habe ich Kinder.“

2/1

(..) = es gibt Formulierungsschwierigkeiten bzw. es muss erst überlegt werden, Art der Selbstvergewisserung, das würde 1/1 und 1/3 bestätigen

2/2

ihr privates Sein wird mit doppelter Verneinung in Verbindung gebracht (weder ... noch)

2/3

es gibt im privaten Bereich keine Partner (Mann oder Kinder), d.h. sie steht zu Niemandem in Beziehung , 1 /4 könnte sich bestätigen

3/16-18

*P.: „ Ähm, das hatt ich
einfach nicht so integriert oder es is also nicht beabsichtigt ähm, dass ich sage Familie
kommt mir jetzt in die Quere mit der Karriere, so ist das also in keiner Weise.“*

3/1

Familie wird als planbare Sache betrachtet (‘integriert’)

3/2

sie sucht nach Worten, es fällt ihr schwer, über dieses Thema zu reden, 1/3 scheint sich zu bestätigen

3/3

es gibt wieder eine Art doppelte Verneinung (‘nicht beabsichtigt’, ‘in keiner Weise’)
es ist ihr sehr wichtig, dass nicht der Eindruck entstehen, dass ihr Karriere über alles geht
(Denn das würde wahrscheinlich nicht zum Selbstbild der Bilderbuchkarriere passen.)

3/18-3/19

P.: „

Aber es hat

sich einfach nicht äh= die, die Umstände entsprechend entwickelt.“

4/1

wieder gibt es Formulierungsschwierigkeiten, 1/3 wird bestätigt

4/2

sie hätte schon eine Familie gründen wollen, aber es gab gewisse ‘Umstände’, die das verhindert haben

4/3

Satz hätte auch weiter gehen können: es hat sich einfach nicht ergeben, sie bricht jedoch vordem ab und sagt die Umstände haben sich nicht entsprechend entwickelt, könnte heißen es gab jemanden, mit dem Familie u.ä. möglich gewesen wäre, aber es hat sich wohl nicht nach ihren Vorstellungen entwickelt, damit würde 2/3 zumindest in dem Punkt fraglich, dass es früher durchaus Beziehungen gegeben zu haben scheint

Aus der analysierten Sequenz lässt sich vermuten, dass P. nicht gern über ihr Privatleben spricht, sich hier verunsichert fühlt und möglichst wenig darüber berichtet. Jedoch soll nicht der Eindruck entstehen, sie wolle keine Familie. Stattdessen kann vermutet werden, dass es Beziehungen gab, die sich aber dann nicht ihren Vorstellungen entsprechend entwickelten.

Im Nachfrageteil ging es u.a. auch um ihren USA Aufenthalt und die englische Sprache, deren Beherrschung ihr von klein auf leicht fiel.

14/6

P.: „

Ja und äh Englisch, ich hab zum Englischen dann auch immer Kontakt

gehabt. Ich hab vier Jahre lang einen amerikanischen Freund gehabt, das war, das hat sich aber dann erst so ergeben, als ich wieder auf der Heimreise war.“

Hypothesen dazu:

1/1

englische Sprache und amerikanischer Freund stehen in enger Verbindung

1/2

sie pflegt längere Beziehungen

1/3

Beziehungen auf Distanz machen ihr nichts aus

1/4

die Beziehung hat sich durch Zufall ergeben, nicht geplant

1/5

Sehnsucht nach Exotischem, könnte auch bedeuten, dass sie sich Beziehung wünscht, die anders ist als die `herkömmlichen`

14/8-10

P.: „

und wir haben mehr oder

weniger über tägliche Tele=ah nein nicht tägliche, aber wöchentliche Telefonate und

Reisen äh nach Amerika bzw. eher dann nach X. diese ja Beziehung aufrechterhalten.“

2/1

Beziehung war mal mehr und mal weniger intensiv

2/2

es war logistisch nicht einfach, diese Beziehung aufrechtzuerhalten, damit würde 1/3 etwas relativiert

2/3

sie fand diese Beziehung anstrengend, damit wäre 1/3 aufgehoben und eventuell auch 1/5

2/4

sie wollte diese Beziehung festhalten, trotz der Entfernung

das würde 1/2, 1/3 und 1/5 stützen

P.: „Die Kommunikation Sprache war sehr lebendig. Ja also Sprachbarriere ist für mich kein Problem mehr. Und ich mag die Sprache auch. Also ich vermisse richtig irgendwas.“

3 /1

die Beziehung war sehr lebendig.

3/2

eine Beziehung (zu einem Partner aus anderem Land) ist für sie kein Problem

d.h. auch 1/1 bestätigt sich und 1/3

3/3

eventuell mag sie ihn immer noch

3/4

er fehlt ihr (bzw. eine Partnerschaft), damit würde 2/3 relativiert und 2/4 untermauert

Die englische Sprache hat für sie eine besondere Bedeutung, da sie eng mit der Beziehung zum amerikanischen Freund verbunden scheint. Auch wenn P. ansonsten ungern über ihr Privatleben zu reden scheint, erzählt sie doch in Verbindung mit der Sprache offen von der Beziehung. So kann angenommen werden, dass es nichts Ungewöhnliches ist, dass sie längere Beziehungen pflegt und ihr auch solche auf Distanz nicht fremd sind. Eventuell sehnt sie sich sogar nach solchen eher `exotischen´ Beziehungen, die anders sind. Möglich ist auch, dass ihr dieser Mann immer noch fehlt, bzw. sie eine Partnerschaft vermisst. Denkbar ist, dass die Beziehung u.a. an `logistischen´ Problemen scheiterte. (Aus der Analyse der biographischen Daten wissen wir, dass P. nach der Dissertation 1993 ca. ab September für 17 Monate in Amerika war. So kam sie also ca. Anfang 1995 zurück, demzufolge wäre die Beziehung Anfang 1999 beendet worden. Das Interview wurde ca. 1 Jahr später durchgeführt.)

In der vorhergehenden Sequenz hatte sich die Vermutung aufgedrängt, dass es in P.'s Leben durchaus Beziehungen gab, die sich aber dann nicht den Umständen entsprechend entwickelten. Das wird nun bestätigt. Der Eindruck, sie wolle keine Familie bzw. dass sie diese Beziehung ihrer Karriere zu liebe aufgab, kann nicht untermauert werden. Zumindest hätte sie dann nicht 4 Jahre an dieser Beziehung festgehalten.

Im Interview geht es auch um Schwierigkeiten, mit denen der weibliche Nachwuchs eher zu kämpfen hat als der männliche. Sie äußert dort u.a.:

29/ 18-22

P.: „ Fragen Sie nicht, wie jetzt in meiner Schreibphase meine Wohnung aussieht.

Also das stört mich auch überhaupt nicht. Aber das könnte ich wahrscheinlich nicht machen, wenn da irgendwer jetzt noch mit involviert wäre, wenn da noch Kinder wären oder so, da müssen eben bestimmte Grundlagen eben da sein, da muß eben äh dann muß eingekauft werden, so ganz triviale Sachen.“

Hypothesen dazu

1/1

Schreibphase der Habil und Chaos in Wohnung gehen parallel

1 /2

Eigenverantwortung und Chaos vertragen sich

1/3

Kinder brauchen Ordnung

1/4

Einkaufen u.a. triviale Sachen sind jetzt kein Muss

1/ 5

ihre momentane Phase und Kinder passen nicht zusammen

29/22-29/27

P.: „

Gut dank der Ladenöffnungszeiten krieg

ich das immer noch auf die Reihe. Aber sonst fahr ich halt irgendwo am Pizzastand vorbei. Ich muß halt nicht muss halt keinen geregelten Tagesablauf haben. Und das ist das, denk ich, wenn man gut, ´ne Beziehung ist kein Problem, aber soweit da irgendwo Kinder Kinderproblem dabei sind, die haben schon ihr eigenes äh (..) die müssen nach bestimmten Regeln, denk ich irgendwo schon aufwachsen.“

2/1

sie braucht keinen geregelten Tagesablauf, stützt 1 /2, 1/4

2/2

Kinder würden ihr `Chaos´ durcheinanderbringen, stützt 1 /3; 1 /5

2/3

Beziehung ließe sich integrieren

2/4

sie würde ihre Kinder nach klaren Regeln erziehen, stützt 1 /3

29/27-29/30

P.: „

Das ist zwar auch schon

sehr viel lockerer, als man das früher gesehen hat, mit der Erziehung, ja wann ein Kind im Bett sein muß und so weiter und so fort. Das liegt sicherlich auch am Einzelnen, aber bestimmte Sachen sind einfach sinnvoll.“

3/1

Erziehung ist heute lockerer

3/2

Erziehung individuell gestaltbar

3/3

Regeln müssen trotzdem sein, das stützt 1 /3

29/ 30 –29 /32

P.: „

Das würde ich eigentlich auch tun. Bei mir hat eigentlich ja ich

denk schon irgendwo Familie irgendwo Zeit haben dazwischen quetschen, weil ich das eigentlich nicht ein Leben lang entbehren will.“

4/ 1

sie möchte auch Familie haben, stützt 2/3

4/2

‘eigentlich’ relativiert ihre Aussage, stützt 1 /5, 2 /2

4/ 3

fehlende Familie sieht sie als Mangel

Aus dieser Sequenz wird ersichtlich, dass sie weiß, dass ihre momentane Lebensführung und Kinder sich nicht vereinbaren lassen. Diese brauchen Ordnung und Regeln, wonach sie ihre Kinder auch erziehen würde. Eine Beziehung würde aber in ihre jetzige Ordnung passen. Sie möchte auch eine Familie haben, jedoch weiß sie für sich, dass es in der jetzigen Phase nicht zu vereinbaren wäre. Sie meint, der Karriere zu liebe nicht für immer auf Familie verzichten zu wollen.

An anderer Stelle bejaht sie, dass sie Kinder möchte, sieht aber vor allem bei der Kinderbetreuung Probleme:

30/13-30/19

P.: „ *Also ich kenn das jetzt grade von meinem Bruder in Y., er mit seiner Familie, da ist ´ne kleine Tochter, die jetzt zwei Jahre wird das ist vollkommen klar, das ganze Umfeld eigentlich jeder erwartet, dass die Frau zu Hause bleibt, bis das Kind irgendwo in die Schule geht zu mindestens. Ja und so ´nen Sachen. möchte ich mich eigentlich nicht unterwerfen. Und das würde für mich auch von vornherein überhaupt ohne Frage sein, ja. Es es ich würde schon wieder arbeiten wollen ziemlich schnell wieder arbeiten wollen.“*

1/1

negative Bsp. der Kinderversorgung bzw. des erwarteten zuhause Bleibens der Mutter aus der Umwelt

1/2

Widerstand gegen Vorstellungen ihres Umfeldes zur Kinderbetreuung

1/3

nach Geburt schnell wieder zu arbeiten, ist wichtig

Es wird ersichtlich, dass Beispiele aus ihrem näheren Umfeld sie abschrecken. P. selbst würde nach der Geburt eines Kindes schnell wieder arbeiten wollen

An anderer Stelle bemerkt sie, dass sie ihr Privatleben schon mehr gestalten möchte und antwortet auf die Frage, ob ihr da etwas fehlt:

31/39-31/40

P.: „ *Ja, also ich denk schon, Familie will ich nicht ad acta legen. Ich denk da, es hat sich einfach nicht ergeben. So nicht gewollt, aber es hat sich nicht ergeben.“*

1/1

Familie ist Thema für sie

1/2

will nicht der Karriere zu liebe auf Familie verzichten

1/3

2x ´es hat sich nicht ergeben´ die Zufälligkeit , eventuell die eigenen ´Schuldlosigkeit´ an nicht vorhandener Familie soll betont werden; FH: eigene Rolle bei Familiengründung wird auch weiterhin ausgeblendet

1/4

´so nicht gewollt´ =ich wollte es anders, eventuell gab es jemanden oder etwas der bzw. das ihre Pläne verhindert hat

1/5

eventuell leidet sie darunter, keine Familie zu haben

31/40-31/42

P.: „

Ich hatte mal, dass

ist eigentlich jetzt nicht für´s Tonband, bis zur Habilitation müssten die Kinder aus dem Gröbsten raus sein.“

2/1

es ist ihr peinlich, dass ihre Pläne ganz anders aussahen, als die heutige Realität;

2/2

Beruf und Kinder ursprünglich parallel geplant ; 1/1, 1 /2 bestätigt

2/3

sachliche Planung der Entwicklung von Kindern

2/ 4

Art DDR-Planung, gesellschaftliche Entwicklung hat event. ihre Familienpläne durchkreuzt ; das würde eventuell für 1/ 4 sprechen

2/5

dass sie Habilitieren würde, stand für sie schon früh fest; dieser Plan wurde auch eingehalten, der Kinderplan nicht; eventuell würde das 1/ 2 in Frage stellen

31/42-31/45

P.: „

Also so war aber die Vorstellung, es war schon irgendwo im

Hinterkopf da, es war nicht so, dass man sagt, also nee, nichts soll da dazwischenkommen, aber von der Planung her wär das auch sehr raffiniert gewesen (lacht) wenn man´s so macht.“

3/1

Kinder wurden durchaus mitgedacht; 1/1 und 1 /2 bestätigt

3/2

Leben sollte nicht nur auf Karriere reduziert sein; 1/1 und 1 /2 bestätigt

3/3

belächelt heute diese ideale Planung

3 /4

Plan erscheint ihr heute unrealistisch; bestätigt eventuell 2/4

3/5

eventuell wünscht sie sich, dass es so gewesen wäre; eventuell wäre das ihre Vorstellung von Bilderbuchkarriere ;eventuell 1 /5 bestätigt

31/45 –3/48

P.: „ Weil eben also so das dann irgendwo, wenn die Kinder in die Schule gehen, dann sind sie sehr viel selbständiger. Da kann man sich eigentlich auch mehr der Arbeit widmen. (..) Und äh in der Habilitationsphase oder prinzipiell in der Qualifikation hat man eigentlich viel mehr Möglichkeiten mit seiner Zeit eigentlich auch Zeiteinteilung zu spielen. “

4/1

es ist planbar, ab wann Kinder selbständig sind; 2/3 bestätigt sich

4/2

im Kindergartenalter würde sie sich mehr den Kindern widmen

4/3

wissenschaftliche Qualifikationsphasen und Kinder lassen sich gut Verbinden ; eventuell 1/1, 1 /2, 3/1, 3/2 bestätigt

4/4

wissenschaftliche Qualifikationsphasen bringen hohe (Zeit)flexibilität

31/48-32/5

*P.: „ „ Also
wer kann denn, wenn er irgendwo in der Industrie arbeitet eben mal sagen, du musst jetzt aber mal zum Arzt mit Kind oder mein Kind ist krank. Da sind dann aber wichtige Besprechungen und dann fällt man automatisch eigentlich runter auf der Karriereleiter, weil man eben die nicht wahrnehmen kann, weil es eigentlich sehr kompliziert ist. “*

5/1

in der Industrie ist es mit Kind sehr schwer Karriere zu machen

5/2

‘eigentlich’ sie ist sich nicht sicher, ob es wirklich in der Industrie so ist

5/3

Krankheiten der Kinder und Arbeit zu vereinbaren ist schwer

5/4

an der Universität hat man es mit Kind leichter; 4/3 und 4/4 bestätigen sich; eventuell auch 1/4

Es zeigt sich wieder, dass Familie ein Thema für sie ist und sie nicht der Karriere zu liebe auf diese verzichten möchte. Jedoch betont sie, dass `es sich nicht ergeben habe´, sie also `schuldlos´ daran ist. (Diese Betonung nimmt sie eventuell vor, um nicht den Anschein der Karrierefrau zu erwecken, der doch auch einen negativen Touch hätte. Die Selbstpräsentation der `Bilderbuchkarriere´ setzt jedoch voraus, dass sie `sowohl als auch´ wollte.) Die eigene Rolle bei der nicht erfolgten Familiengründung wird weitgehend ausgeblendet. Es lässt sich aus dem `so nicht gewollt´ vermuten, dass es jemanden oder etwas gab, das ihre Pläne verhindert hat. Eventuell ist es ihr sogar etwas peinlich, das ihre Pläne früher ganz anders aussahen, als die heutige Realität, da sie Beruf und Kinder ursprünglich wohl parallel geplant hatte. Vielleicht hat eventuell die gesellschaftliche Entwicklung ihre eher an eine Art DDR-Planung erinnernden Zielsetzungen durchkreuzt.

Andererseits stand für sie schon früh fest, dass sie habilitieren würde, was sie auch, im Gegensatz zum `Kinderplan´ realisieren konnte. Vielleicht waren auch ihre Absichten bezüglich Berufes und Familie nicht unbedingt so ernst gemeint, als dass sie diese um jeden Preis, oder auf Kosten der Karriere, durchsetzen wollte. Vielleicht wünscht sie sich heute auch, dass es so gewesen wäre, in der Art einer `Bilderbuchkarriere´ und empfindet die fehlende Familie durchaus als Defizit.

Jedoch empfindet sie das universitäre Leben hinsichtlich der Verbindung von Beruf und Kindern flexibler als die Arbeit in der Industrie. Daher bleibt die Frage, warum sie sich dann keine Familie bzw. Kinder angeschafft hat, etwas unklar.

Folgende Gründe sind denkbar:

1. bestimmte Umstände, die nicht in ihrer Person begründet sind
2. Familie ist doch nicht so wichtig, wie angegeben, d.h. Karriere steht im Vordergrund (um aber das Selbstbild der Bilderbuchkarriere halten zu können, wird mangelnde Familie als Zufall präsentiert)
3. Ihr Verhältnis zu Privatem ist eher ambivalent und von momentaner Situation abhängig bzw. gekennzeichnet oder unterworfen.

Als Abschluss soll eine Passage aus dem Leitfadenteil analysiert werden, in der es um die Frage des Stellenwertes der Habilitation und was dafür zurückstehen muss, geht.

28/27-30

P.: „ Na, ja das ist für mich nun sehr einfach, also äh für mich hat eigentlich der Job immer schon sehr stark den Vorrang gehabt. Und äh darum hat sich alles irgendwo integriert. Es war schon immer irgendwo der wesentliche Teil. Aber ich denke schon, dass ich also über der Arbeit das Privatleben nicht ganz liegen lasse.“

1/1

Beruf ist wichtiger als Privates

1/2

alles hat sich dem Beruf unterzuordnen

1 /3

Privates wird nicht vergessen

1/4

sie zwingt sich dazu, auch Privatleben zu zulassen

28/30-28/33

P.: „ Aber es führt natürlich schon irgendwo dass man eben und das ist auch ganz natürlich, da ist man ganz natürlich reingewachsen, dass es für einen Selbst so einen höheren Stellenwert hat, dass man vielleicht bei manchen Sachen sich sagt also (..)“

2/1

Dominanz des Berufes ist natürliche Entwicklung, Sozialisation

2 /2

hohe Identifizierung mit Beruf,

2/3

alles wird vom Standpunkt des Jobs aus beurteilt

alle Hypothesen sprechen für 1/1 und 1 /2

28/33-28/35

P.: „ *sich nur einen kleinen Freundeskreis leistet zum Beispiel oder eben muss ich mir das Geplapper in der Kneipe jetzt schon wieder anhören oder ich mach lieber das, also man wird ´n bisschen Individualist dadurch“*

3/1

Freunde `leistet´ man sich wie ein Auto, sachbezogen, emotionslos

3/2

small talk und Abschalten sind unwichtig; 1 /1 und 1 /2 bestätigen sich, 1 /3 und 1 /4 in Frage gestellt

3 /3

Arbeitszeit und Freizeit werden eins 1 / und 1 /2 bestätigt, 1/3 und 1 /4 fraglich

3/4

Einzelgängertum entwickelt sich

3/5

sie isoliert sich

28/35-28/41

P.: „ *Hm und man sagt schon irgendwo es ist der dominantere Punkt bei mir ja und momentan bin ich halt ich hab halt auch diese Meinung verinnerlicht, ich weiß, dass ich hier ´n ziemlich guten Arbeitsvertrag habe, der mir noch ein weiteres Jahr hier in X. erlaubt, dann weiß ich definitiv, ich muß diese Stadt verlassen, weil es Hausberufungen nicht gibt und mein Spektrum eigentlich dann irgendwo tja schon entweder deutschlandweit oder sogar international ich mir dann eine neue Stelle suchen muß.“*

4/1

Beruf steht über allem

4/2

damit Karriere weiter geht, muss sie räumlich sehr flexibel sein

die Hypothesen 1/1 und 1 /2 werden bestätigt; 1/3 und 1 /4 werden fraglich

28/41-44

P.: „ *Ja. Und dann frag ich mich schon, ob ich irgendwo*

*jetzt zum Beispiel eine engere Beziehung eingeleitet, wenn ich weiß, ich muß in
`nem Jahr das Land verlassen, weil sich's eben doch zeigt, dass so was dann
über kurz oder lang nicht funktioniert.“*

5/1

Angst vor Bindung; 1 /3 und 1 /4 damit in Frage gestellt, 3 /5 bestätigt sich

5/2

Scheitern einer etwaigen Beziehung an Wegzug wegen Beruf wird vorweggenommen

1 /1 und 1 /2; auch 2 /3 und 2 /2 damit indirekt bestätigt

5/3

hat bereits negative Erfahrungen mit Distanz-Beziehungen

5/4

will sich vor Verletzung schützen, das spricht gegen sachlichen Aspekt

5/5

Beziehung wird sachlich betrachtet `funktioniert`, emotionslos ; 3 /1 damit bestätigt

In dieser Textstelle spricht vieles dafür, dass sie dem Beruf alles unterordnet und sich damit auch im privaten Bereich isoliert, eine Art Einzelgängertum entwickelt. Sie ist sich dessen bewusst, dass ihre Karriere nur weitergeht, wenn sie räumlich sehr flexibel ist. Vor einer Beziehung scheint sie auch aus diesem Grund Angst zu haben. Der emotionale Aspekt von Freundschaften und Beziehungen wird von ihr eher nicht thematisiert, sondern versachlicht. Eine gescheiterte Distanz Beziehung scheint der Grund dafür zu sein, warum sie nicht an das `funktionieren` einer solchen glaubt. Dass sie diese Trennung eventuell noch nicht verarbeitet hat und sich gegen neue Verletzungen schützen will, spricht andererseits gegen ihre scheinbare Versachlichung. Es kann davon ausgegangen werden, dass sie ihre momentane Situation so empfindet, dass jedwede Beziehung für sie fraglich ist, da sie räumlich gesehen bald aus X. weggehen wird.

Zusammenfassung `Bilderbuchkarriere und Privatleben`

In vorhergehenden Arbeitsschritten wurde die These aufgestellt, dass P. ein Privatleben mit Familie und Kindern mit der typischen Frauenrolle verbindet, die für sie keinen Reiz hat. Es wurde gemutmaßt, dass sie eher alles Weibliche negativ bewertet und alles Männliche positiv bzw. förderlich auf der akademischen Karriereleiter. Ebenso wurde vermutet, dass sie ihr fehlendes Privatleben nicht als Makel, sondern als Teil der Bilderbuchkarriere betrachtet.

Aus der Feinanalyse relevanter Textstellen lässt sich folgendes annehmen:

P. redet nicht gern über ihr Privatleben. Sie fühlt sich hier eher unsicher. Sie möchte den Eindruck vermeiden, sie wolle keine Familie. Es kann angenommen werden, dass es Beziehungen gab, die sich aber nicht ihren Vorstellungen entsprechend entwickelten.

Die englische Sprache und der amerikanische Freund scheinen für sie eng verbunden, hier erzählt sie offen. Es kann angenommen werden, dass sie durchaus längere Beziehungen pflegt, wobei auch Long-Distance-Beziehungen für sie nicht fremd sind. Eventuell wird hier auch eine Sehnsucht nach Beziehungen, die anders sind, deutlich. Möglich wäre, dass die Beziehung an logistischen Problemen scheiterte. Die Hypothese, sie wolle keine Familie bzw. Privatleben kann hier nicht gestützt werden, anderenfalls hätte sie die Beziehung nicht 4 Jahre aufrechterhalten.

Sie erlebt ihre momentane Lebensphase der Beendigung der Habilitation als solche, in die Kinder nicht passen würden, da sie keinen strikten Tagesablauf hat, Kinder aber ihre Ordnung brauchen, was sie auch wichtig findet. P. möchte im Allgemeinen jedoch nicht auf Familie verzichten. Jedoch hat es `sich nicht ergeben`, so als ob sie selbst keinen Anteil daran hatte. Äußere Umstände oder eventuell auch der gesellschaftliche Umbruch nach der Wende scheinen ihre ursprüngliche (DDR)Planung von Beruf und Familie durcheinander gebracht zu haben. Trotzdem hat sie ihren Habilitationsplan durchgezogen, den Kinderplan aber nicht. Sie empfindet die universitäre Welt aber wegen der flexiblen Zeiteinteilung günstiger für Mütter, als die Arbeit in der Industrie. Trotzdem hat sie `weder noch`, also keine Familie und keine Kinder. Als Gründe kommen

- erwähnte äußere Umstände in Frage, die sie nicht beeinflussen konnte
- oder es kann davon ausgegangen werden, dass ihr Familie vielleicht doch nicht so wichtig ist, wie betont. Damit würde die Karriere bei ihr im Mittelpunkt stehen und die Erwähnung, doch beides zu wollen, wird nur präsentiert, um das Selbstbild der `Bilderbuchkarriere` halten zu können, welches bei einer einseitigen Orientierung vielleicht nicht so ganz stimmig wäre. Nach dieser Interpretation muss die fehlende Familie als Zufall präsentiert werden.

- oder aber ihr Verhältnis zu privaten Beziehungen, Familie und Kindern ist eher ambivalent und von ihrer momentanen Situation bedingt, in der sie eher zum Einzelgänger wird. Die räumliche Flexibilität, die sie braucht, damit es auf der akademischen Karriereleiter weiter nach oben geht, erlebt sie bzw. wertet sie als beziehungs ausschließend. Hier unterwirft sie alles dem Beruf. Andererseits wäre es auch möglich, dass sie sich nach der gescheiterten Beziehung vor neuen Verletzungen schützen will, sich des Defizits des mangelnden Privatlebens aber durchaus bewusst ist.

So kann die These der negativen Bewertung von Familie und Kindern bzw. von Privatleben nicht unbedingt untermauert werden. Es spricht einiges dafür, dass Karriere und Beruf zwar dominieren, Familie jedoch auch gewünscht wird. Die Gründe dafür, warum es letztlich beim Wünschen bleibt, können wie oben ausgeführt verschiedene sein. Ob sie ihr fehlendes Privatleben als Teil der Bilderbuchkarriere empfindet, kann nicht eindeutig be- oder widerlegt werden.

Schritt 5

Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte

In diesem Schritt fragen wir nun, welche Funktion hat die (gewählte) Präsentation der erzählten Lebensgeschichte für den Autobiographen und umgekehrt, welche biographischen Erfahrungen (erlebte Lebensgeschichte) haben zu dieser Präsentation geführt (vgl. Rosenthal 1996).

Aus der text- und thematischen Feldanalyse (erzählte Lebensgeschichte) wissen wir um P.'s Präsentation ihrer Geschichte als 'Bilderbuchkarriere'. Dabei wird die Herkunftsfamilie als ausschließlich unterstützend dargestellt. Aus der Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebte Lebensgeschichte) wissen wir jedoch um den Konflikt zum Vater, der auch bis heute nicht vom Tisch zu sein scheint. Sie aber klammert diesen aus.

Aus Schritt 2 wissen wir, dass sie eine Bilderbuchkarriere präsentiert. Vermuten könnte man, dass sie daher die als positiv erlebten Seiten des Vaters in der Eingangserzählung herausstellt. Aus dem Nachfrageteil ist in Schritt 3 jedoch zu erkennen, dass die Rolle des Vaters durchaus ambivalent war. Für die Selbstpräsentation der Bilderbuchkarriere ist die Schilderung des unterstützenden Vaters jedoch dienlicher. Im Nachfrageteil kann sie das jedoch nicht durchhalten.

Auf der erlebten Ebene erfährt P. eine starke Zurückweisung durch den Vater. Seine negative Haltung gegenüber Frauen und Bildung kann für sie eine starke Verletzung dargestellt haben. Die insgesamt konservative Familienstruktur kann als Ausgangspunkt für die Entwicklung von Widerständigkeit erlebt worden sein. Die Ablehnung ihres Medizinstudienwunsches wird sie als bedrohlich erlebt haben. Hatte sie es bis dahin geschafft, dem Vater zu zeigen, dass sie für ein Studium geeignet war, so dass er sie sogar bei der Wahl der Studienstadt unterstützte, erlebte sie nun Zurückweisung von Seiten der DDR- Gesellschaft auf Grund ihrer religiösen Einstellung. Diese Ablehnung kann als Gefahr empfunden worden sein, dass alles bis dahin Erreichte nun umsonst war. Die Empfindung, nicht aufzugeben kann dadurch und durch den

von ihr eingelegten Einspruch verstärkt worden sein. Dagegen wurde die Entdeckung durch ihren Professor als Auszeichnung und Aufwertung ihrer Person erlebt. Anzunehmen ist, dass sie nun beginnt, sich als 'Auserwählte' zu betrachten, die ihre Chance nutzen will und sie beginnt jetzt, von sich das Selbstbild der Bilderbuchkarriere zu entwickeln.

Eventuell erlebt sie so auch ihr fehlendes Privatleben nicht als Makel, sondern als Teil dieser Karriere.

Daher präsentiert Frau P. auch eine erzählte Lebensgeschichte, die sachlich dargestellt wird und von beruflichem Erfolg gekennzeichnet ist. Probleme und Konflikte in ihrer Biographie blendet sie weitgehend aus (diese werden nur auf Nachfrage hin ersichtlich). Konflikte mit der Familie werden nicht erwähnt. Die Gegenwartsperspektive ist eine, in der der Familie eine positive und unterstützende Funktion zugeschrieben wird.

Möglich ist aber, dass die Konflikte zum Elternhaus auch heute noch aktuell für sie sind und sie auch daher wenig über ihr Privatleben erzählt.

Die Feinanalyse hat die These vom ambivalenten Verhältnis zum Vater, der einerseits Vorbild ist und sich andererseits mit seinem konservativen Rollenverständnis gegen die Ausbildung der Tochter stellt, erhärtet. Gleiches gilt für die These, dass P. ihre Mutter als Anti-Vorbild erlebt. Die Hypothese einer heutigen Umbewertung des Verhaltens der Mutter konnte hingegen durch die Feinanalyse nicht verdichtet werden. Zum Zusammenhang von Bilderbuchkarriere und Privatleben hat sich hier gezeigt, dass die Hypothese, sie wolle auf Grund der Karriere keine Familie bzw. Privatleben, nicht strikt gehalten werden kann. Der Wunsch danach scheint bei ihr durchaus da zu sein. Als Gründe dafür, warum sie keine Familie hat, können folgende angenommen werden:

- äußere Umstände, die sie nicht beeinflussen konnte
- oder Familie ist ihr eventuell doch nicht so wichtig, wie sie es betont. Karriere steht im Mittelpunkt. Damit würde die Erwähnung beides zu wollen nur präsentiert, um das Selbstbild der Bilderbuchkarriere halten zu können, welches bei einer einseitigen Ausrichtung vielleicht in ihren Augen nicht ganz stimmig wäre. Demzufolge muss sie die fehlende Familie als Zufall präsentieren
- oder ihr Verhältnis zu Familie und Kindern ist eher ambivalent und von ihrer momentanen Situation abhängig, in der sie jetzt z.B. räumlich flexibel sein muss, damit die Karriere weitergeht. Dann würde ausschließlich die Karriere dominieren. Es ist aber auch denkbar, dass sie nach einer längeren gescheiterten Long-Distance Beziehung sich vor neuen Verletzungen schützen will, sich des Defizits aber bewusst ist (und eventuell auch darunter leidet).

Schritt 6 Typenbildung

Alles Erlebte wird insgesamt aus der Perspektive der Bilderbuchkarriere dargestellt.

So kristallisiert sich heraus, dass Petra Weiss für den Typus 'Wissenschaft als Lebensform' steht.

Dabei soll zur Typenbildung nach Gabriele ROSENTHAL nochmals angemerkt werden, dass Verallgemeinerungen nicht im numerischen, sondern im theoretischen Sinn erfolgen:

„Gefordert wird die theoretische Verallgemeinerung an Einzelfällen und auf der Grundlage von kontrastiven Vergleichen dieser Fälle.“ (Rosenthal 2015, S.79)

.

,

II. Fall 2: Tanja Berg

Der Interviewkontext

Auch beim Interview mit Tanja Berg entstand die Kontaktaufnahme durch ein Anschreiben an das zuständige Dekanat, von dem ich ihre Telefonnummer erhielt. Frau Berg war gerne bereit zu einem Interview und wir vereinbarten einen Termin in ihrem Büro.

Sie empfing mich dort sehr freundlich und bot Kaffee an. Ihr Zimmer befand sich im neu erbauten Fakultätsgebäude und war modern eingerichtet. An einer Wand hing ein großes Bild mit einem Gebirgsmassiv.

Das Interview dauerte zwei Stunden. Frau Berg erzählte sehr schnell, teilweise ohne Punkt und Komma. Sie machte auf mich einen aufgeschlossenen und entgegenkommenden Eindruck, wirkte zugleich auch resolut und voller Energie.

Etwa ein Jahr nach dem Interview kam es zu einer erneuten Kontaktaufnahme, da ich noch einige Daten nacherfasst habe. Frau Berg hatte dagegen nichts einzuwenden und gab erneut bereitwillig Auskunft.

Schritt 1 Analyse der biographischen Daten

Biographische Daten

Tanja wird 1957 in der DDR geboren. Sie hat zwei jüngere Brüder. Ihr Vater ist selbständiger Tischlermeister und naturwissenschaftlich interessiert. Ihre Mutter ist Lehrerin und Hortleiterin. Tanja wächst auf dem Dorf auf mit den Brüdern und vielen Nachbarskindern. Sie besucht die POS im Wohnort bis zur 9.Klasse. Tanja engagiert sich früh in einem Sportverein und wird Turnerin, wie auch schon ihre gesamte Familie vorher. Sie arbeitet seit ihrem 13. Lebensjahr bis zum Abitur als Trainerin. In der 9.Klasse wechselt sie zur EOS. Dort hat sie engagierte Lehrer und eine sehr gute naturwissenschaftliche Ausbildung, besonders in Biologie, wo die Lehrerin von der POS zur EOS mitwechselt. Tanja verbringt ihre Freizeit während der EOS-Zeit mit dem Training in einer Leistungssportgruppe. 1976 besteht sie das Abitur mit 1,0. Sie hat den Wunsch, im Ausland Biochemie zu studieren, bewirbt sich an der ABF und wird abgelehnt. Später erfährt ihre Mutter durch Zufall, dass die Selbständigkeit des Vaters der Grund war. Tanja studiert von 1976 bis 1980 Biochemie. In ihrer Freizeit während des Studiums ist Tanja von Anfang an (bis heute) in einer Sportgruppe. Sie macht das Diplom in Biochemie 1980. Tanja beginnt 1980 ihre Dissertation und schließt diese 1983 ab. Von 1985 an (bis 1992) arbeitet Tanja als unbefristete wissenschaftliche Assistentin an der Universität .

Sie trennt sich aber auf eigene Initiative hin vom Doktorvater und macht mit anderen Promovenden eine Arbeitsgruppe in einem innovativeren Fachgebiet auf. 1987 geht Tanja 4 Monate zum Postdoc-Aufenthalt nach Moskau. 1987 heiratet sie einen Kollegen aus der Arbeitsgruppe. Sie leben in der Wohnung der Schwiegermutter. 1990 wird die Ehe geschieden. 1992 wird Tanjas Sohn geboren. Sie leben nicht mit dem Kindsvater zusammen (dieser ist nicht der geschiedene Mann). Von Mitte 1992 bis Ende 1993 nimmt Tanja den Erziehungsurlaub in Anspruch. Während dieser Zeit bewirbt sie sich neu auf eine befristete C1-Stelle. 1994 bis 1999 hat Tanja die C1-Stelle inne an der Universität. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitskreis von Prof. Y (Berufung aus alten Bundesländern). Sie arbeitet auf einem ähnlichen Gebiet, wie in der damals neugegründeten Arbeitsgruppe, hat vor allem durch Prof. Y. nun bessere materielle Voraussetzungen. 2000 (Zeitpunkt des Interviews) ist Tanja wissenschaftliche Assistentin. Sie ist jedoch für 1 Jahr von allen anderen Aufgaben freigestellt, damit sie die Habilitation beenden kann. Privat lebt Tanja zum Zeitpunkt des Interviews mit ihrem Sohn allein. Der Kontakt zum Kindsvater besteht. Ende 2001 (Nacherfassung einiger biographischer Daten zu ihrer Familie): Der Habilitationsabschluss ist für Anfang 2002 geplant., z.Zt. hat sie eine Vertretungsprofessur an einer Universität in der Nähe ihrer Heimatuniversität.

Interpretation

Tanja wird in eine Familie hineingeboren, in der beide Eltern sich sowohl in Beruf als auch Familie verwirklichen. Die Mutter als Lehrerin und Hortleiterin lebt ihr vor, dass Frauen nicht nur für Familie und Kindererziehung zuständig sind. Nicht auszuschließen ist daher, dass dadurch der Bildungsweg der Tochter beeinflusst wird. Tanjas Vater ist selbständiger Tischlermeister und naturwissenschaftlich interessiert. Dieses Interesse könnte er an Tanja weitergeben, was sich dann auch auf die Berufswahl auswirken könnte. Da in der DDR vorrangig Arbeiterkinder gefördert wurden, könnte die Selbständigkeit des Vaters Tanja Schwierigkeiten bereiten, sobald sie etwa einen `höheren´ Bildungsweg anstrebt.

Tanjas Brüder werden 1958 und 1960 geboren. So sind die Geschwister fast gleichaltrig und es ist denkbar, dass sie ein eher gleichberechtigtes Verhältnis hatten. Tanja wächst in einer Kleingruppe auf und lernt von Anfang an, sich in eine Gruppe einzufügen. Materiell wird Tanja relativ abgesichert aufwachsen, da anzunehmen ist, dass beide Eltern gut verdienen. Tanja wird eine recht unbeschwerte Kindheit auf dem Land erlebt haben, wo sie wahrscheinlich meist Teil einer größeren Gruppe, bestehend aus Geschwistern und zahlreichen Nachbarskindern war.

So ist es denkbar, dass sie auch in Zukunft kein Einzelkämpfer, sondern eher ein Teamarbeiter wird.

Das frühe sportliche Engagement, scheint in ihrer Familie Tradition zu sein. So kann angenommen werden, dass der Sport sie ein Leben lang begleiten wird. Ebenso werden durch den Sport die Ausbildung von Persönlichkeitseigenschaften wie Leistungswille, Disziplin, Durchhaltevermögen, Einsetzen für das Team, Wille zum Sieg bzw. Erfolg und ein positives Selbstwertgefühl gefördert. Nicht auszuschließen ist auch, dass die frühe Arbeit als Trainerin ein Interesse an einer späteren beruflichen Tätigkeit mit Menschen weckt.

Tanja scheint aus ihrer Kindheit genügend `Substanz´ mitbekommen zu haben, die man mit `Wurzeln und Flügel´ beschreiben könnte, um später z.B. mit neuen bzw. Umbruchsituationen gut umgehen zu können. So verkraftet sie auch den Wechsel zur EOS gut und wird den Anforderungen der Abiturstufe gerecht. `Nebenbei´ betreibt sie in dieser Zeit weiter Leistungssport. Daher könnte man davon ausgehen, dass ihr Leben relativ früh durchgeplant ist und es ein strenges Zeitmanagement gibt. (Ob sie dadurch das Gefühl hatte, in dieser Zeit etwas `verpasst´ zu haben, oder das als `normal´ ansieht, kann in Analyseschritt 1 nicht geklärt werden, hier könnte Schritt 2 Aufschluss bringen.) Das sie das Abitur mit 1,0 besteht, kann ein Indiz für ihre hohe Belastbarkeit sein, da die Verbindung von Abitur und Leistungssport für sie kein Problem darzustellen scheint. Nach dem Abitur könnte sie sich für ein Studium entscheiden, wobei aufgrund der bisherigen biographischen Daten Sport oder ein naturwissenschaftliches Fach in Frage käme, was durch den Einfluss des Vaters bzw. der guten schulischen Ausbildung in diesem Bereich bedingt sein könnte. Anhaltspunkte dafür, dass Tanja nach dem Abitur nicht studiert, sondern einen z.B. handwerklichen Beruf ergreift, lassen sich nicht finden. Das Vorbild der Mutter als Lehrerin und Tanjas Arbeit als Trainerin würden außerdem für ein Pädagogikstudium sprechen. Tanjas ausgezeichnete Abiturnote scheint sie zudem für ein besonders streng limitiertes Studium wie Medizin oder Psychologie zu prädestinieren. Ihre Bewerbung an der ABF für ein Auslandsstudium im Fach Biochemie spricht dafür, dass sie nicht den Sport zum Beruf machen will, sondern hier das naturwissenschaftliche Interesse überwiegt. Die Bewerbung um ein Auslandsstudium spricht zum eine für den Wunsch mit dem hervorragenden Abitur, etwas `anfangen´ zu wollen, was eher etwas Besonderes in der DDR war und ebenso für die These, dass sie von zu Hause `Wurzeln und Flügel´ mitbekommen hat. Ein mehrjähriger Aufenthalt in einem anderen Land und die damit verbundene Trennung von Eltern und Freunden, scheint daher für Tanja kein Problem. Die Ablehnung zum Auslandsstudium trotz der hervorragenden Noten, wird dann auch nur vor dem Horizont der Selbständigkeit des Vaters erklärbar. Eine berufliche Selbständigkeit wurde zwar in der DDR

nicht verboten, aber eben auch nicht gefördert und so ist es denkbar, dass dieser Umstand die Bewerbung von Tanja eben auch nicht förderte. Aus den bisherigen biographischen Daten ist es eher unwahrscheinlich, dass sie nun resigniert und die Studienpläne aufgibt. Es ist eher davon auszugehen, dass sie genügend positives Selbstwertgefühl besitzt, um auch mit negativen Erfahrungen umgehen zu können. Hier könnten sich die durch den Sport miterworbenen Fähigkeiten als nützlich erweisen. Ein Sportler gibt nach einem verlorenen Kampf auch nicht auf. So ist eine zweite Bewerbung um ein weniger streng beauftragtes Studium wahrscheinlich. Ihr sich anschließendes Studium der Biochemie bestätigt, dass sie nicht so leicht kapituliert. (Ebenso scheint sich die Selbständigkeit des Vaters doch nicht so gravierend auszuwirken, dass sie von staatlicher Seite im Extremfall her gar nicht studieren durfte oder etwas nehmen musste, was `übrig` blieb. Dabei könnte der Umstand, dass die Mutter in der Volksbildung arbeitete, hier auch eine Rolle spielen.) Da sie es gewöhnt ist, in Gruppen zu agieren, wird es ihr wohl auch nicht schwerfallen, sich in der Seminargruppe zurechtzufinden. Vom Beginn des Studiums an ist sie in einer Sportgruppe, was die These bestätigt, dass der Sport Teil ihres Lebens ist und sie auch im Studium vielseitig interessiert ist und sich nicht hinter den Büchern `vergräbt`. Mit dem Diplom nach den vorgegeben 5 Jahren geht sie weiter geradlinig ihren Weg. Es kommt zu keinen Brüchen oder Zeiten des Suchens (was aber im DDR-Bildungssystem wohl auch eher ungewöhnlich gewesen wäre.) Gleiches gilt für die Zeit der Promotion, die sich nahtlos an die Studienphase anschließt. Tanja scheint es gewöhnt zu sein, Leistung zu bringen, wofür die Grundlage u.a. auch in der frühen sportlichen Betätigung gesehen werden kann. Mit 26 Jahren ist sie Dr. der Biochemie. Damit hat sie bis dahin (aus heutiger Sicht) eine Bilderbuchkarriere vorgelegt. Die These, dass sie besonders belastbar ist, lässt sich insofern halten. Man kann auch annehmen, dass sie stets bestrebt ist, zu den Besten zu gehören. So ist es auch wahrscheinlich, dass sie in die Forschung geht und damit weiter an der Spitze arbeiten will. Damit würde sich eine Arbeit als Hochschullehrerin anbieten. Aus ihrer Biographie bringt sie dafür u.a. ihre frühe Arbeit mit Menschen und das Vorbild der Mutter als Lehrerin mit. Die sich anschließende Tätigkeit als unbefristete wissenschaftliche Mitarbeiterin scheint sie nicht auszufüllen, so trennt sie sich vom Doktorvater und zeigt sich risikobereit, indem sie mit anderen Promovenden eine innovative Arbeitsgruppe aufmacht, was in der DDR ungewöhnlich war. Das spricht für die These, dass sie zur Spitze gehören will und nicht im Mittelmaß zu Hause ist. Ebenso zieht sich das Arbeiten in Gruppenzusammenhängen weiter durch. Auch der Postdoc Aufenthalt in Moskau spricht für ihre Aufgeschlossenheit allem Neuen gegenüber. Man kann nur mutmaßen, dass sie durch diesen Auslandsaufenthalt die Verletzungserfahrung des abgelehnten Auslandsstudiums etwas kompensiert.

Die Heirat mit einem Kollegen aus der Arbeitsgruppe lässt vermuten, dass bei Tanja Arbeit und Privatleben verschmelzen. Fast könnte man sagen, dass sie den (Arbeits)gruppengedanken auf ihr Privatleben überträgt. Jedoch scheint es Schwierigkeiten gegeben zu haben, die u.a. auch mit dem Leben bei der Schwiegermutter zusammenhängen könnten. 1990 wird die Ehe in der Zeit der Wende geschieden. So kann vermutet werden, dass Tanja hier eine doppelte Verunsicherung erlebt. Das Verlassen dieser privaten Kleingruppe scheint der erste größere Bruch in Tanjas Leben zu sein, sieht man von der Ablehnung zum Auslandsstudium und der Trennung vom Doktorvater ab, die sie beide aber letztlich positiv für sich zu wenden scheint. Die Verletzungserfahrung durch die Scheidung könnte auch dazu führen, dass Tanja in Zukunft ihr Leben selbständiger gestalten wird, eventuell auch ohne Partner oder Gruppe.

Mit 35 Jahren bringt Tanja dann ihren Sohn auf die Welt und scheint sich bewusst dafür entschieden zu haben. Man kann daraus schließen, dass sie nicht nur für ihren Beruf lebt, sondern auch eine Familie möchte. Damit könnte sich die These bestätigen, dass die Mutter hier Vorbildwirkung hatte. Sie lebt alleine mit ihrem Kind. In Zukunft wird sie daher wohl andere Netzwerke brauchen, um Beruf und Kind verbinden zu können. Man kann auch annehmen, dass sie von nun an Einschränkungen im Beruf in Kauf nehmen muss. Ebenso liegt die These nah, dass Tanja nun erst recht ein rigides Zeitmanagement benötigt. Trotzdem wird sie aber auch die sportliche Betätigung nicht aufgeben. In Bezug auf Tanjas Karriere in der Wissenschaft kann noch angemerkt werden, dass sie durch den Sohn nun mehr ortsgebunden ist, was in der Zukunft zu Konflikten führen kann, da räumliche Flexibilität Voraussetzung für eine Karriere in der Wissenschaft ist. Aus dem Erziehungsurlaub heraus bewirbt sie sich dann um eine befristete C1-Stelle und gibt damit die unbefristete Stelle auf. Wieder zeigt sie sich damit als risikofreudig und auf der Suche nach neuen Herausforderungen. Ebenso bestätigt sich die These von ihrer hohen Belastbarkeit. Im Arbeitskreis des neuberufenen Prof. Y. scheint sie sich wohl zu fühlen. Die gewohnte Sicherheit der Gruppe und die besseren materiellen Voraussetzungen auf dem schon vor der Wende durch die Trennung vom Doktorvater begonnenen Arbeitsgebiet lassen vermuten, dass sich ihre Risikobereitschaft gelohnt hat. In den vorgegeben sechs Jahren der C1-Stelle kann sie die Habilitation jedoch nicht abschließen. Hier können verschiedene Gründe dafür eine Rolle spielen, dass sie zum ersten Mal etwas nicht in der dafür geplanten Zeit schafft, wobei mangelnder Fleiß bzw. mangelnde Begabung eher ausgeschlossen werden können. Eine Lesart wäre, dass sie durch Beruf und Kind überlastet ist, was dann dafür sprechen würde, dass sie mit der Entscheidung für Familie und Beruf Einschränkungen in Kauf nehmen muss. Eine andere Lesart wäre, dass sie zu viele Aufgaben des Prof. übernehmen musste und dadurch nicht fertig wurde. Diese Frage lässt sich aber erst

in Schritt 2 klären. Das sie weiter an der Habilitation fest hält, bestätigt die These von ihren Persönlichkeitseigenschaften, wie Durchhaltevermögen und Leistungsbereitschaft. Tanja gibt nicht auf. Die These, dass sie durch ihren Sohn stärker ortsgebunden ist, kommt nun zum Tragen. Prof. Y. scheint zwar noch mal für das Jahr nach der C1-Stelle eine Ausnahmeregelung durchzusetzen, fraglich ist jedoch, wie lange das durchzuhalten ist. Auch im darauffolgenden Jahr 2001 kommt es nicht zum Abschluss der Habilitation. Tanja hat nun eine Vertretungsprofessur in der Nähe der Heimatstadt angenommen, damit zeigt sich, dass sie auch karrierestrategisch an die Zeit nach der Habilitation denkt und damit eine Professur vorbereitet. Sie plant nun den Abschluss der Habil. für 2002, das heißt sie gibt auch weiterhin nicht auf. Dabei ist zu bedenken, dass sie nun 45 wird und damit älter ist, als der Durchschnitt der Habilitanden.

Strukturhypothese

Tanjas Biographie scheint stark von einer Orientierung in verschiedenen Welten geprägt zu sein. Sie orientiert sich nicht nur an ihrem beruflichen Weg, sondern möchte auch eine Familie bzw. zumindest ein Kind. Ebenso spielt der Sport in Tanjas Leben eine große Rolle.

Sie wächst in einer Familie auf, in der beide Eltern berufstätig sind und die Mutter ihr die Vereinbarkeit von Beruf und Familie vorlebt. Der Vater als selbständiger Tischlermeister scheint sein Interesse für Naturwissenschaft an die Tochter weiterzugeben. Tanja wächst mit den zu ihr fast gleichaltrigen Brüdern und vielen Nachbarskindern in einer Dorfgemeinschaft auf und verlebt eine glückliche Kindheit. Aus dieser frühen Phase ihres Lebens scheint sie genügend positives Selbstwertgefühl geschöpft zu haben, um später mit Umbruchsituationen und negativen Erfahrungen gut umgehen zu können. Durch die sportliche Betätigung als Turnerin von Kindheit an, werden Fähigkeiten, wie Durchhaltevermögen, Disziplin, Leistungswille, Wille zum Sieg und Einsetzen für das Team gefördert. Die genannten Faktoren lassen sie durch Statuspassagen wie Abitur, Studium und Promotion ohne weiteres kommen. Auch die negative Erfahrung der Ablehnung zum gewünschten Auslandsstudium kann sie so verarbeiten und durch die Selbstständigkeit des Vaters bedingt einordnen.

Zeiten des Suchens, Zweifelns oder Brüche scheint es bis zum Ende der Promotion nicht zu geben. Auch das Leben in Gruppenzusammenhängen zieht sich von klein auf durch.

Die sich anschließende Tätigkeit als unbefristete wissenschaftliche Mitarbeiterin scheint ihren Ansprüchen und ihrem hohen Leistungswillen nicht zu genügen. Sie trennt sich vom Doktorvater, vermag diese Situation aber positiv für sich zu wenden, indem sie eine

innovativere Arbeitsgruppe mit anderen aufmacht. Die Heirat mit einem Kollegen aus der Arbeitsgruppe bzw. die Vermischung von Beruf und Privat scheint unter keinem guten Stern gestanden zu haben. Durch die Scheidung in der Zeit der Wende könnte es zu einer doppelten Verunsicherung bei Tanja gekommen sein und eventuell zu dem Entschluss, das eigene Leben nun mehr selbständig zu gestalten. Das wird auch in der Entscheidung deutlich, dass sie ihren zwei Jahre später geborenen Sohn allein großzieht. Hier übernimmt sie die alleinige Verantwortung für diesen Bereich ihres Lebens und löst sich hier vom Gruppengedanken bzw. dem Zusammenleben mit einem Partner. Wahrscheinlich wird sie dafür Einschränkungen im Beruf in Kauf nehmen müssen. Auch ist sie nun durch ihren Sohn stärker ortsgebunden, was bei einer Karriere in der Wissenschaft zu Konflikten führen könnte.

Sie vermag sich aus alten Verhältnissen zu lösen, die sie in ihrer Entwicklung nicht fördern, zeigt sich risikobereit und bewirbt sich erfolgreich auf eine Habilitationsstelle. Trotz der wahrscheinlichen Förderung durch den neuen Prof. und der nun optimalen materiellen Ressourcen schafft Tanja jedoch die Habilitation nicht in den sechs Jahren der Stelle. Zum ersten Mal ist sie damit nicht im `Plan´ bzw. hat etwas nicht in der dafür institutionell vorgegebenen Zeit geschafft. Gründe dafür lassen sich erst aus Analyseschritt 2 klären. Trotzdem gibt sie nicht auf, hier erweist sich der Prof. als Helfer, der sie für ein Jahr von allen Aufgaben freistellt. Die Ausnahmeregelung bezüglich des Verbleibens am Arbeits- und Wohnort lässt ahnen, dass der Konflikt zwischen Gebundensein an die Interessen des Sohnes und der Benötigten Flexibilität für die Wissenschaft anfängt zu greifen. Durch die Annahme der Vertretungsprofessur im nächsten Jahr zeigt sie sich karrierestrategisch orientiert, an der noch immer nicht beendeten Habilitation wird weiter festgehalten.

Schritt 2 Text- und thematische Feldanalyse

(Analyse der Textsegmente – Selbstpräsentation/erzähltes Leben)

Wie wird Tanja ihre Lebensgeschichte vermutlich erzählen?

Es ist zu vermuten, dass Tanja auf der erzählten Ebene eine Geschichte präsentieren wird, die nicht nur vom beruflichen Erfolg handelt. Sie wird die verschiedenen Bereiche ihres Lebens aufzeigen. Eventuell thematisiert sie auch die damit verbundenen Kosten oder andere Netzwerke (außer dem nicht bei ihr lebenden Partner) zur Versorgung des Sohnes. Denkbar ist, dass Sport in ihrer Erzählung breiten Raum einnehmen wird. Sie könnte darüber lustvoll erzählen und deutlich machen, wie viel der Sport ihr bedeutet. Eventuell findet sich in ihrer

Erzählung eine Relativierung vom (alleinigen) Leben für die wissenschaftliche Karriere oder gerade eben das Kämpfen um diese.

Das erzählte Leben - Wie präsentiert sich Frau Dr. Tanja Berg?

Text- und thematische Feldanalyse Frau Tanja Berg. (Haupterzählung bis 3/20)

1.

Nach der Erzählaufforderung durch die Interviewerin (1/ 2- 1/5):

(I: So ..(..) ich möchte Sie also bitten Ihre Lebensgeschichte zu erzählen mit all den Erlebnissen und was Ihnen persönlich wichtig war. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werd` Sie auch erst mal nicht unterbrechen – mach mir nur höchstens `n paar Notizen um später dann nachzufragen.)

erfolgt Aushandlung des Interviewinhaltes (1/6 – 1 /10):

Frau Berg.: „Ja meinen sie jetzt mehr persönlich oder (..)? I:

„Äh beides.“

Frau Berg: „Beides?!“

I: „ Also erst mal, es muß jetzt nicht unbedingt chronologisch sein ...“

Hier könnte man erstens vermuten, dass bei Frau Berg vor allem das Wort `persönlich´hängen geblieben ist und sie daher noch mal nachfragt, ob es vor allem um persönliches geht.

Möglich wäre zweitens auch, dass Frau Berg mit dem Begriff `Lebensgeschichte´ vor allem Persönliches verbindet. Dann würde sie eine Lebensgeschichte präsentieren, die eher im privaten Bereich angesiedelt ist, als im beruflichen Bereich.

Ebenso könnte sie drittens verwundert darüber sein, dass Jemand Interesse an beiden Bereichen ihres Lebens hat. Vielleicht nimmt sie sich selbst nicht so wichtig, steht nicht gerne im Mittelpunkt. Dann könnte sie eine Lebensgeschichte präsentieren, die geprägt ist, von Beziehungen zu anderen Menschen.

Denkbar wäre viertens auch, dass Frau Berg Probleme hat, beide Bereiche miteinander zu verbinden.

2. Frau Berg präsentiert nun von 1/11- 1/21 einen Bericht und erwähnt ihr Geburtsjahr 1957, den Besuch der POS, den Wechsel nach der 9. Klasse zur EOS, ihren Weggang zum Studium. Ebenso werden Diplom und die sich

anschließende Promotion erwähnt. Das Thema ist hier ihr Bildungsweg, welchen sie am Anfang ihrer Lebenserzählung in sachlicher Berichtsform präsentiert.

Als erste Lesart würde sich hier anbieten, dass sie am Anfang des Interviews noch unsicher ist und das hinter den nüchternen Fakten verbergen möchte. Sie könnte im Verlauf des Interviews sicherer werden, sich von der Berichtsform lösen und zum Erzählen kommen.

Eine zweite Lesart dazu wäre, dass sie durchaus nicht unsicher ist, sondern eher ein nüchterner, sachlicher Mensch, der nicht weitschweifig erzählt, sondern gleich zum Punkt kommt. Eine dritte Lesart wäre, dass der sachliche Bericht `wirkliche´ Gefühle verbergen soll.

Frau Berg stellt nun von 1/21 – 1/50 in einer Argumentation ihre sich ab 1985 anschließende Stelle an der Universität, die Habilitationsmöglichkeit, Probleme an der Sektion, in der die jüngeren Mitarbeiter auf einem modernen Gebiet forschen wollen, der Doktorvater sich jedoch eher unbeweglich zeigt, dar. Sie präsentiert die Gründung einer neuen Forschungsgruppe: `was in der damaligen DDR völlig ungewöhnlich war- auszubrechen und sich von seinem ehemaligen Doktorvater zu trennen, das hat auch uns einige Schwierigkeiten bereitet´ und die mühsame Beschäftigung mit einem damals deutschlandweit neuen Thema. Ebenso wird der mühsame Aufbau eines eigenen Labors dargestellt und das Ausbleiben von Erfolgen. Sie will fast `überspringen´, da sie in der DDR keine Möglichkeit sieht, an eine andere Hochschule zu gehen. Erfahrungen auf ihrem neuen Gebiet zu sammeln, wäre nur im westlichen Ausland möglich gewesen. Da es dazu keine Möglichkeit gab, geht Tanja Berg 4 Monate nach Moskau. Die Arbeit erweist sich weiter als mühsam und es `plätscherte´ so dahin.

Das Thema dieser längeren Sequenz ist die Zeit nach der Promotion und die Trennung vom Doktorvater, sowie die Mühen der neuen Arbeitsgruppe und auch ein Nachdenken über Alternativen.

Eine *erste Lesart* dazu ist, dass sich Tanja Berg für die Präsentation des beruflichen Bereiches entschieden hat. Eine für sie schwierige Zeit wird präsentiert, diese Zeit wird argumentativ dargestellt, d.h. sie legt ihre heutige Sichtweise und Begründungszusammenhänge darüber und begibt sich nicht in die Erinnerung der damals erlebten Zeit. Die Textsorte ist hier keine Erzählung. Man könnte vermuten, dass es ihr schwer fällt, über diese Zeit zu reden. Um dieses Thema emotional nicht zu nah an sich heran zu lassen, überlässt sie sich nicht dem Erinnerungsstrom, sondern argumentiert aus heutiger Sicht. Das würde bis jetzt alle unter Sequenz 2 geäußerten Interpretationen offen halten. Die relativ nüchterne Präsentation der Lebensgeschichte kann sowohl aus Unsicherheit, Sachlichkeit oder Angst vor der Offenlegung

von Gefühlen geschehen. Möglich ist auch, dass sie die Geschehnisse damals anders erlebt hat, als sie sie heute präsentiert. So könnte man hier fragen: Warum ist es notwendig, die Gegenwartsperspektive darüber zu legen? Was kann durch diese Präsentation kompensiert werden? So kann gemutmaßt werden, dass es eventuell Schwierigkeiten gibt, die Zeit vor der Wende und die Zeit nach der Wende zu verbinden. Gibt es etwas zu verbergen? Wichtig wäre dann, zu sehen, an welchen Stellen/Themen Tanja eine Erzählung präsentiert. Sind diese Themen dann unbelasteter bzw. nicht so belastend für sie? Bei Durchsicht der Sequenzierung der Haupterzählung fällt mir auf, dass es keine Erzählung gibt. Als Textsorte treten nur Bericht, Argumentation bzw. die Mischform Bericht/Argumentation auf. Was sagt das aus?

Denkbar wäre auch, dass Tanja ihre Lebensgeschichte insgesamt als erklärungsbedürftig ansieht bzw. einen gewissen Rechtfertigungsdruck hat oder spürt. Dann würde sie die Textsorte Argumentation verwenden, um die `Daten` ihres Lebens ins rechte Licht zu rücken, damit der Zuhörer keinen ihrer Meinung nach `falschen` Eindruck bekommt. Vielleicht ist das Verwenden von Bericht/Argumentation auch ihrer gegenwärtigen Situation geschuldet, in der sie mit fast 45 älter ist als andere HabilitandInnen und sie sich so in Erklärungsnot sieht. So würde die gesamte Lebensgeschichte von dem Standpunkt aus erzählt, ihre heutige Situation zu erläutern. Das würde auch erklären, warum sie nicht zum Erzählen kommt.

Das große thematische Feld dieser Lebenserzählung könnte dann sein:

„Karriere mit Hindernissen“ oder „Mein heutiges Leben erklärt sich aus früheren widrigen Umständen“ bzw. „Der Kampf um die Karriere.“ oder „Warum ich noch nicht weiter bin.“ Als ein Element dieses Feldes, in dem es um Umwege gehen könnte, wäre dann das Nichtzulassen der Präsentation von Gefühlen denkbar. Möglich wäre auch, dass alle Geschehnisse der Vergangenheit rückwirkend so gedeutet werden, dass sie Tanjas gegenwärtige teilweise Misere, in der sie sich mit der nicht abgeschlossenen Habilitation befindet, rechtfertigen. (So könnten aber auch bestimmte andere Aspekte, die dem entgegenstehen, ausgeblendet werden.) Damit könnten die gewählte Präsentation und die Darstellung in der Textsorte Bericht bzw. Argumentation entlastend für Tanja sein.

Eine zweite Lesart zu dieser Sequenz berücksichtigt die Darstellung vom Nachdenken über Alternativen. Es ist nicht ganz eindeutig, was Tanja Berg mit `überspringen` meint. Geht man davon aus, dass ein Verlassen der DDR gemeint ist (und nicht ein Überspringen dieser Zeit im Interview), so war diese Situation für sie wahrscheinlich verzweifelt. Sie trennt sich vom Doktorvater, die neue Arbeitsgruppe kommt nur schwer voran und das eigentlich notwendige Knowhow ist nur im westlichen Ausland vorhanden. Gedanken an ein `Überspringen` stellt sie in der Textsorte Argumentation dar. Hier neige ich zur Lesart 2.3., dass die sachliche

Argumentation ihre wahren Gefühle verbergen soll bzw. sie sich nicht auf ihre Gefühle einlassen will. Es ist nicht davon auszugehen, dass eine solche Situation ohne Emotionen erlebt wird. Diese präsentiert Tanja aber auf der erzählten Ebene nicht. Das kann zum einen daran liegen, dass sie es als Wissenschaftlerin sowieso gewöhnt ist, die Dinge sachlich zu sehen, oder aber sich vor dem Aufbrechen von verletzenden Situationen und Gefühlen schützt, indem sie sachlich argumentiert. Eventuell kann man hier von einer Art `Schutzmechanismus des sachlichen Berichtens´ sprechen.

4.

Die folgende Sequenz von 1/51-2/7 präsentiert Tanja Berg in der Mischform Bericht/Argumentation. Dabei geht es um eine persönliche Veränderung. Sie lebt mit einem Kollegen zusammen und heiratet ihn 1987. Die Ehe wird so dargestellt, dass sie unter keinem guten Stern stand, da man ohne Kinder unter damaligen Verhältnissen keine eigene Wohnung bekam. Sie wohnten bei der Schwiegermutter: „Was dazu führte, dass unsere Ehe nach 3 Jahren kaputt war“. 1990 folgt die Scheidung „und ich hab dann mein eigenes Leben sozusagen dann aufgebaut.“

Das Thema ist hier das Privatleben, die Heirat und die Scheidung.

Auch hier finden wir eine eher sachliche Darstellung, jedoch zumindest in der Mischform Bericht/Argumentation, was nach der bisherigen Interpretation darauf schließen lassen könnte, dass dieses Thema für Tanja nicht ganz so belastend bzw. belastet ist, wie die Präsentation ihres beruflichen Weges. Die unglückliche Ehegeschichte wird so präsentiert, dass es äußere Faktoren gab, die dagegen sprachen (`kein guter Stern´) und dass ein gemeinsames Wohnen mit der Schwiegermutter unweigerlich zur Scheidung führt. Eigene Anteile oder eine etwaige Schuld des Partners am Scheitern der Ehe werden ausgeblendet. Sie präsentiert sich hier nicht als Akteur. Dieses geschieht erst nach der Scheidung, indem sie ab diesem Zeitpunkt davon spricht, ihr eigenes Leben aufgebaut zu haben. Welche Bedeutung das Wort `sozusagen´ in diesem Zusammenhang hat, wird nicht ganz ersichtlich.

Auffällig ist, dass diese Sequenz über Probleme im Privatleben deutlich kürzer ist, als die vorhergehende über Schwierigkeiten im Beruf. Das könnte Lesart 3.1. stützen, dass Frau Berg sich in der Darstellung ihrer Lebensgeschichte für den beruflichen Bereich etwa unter dem Motto `Der Kampf um die Karriere´ entschieden hat. Dann müssten sich im Folgenden alle Themen unter diesem großen thematischen Feld einordnen lassen.

Erwartbar wäre aus Sequenz 4, dass der angekündigte Aufbau ihres Lebens präsentiert wird. Die Textsorte wird wahrscheinlich weiterhin die Argumentation oder der Bericht sein.

5.

Es folgt von 2/7 – 2/12 ein Bericht über die Geburt des Sohnes 1992. Er wurde `unehelich` geboren und sie lebt bis heute allein. „... also wir leben nicht mit seinem Vater zusammen, obwohl wir sehr guten Kontakt miteinander haben, also sehr innig.“ Von Mitte 1992 bis Ende 1993 arbeitet Tanja nicht. 1994 fängt sie wieder an.

Das Thema ist jetzt der Sohn.

Eine erste Lesart dazu ist, dass sie wiederum in einer kurzen Sequenz fort fährt mit der Präsentation des eigenen Lebens, wozu nun auch der Sohn gehört. Jetzt kehrt sie jedoch zur Form des Berichts zurück. Wahrscheinlich ist der Sohn für sie etwas, worüber sie nicht argumentieren muss. Diese `Tatsache` ist feststehend, darüber wird nicht diskutiert. Daher kann sie auch die Textsorte des Berichtes an dieser Stelle ihrer Lebenserzählung nutzen. Bei ähnlich feststehenden `Fakten`, wie Schullaufbahn und Studium hatte sie ebenfalls berichtet und nicht argumentiert. Eventuell werden in der Lebensgeschichte von Tanja weniger problembeladene Themen in Berichtform präsentiert, während konflikthafte Themen argumentierend bzw. in der Mischform Bericht/Argumentation dargestellt werden. Das Thema `der Sohn` könnte in das große thematische Feld `der Kampf um die Karriere` gehören, wobei er einen Teil des Privatlebens von Tanja Berg repräsentiert.

Zweitens ist es interessant, dass sie den Sohn als `unehelich` präsentiert. Das Vokabular mutet doch eher veraltet an. Denkbar ist, dass sie hier die (konservative) Wertvorstellung hat, dass ein Kind ehelich geboren werden muss. Eventuell hatte sie sich Kinder in ihrer Ehe gewünscht und erfüllt sich diesen Wunsch nun nachträglich. Sie legt ebenfalls Wert darauf, klarzustellen, dass sie nicht mit dem Kindsvater zusammenleben, aber `sehr innigen` Kontakt haben. Warum sie nicht zusammenleben und ob der Kontakt nur des Kindes wegen besteht oder ob der Mann ihr Partner ist, wird nicht dargestellt. Vielleicht will sie sich mit dieser Darstellung als Jemand präsentieren, bei dem alles seine Ordnung hat. So passen auch die Wörter `unehelich` und `sehr innig` dann zusammen, heben sich in ihrer Bedeutung eventuell für Tanja auf. Sie präsentiert sich damit als alleinerziehende Mutter, (die dem Kind aber nicht den Vater nehmen will).

Für die These, dass der Sohn ein Element des großen thematischen Feldes: „Mein Kampf um die Karriere“ ist, spricht auch, dass Tanja Berg in dieser Sequenz auch die baldige Wiederaufnahme ihrer Arbeit darstellt. Im Weiteren müsste sie dann alle Themen so präsentieren, dass sie sich diesem Kampf unterordnen. Konflikte in der Verbindung von Berufs- und Privatleben könnten dann als im Sinne der Karriere gelöst präsentiert werden.

Der Sohn ist Teil einer Welt außerhalb des Berufslebens. So wäre eine weitere mögliche Lesart der Präsentation ihrer Lebensgeschichte als 'Leben in zwei Welten'. Dann würde sie diese Welt jenseits von Karriere nun weiter ausbauen.

Denkbar ist aber, dass sie die 'Gegenwelt' nur kurz erwähnt, als auch 'vorhanden' und dann wieder zur Berufswelt und der Präsentation ihres Karrierekampfes zurückkehrt. Dafür sprechen aus der bisherigen Analyse die längeren Sequenzen zum Beruf und die im Verhältnis dazu kurzen Erwähnungen des Privatlebens.

6.

Im Gegensatz zur vorhergehenden relativ kurzen Sequenz über den Sohn folgt nun in der sechsten Sequenz wieder von 2/12 –2/28 eine etwas längere Argumentation.

Die Wende wird dargestellt als: „für uns eine sehr interessante, eine sehr intensive Zeit, muss ich sagen, weil (..) ich war Parteimitglied“, ihr Berufsstand wird als 'aufmüpfig' und 'sehr kritisch' geschildert. Es gab schwere Diskussionen und Auseinandersetzungen im Wendejahr. Nach Wende präsentiert sie sich als in der Gewerkschaft aktiv. Sie setzt sich für die neue Personalvertretung ein, lehnt Mitarbeit dort jedoch ab, da sie vor der Wende aktiv war: „Ich mache das nicht, ich werde da nicht mitarbeiten. Wir haben jetzt den Aufbau angeschoben und jetzt ist die Sache für mich erledigt.“ Tanja Berg stellt dar, dass nun jene, die in Punkto Vergangenheitsbewältigung nichts 'ernsthafteres' zu bewältigen haben, ran sollen. Sie konzentriert sich auf ihre Arbeit.

Das Thema ist hier die Wende, ihre Parteimitgliedschaft, die Vergangenheitsbewältigung und der Aufbau.

Tanja Berg wendet sich damit wieder dem Themenbereich der beruflichen Welt zu. Die Verwendung der Textsorte Argumentation, spricht dafür, dass dieses Thema für Tanja konfliktbeladen ist. Bei der Zeit der Wende, dem Neuanfang und ihrer Parteimitgliedschaft zu DDR-Zeiten (die sie nur an einer Stelle erwähnt), kann sie sich nicht den Erinnerungen an die damalige Zeit aussetzen, sondern es scheint für sie hier erforderlich, die Gegenwartsbrille über dieses Thema zu setzen. Sie verbindet in ihrer Argumentation die Wörter 'sehr intensiv' 'weil ich war Parteimitglied'. Was will Tanja damit darstellen? Bedeutet 'sehr intensiv' im Zusammenhang mit Parteimitgliedschaft eventuell eine sehr intensive Auseinandersetzung mit sich selbst, mit den neuen Umständen, Hinterfragen von bisher Gewesenem? 'Sehr intensiv' kann in diesem Zusammenhang aber auch bedeuten, dass es eine anstrengende, schwierige Zeit für sie war, weil sie nicht wusste, was nach der Wende auf sie zukommt. Andererseits ist nicht anzunehmen, dass sie Mitglied der SED aus reiner Überzeugung war, da sie schon an anderer Stelle ihre Überlegungen zur Übersiedlung in den Westen präsentierte. Geht man davon aus,

dass dieses der Realität entspricht, so war sie nicht sonderlich parteikonform und hatte nach der Wende auch keinen Nachteil daraus zu erwarten. `Sehr intensiv` könnte daher auch bedeuten, dass sie sich wirklich sehr eingehend mit den alten bzw. neuen Verhältnissen auseinandergesetzt hat. Verbindet man jedoch `sehr intensiv`, `Parteimitglied` und `Vergangenheitsbewältigung`, lässt sich diese Lesart nicht unbedingt halten. Was hatte sie `ernsthafte in Punkto Vergangenheitsbewältigung` zu bearbeiten? Kann damit die (eher passive) Parteimitgliedschaft gemeint sein? Oder war sie doch aktives Mitglied und stellt nachträglich aber die eher entlastenden Momente aus dieser Zeit, wie Trennung vom Doktorvater und Gedanken an Ausreise dar? Das würde dann zu der Lesart passen, dass es einen Grund dafür geben muss, warum sie alle Erlebnisse der Vergangenheit aus der Gegenwartsperspektive darstellt und sich nicht dem Strom der Erinnerungen überlassen kann. In das große thematische Feld `Der Kampf um die Karriere` würde sich diese Sequenz etwa als Element `DDR-Vergangenheit und Orientierung im neuen System` einordnen lassen. Anzunehmen ist, dass das Thema `Wende` noch nicht abgeschlossen ist und weitere Ausführungen dazu folgen.

7.

In der Mischform Bericht/Argumentation folgt nun von 2/28 –2/36 in der siebten Sequenz eine Darstellung über die Veränderung des organisatorischen Gefüges der Universität. So werden alle Stellen neu ausgeschrieben und alle mussten sich neu bewerben. Trotz einer permanenten Stelle bewirbt sich Tanja Berg auf eine befristete C1-Stelle, weil zwei Professoren auf einem für sie interessanten Gebiet berufen werden sollten.

Das Thema ist hier die Bewerbung auf die befristete C1-Stelle.

Um Veränderungen an der Universität im Zuge der Wende darzustellen, verwendet sie die Textform Bericht/Argumentation. Wieder kann vermutet werden, dass es sich um ein Thema handelt, das zumindest weniger problematisch für sie zu sein scheint, als z.B. das vorangegangene, bei dem sie nur argumentiert. Sie präsentiert sich als karriereorientiert, indem sie die permanente Stelle aufgibt und sich auf die befristete C1-Stelle bewirbt. Latent schwingt hier auch mit, dass sie darum kämpft, nach der Wende den Anschluss an die Forschungsspitze zu halten. Damit stellt sie sich auch als Jemand dar, der die Zeichen der Zeit zu verstehen vermag. Die Bewerbung wird als positives Element des Karrierekampfes präsentiert.

8.

Nun wird von 2/37 – 2/51 argumentiert: „hatte das Glück, das meine Bewerbung angenommen wurden ist, ... obwohl er wusste, dass ich ein kleines Kind hatte und alleinerziehend war.“ Jedoch ist sie ein Jahr mehr mit organisatorischen Aufgaben

beschäftigt: „was natürlich hier muss man sagen bei uns im Osten sehr gut ist, weil bei uns das Kindergarten- und Betreuungssystem nach wie vor besteht ...“ Prof. Y wird als sehr entgegenkommend dargestellt. Er zeigt sich dankbar für die Vorbereitung des Umzugs.

Thema der Sequenz ist somit die angenommene Bewerbung und Prof. Y als Förderer. Tanja präsentiert damit die für sie positiv verlaufene Bewerbung. Sie stellt es als glücklichen Umstand dar, dass Prof. Y sie trotz Kleinkind annimmt. Als weiteres positives Moment präsentiert sie das Kinderbetreuungssystem in den neuen Bundesländern. Prof. Y wird als Förderer präsentiert, jedoch macht sie ein Jahr lang mehr organisatorische Aufgaben. Latent könnte hier mitschwingen, dass das der Preis dafür ist, dass er sie überhaupt genommen hat. Das Abhängigkeitsverhältnis wird deutlich. Sie kann nicht frei über ihre Zeit entscheiden und sich der Habilitation widmen. Hier kommt zum großen thematischen Feld `Der Kampf um die Karriere“ das eher hemmende Element der fehlenden Entscheidungsfreiheit und der mangelnden Zeitressourcen. So fungiert Professor Y zwar für ihre Situation mit Kleinkind als Glücksfall, gleichzeitig scheint er Tanjas Dankbarkeit und Abhängigkeit jedoch auch auszunutzen.

Tanja präsentiert ihn stets als Förderer, andere Seiten dieser Arbeitsbeziehung werden nicht manifestiert. Ein anderer Prof. hätte sie mit Kleinkind gar nicht genommen und so nimmt sie dafür Abstriche an der eigenen Arbeit in Kauf. Das ihr diese Zeit später fehlen könnte, wird nicht dargestellt. Insgesamt präsentiert Tanja die Zeit der C1-Stelle als glückliche Zeit. Umso mehr verwundert es, warum sie sich auch hier nicht dem Erinnerungsstrom überlässt und ins Erzählen kommt, sondern argumentiert. Eventuell schwingt hier latent der (sie doch belastende) Kompromiss mit, den sie trotz aller Förderung durch Prof. Y eingegangen ist. Dieser Kompromiss, während der C1-Stelle 1 Jahr lang organisatorische Aufgaben für Prof. Y zu erledigen, ist letztlich dadurch bedingt, dass sie ein Kind hat bzw. er sie trotz Kindes genommen hat. (Er wusste also, worauf er sich einlässt, daher will sie ihm jetzt auch entgegenkommen.) Nicht umsonst führt sie daher in dieser Sequenz das gute Kinderbetreuungssystem in den neuen Bundesländern so explizit auf. Der latente Bedeutungsgehalt, den Tanja damit vermitteln will, ist „Es ging nicht anders. Es war nur so möglich überhaupt weiter an der wissenschaftlichen Karriere zu arbeiten.“ Damit würde sich diese Sequenz auch in das große thematische Feld „Der Kampf um die Karriere“ einordnen lassen. Als Element des Feldes könnte man diese Sequenz so verstehen, dass auch Abstriche und Kompromisse dazugehören, will man/frau (mit Kind) Karriere machen.

Als nächstes Thema wäre nun denkbar, dass die Zeit der Habilitationsstelle von 6 Jahren nicht ausgereicht hat, um zum Abschluss zu kommen. Denkbar wäre auch, dass sie keine expliziten Gründe dafür präsentiert, (weil sie diese gar nicht eindeutig benennen kann). Die Textsorte ist vermutlich weiter eine Argumentation oder eine Mischform aus dieser und dem Bericht.

8.2. Als etwas andere Lesart wäre auch denkbar, dass die `organisatorische Arbeit` nicht nur die Arbeit an der Universität meint, sondern die Koordinierung von wissenschaftlicher Arbeit und Betreuung. Das würde auch erklären, warum Tanja das Kindergartensystem der neuen Bundesländer hier ausführt. Diese Lesart würde aber nichts daran ändern, dass die Sequenz ein Element des großen thematischen Feldes „Der Kampf um die wissenschaftliche Karriere“ ist. Das Element könnte hier ebenfalls als „Kompromisse gehören dazu“ beschrieben werden. Für die Lesart „Leben in zwei Welten“ als großes thematisches Feld, was ja auch denkbar wäre, finde ich zu wenig Anhaltspunkte. Daher tendiere ich eher dazu, dass Tanja ihre Lebensgeschichte unter dem Blickwinkel der wissenschaftlichen Karriere präsentiert. Dafür, dass sie das unter dem Aspekt des „Kampfes“ um diesen Weg darstellt, sprechen z.B. die Elemente Weggang vom Doktorvater, Ausreisegedanken, Bewerbung auf C1-Stelle und Kompromisse durch/für den Sohn.

9.

In der neunten Sequenz folgt von 2/51- 3/5 in der Mischform Bericht/Argumentation eine Darstellung darüber, dass sie bedingt durch zahlreiche Ergänzungen noch mal bei Null angefangen musste mit der Habilitationsarbeit. Diese wird als `gut entwickelt, trotz weniger Mitarbeiter` erläutert. So wurde „was sehr Gutes gefunden, was auch eigentlich anerkannt ist ...“. Sie arbeitet jetzt auf diesem Gebiet mit zwei Doktoranden und ihr Sohn geht jetzt in die zweite Klasse.

Damit ist das Thema die Habilitation und der Sohn.

Es wird nicht wie erwartet, die nicht abgeschlossene Habilitation präsentiert, sondern es folgt eine Darstellung der Arbeit an der Habilitation und über die Schullaufbahn des Sohnes wird berichtet. Die wissenschaftliche Stellung ihrer Habilitation wird deutlich gemacht. Wenige Mitarbeiter erleichtern die Arbeit nicht, die `eigentlich` geschätzt wird in der Fachwelt. `Eigentlich` kann eine Relativierung der Anerkennung bedeuten, vielleicht will Tanja sich auch nur nicht zu sehr selbst loben. Letzteres würde dafür sprechen, dass sie sich selbst nicht so wichtig nimmt und immer im Zusammenhang mit anderen sieht. Das schließt sich daran an, dass sie gleichzeitig präsentiert, dass der Sohn in die 2. Klasse geht. Man kann hinter dieser Darstellung auch vermuten, dass ihr sowohl Karriere, als auch das Familienleben wichtig sind.

Daher muss als ein Element des großen thematischen Feldes „Der Kampf um die Karriere“ der Sohn angesehen werden. Dieses Element stellt Tanja jedoch nie als hemmend dar, sondern seine Integration in ihr Leben ist für sie selbstverständlich. Man kann nun vermuten, dass im Anschluss die weitere Darstellung des beruflichen Weges folgt, die gleichzeitig immer verschränkt ist mit der Entwicklung des Sohnes. Warum sie bei der Präsentation des Sohnes jedoch bisher nie ins Erzählen kommt, bleibt offen. Wahrscheinlich spielt hier wieder der bereits erwähnte `Schutzmechanismus des Sachlichen´ eine Rolle.

10.

Nun folgt in der zehnten Sequenz von 2/5- 3/10 eine Argumentation über die Betreuung des Sohnes und die gute Koordination mit ihrer Arbeit. Sie stellt dar, nicht so viel arbeiten zu können, wie andere Habilitanden, besonders Männer, die 12 Stunden arbeiten. „Aber mit bisschen Organisation kann man doch recht gescheit arbeiten.“ Damit wählt Tanja Berg hier als Thema die Koordination von Arbeit und Sohn und die dadurch bedingten Einschränkungen. Wie vermutet wird die Gestaltung des Arbeitstages präsentiert. Gleichzeitig wird die Koordination mit den Bedürfnissen des Sohnes dargestellt. Im thematischen Feld des Kampfes um die Karriere verdichtet sich die Verschränkung mit dem ihr ebenfalls wichtigen Sohn. Die Problematik wird argumentativ dargestellt. Zum einen kann als Grund dafür gesehen werden, dass sie sich mit diesem Thema in der Gegenwart befindet und die Alternative, sich mit einer Erzählung der Erinnerung an Vergangenes zu überlassen gar nicht besteht. Andererseits scheint es hier hohen (Er)klärungsbedarf zu geben. Das Thema kann als für sie konfliktbeladen angesehen werden. Tanja Berg sieht natürlich, wie andere HabilitandInnen mehr arbeiten, was sie aber auf Grund objektiver Fakten nicht kann. Damit muss sie es auch hinnehmen, dass andere an ihr vorbeiziehen. (Da ich mich im Analyseschritt 2 jedoch auf der erzählten Ebene befinde, kann hier nicht geklärt werden, wie sie das erlebt bzw. was das für sie bedeutet. Das kann dann auf der erlebten Ebene in Schritt 3 geklärt werden.) Sie stellt vor allem Männer so dar, dass diese sich mit einem Arbeitstag von 12 Stunden fast ausschließlich der Habilitation widmen können. Mit der Formulierung „Aber mit bisschen Organisation kann man doch recht gescheit arbeiten“ klingt auch ein Bedauern ihrerseits an, dass sie nicht so viel für die wissenschaftliche Qualifizierung arbeiten kann, wie sie vielleicht möchte. `Recht gescheit arbeiten´ kann zumindest heißen, dass es nicht das Optimale ist, sondern vielleicht eher ein Kompromiss. Latent könnte hier als Thema mitschwingen, dass Frauen Abstriche an der Karriere hinnehmen müssen, wenn sie Kinder haben und Männer nicht, (da die Familienarbeit andere für sie erledigen).

Durch die Formulierung ‚mit bisschen Organisation‘ bagatellisiert Tanja Berg andererseits den Kraftaufwand, der hinter der Koordination von wissenschaftlicher Karriere und Leben als alleinerziehende Mutter steckt. Damit kann im großen thematischen Feld ihrer Lebenserzählung ‚der Kampf um die Karriere‘ der Sohn weiter als positives bzw. nicht hemmendes Element präsentiert werden, was sich von Anfang an durchzieht.

Denkbar wäre, dass Tanja im Anschluss ihre Pläne zum Abschluss der Habilitation präsentiert, wobei eine Verschränkung mit den Bedürfnissen des Sohnes anzunehmen ist. Als Textsorte wäre wiederum die Argumentation vorstellbar.

11.

Wiederum in der Mischform Bericht/Argumentation wird in der elften Sequenz von 3/10 bis 3/20 von Tanja die Arbeit der letzten sechs Jahre dargestellt, in denen sie neben der eigenen Arbeit die Organisation des Arbeitskreises (20 Leute) von Professor Y. erledigte.

„So hab ich also als kleinen Nebenjob die gesamte Arbeit eines wissenschaftlichen Rates mitgemacht.“

Dafür macht sie Abstriche an der eigenen Arbeit. Nachdem ihre Stelle zum Jahresende abgelaufen ist, hat sich Prof. Y für eine Lösung eingesetzt. So hat Tanja Berg weiter eine Stelle und ist ein Jahr von allen Aufgaben freigestellt, um die Habilitation abzuschließen. Wie vermutet, stellt Tanja hier thematisch die Gründe für die nicht abgeschlossene Habilitation dar. Ebenso wird Prof. Y weiter als Förderer präsentiert.

Tanja Berg zeigt jetzt auf, welche Arbeiten sie in den sechs Jahren der C1-Stelle ‚nebenbei‘ erledigen musste. Wieder klingt das bereits in der achten Sequenz erwähnte an, dass der Preis für ihre Einstellung mit Kind darin bestehen könnte, vielfältige andere Arbeiten zu übernehmen. Dafür, dass sie nicht jederzeit und mit Einsatz der ganzen Person zur Verfügung steht, wird letztlich die Stelle eines wissenschaftlichen Rates eingesparrt, wahrscheinlich wird diese Zusatzarbeit als Gegenleistung von ihr erwartet. Ein Aufbegehren gegen diese teilweise Überbelastung wird von Tanja nicht dargestellt. Vielleicht gibt es zwischen ihr und Prof. Y. eine (stillschweigende) Vereinbarung darüber. Die eher negativen Seiten dessen werden nicht angesprochen. Jedoch wird deutlich, dass ihr dadurch Zeit für die Habilitation fehlt. Auch diese Sequenz reiht sich in das große thematische Feld ‚Der Kampf um die Karriere‘ ein. Als nicht ausgeführtes Thema wäre hier die teilweise Ausnutzung durch Prof. Y denkbar, der jedoch stets als Förderer präsentiert wird. Eventuell ist diese Darstellung für Tanja notwendig, um sich als Kämpferin zu präsentieren und Prof. Y als Glücksfall dabei anzusehen, nach dem Motto, „Es hätte auch alles viel ungünstiger kommen können bzw. Ich muss dankbar sein, dass er mich genommen hat“. Wieder erscheint die zusätzliche Arbeit, die sie auf sich nimmt, als

Kompromiss oder Zugeständnis, um Beruf und Privatleben koordinieren zu können. Als ‚Belohnung‘ für ihren Einsatz kümmert sich Prof. Y nun darum, dass sie ein weiteres, zusätzliches Jahr an der Habilitation arbeiten kann. Aus der Analyse der biographischen Daten wissen wir darum, dass sie dafür an einer anderen Universität angestellt wird, jedoch die Regelung getroffen wird, an der Heimatuni verbleiben zu können. Dieser Fakt wird von Tanja in der Haupterzählung nicht präsentiert. Man könnte daraus schlussfolgern, dass sie über diesen Umstand nicht sehr gerne redet. In der Analyse der biographischen Daten hatte ich vermutet, dass es ihr aus Rücksichtnahme auf ihren Sohn wichtig ist, den Wohnort (vorerst) nicht zu wechseln.

Als latentes Thema ist der Zusammenhang von Verbleiben am bisherigen Wohn- und Arbeitsort und den Bedürfnissen des Sohnes vorhanden. Als eher gegenläufiges Element zur wissenschaftlichen Karriere ist es mit im großen thematischen Feld des „Kampfes um die Karriere“ zu sehen. Aufschluss darüber, wie Tanja den Umstand erlebt, dass sie die Habilitation nicht in den sechs Jahren der C1- Stelle geschafft hat, kann hier nicht direkt gegeben werden. Eine Verletzungserfahrung könnte zwar aus der Präsentation des ‚kleinen Nebenjobs‘, der eigentlich nicht ihre Aufgabe ist, geschlussfolgert werden, jedoch könnte man auch der Lesart anhängen, dass sie so pragmatisch ist, wie sie sich hier (scheinbar) präsentiert: „Es war eben so.“ Für die unmittelbare Zukunft präsentiert Tanja die Absicht, die Habilitation in diesem zusätzlichen Jahr abzuschließen. Über eine sich anschließende angestrebte Professur ist an dieser Stelle nicht die Rede. In der Analyse der biographischen Daten habe ich ausgeführt, dass es nicht zum Abschluss kommt. Sie entscheidet sich dann vorerst für die Vertretungsprofessur und verlegt den Abschluss der Habilitation nach hinten.

12.

Mit dem Satz in 3/20 „So das jetzt erst mal ganz grob gefasst, so auf’s Ganze gesehen.“ endet die Haupterzählung.

Mit Gabriele Rosenthal (Rosenthal 1995) ist der Abschlusssatz als eine Art Evaluation zu sehen, der die Haupterzählung abschließt. Die Evaluation rechtfertigt hier noch einmal, warum und von welchem Blickwinkel her die Geschichte erzählt wurde. Tanja rundet ihre Lebensgeschichte so ab, dass sie sich ‚grob‘ gefasst hat, was heißen könnte, dass (absichtlich) keine Detaillierungen vorgenommen wurden. So taucht die Textsorte der Erzählung in der

gesamten Haupterzählung nicht auf. Tanja rechtfertigt damit die Präsentation im Telegrammstil.

Tanja Berg stellt sich damit sachlich-nüchtern dar, wodurch sie u.a. die näheren Umstände der Koordinierung von zwei Welten nicht thematisieren muss.

Zusammenfassung der Strukturhypothesen zum erzählten Leben von Tanja

Als großes thematisches Feld unter dem Tanja Berg ihre Lebenserzählung präsentiert, hat sich `Der Kampf um die Karriere´ herauskristallisiert. Für die Lesart `Leben in zwei Welten´ finden sich in der Haupterzählung zwar Anhaltspunkte, jedoch bezieht sich meiner Meinung nach ihr Leben mit dem Sohn und die Koordinierung seiner Betreuung zu sehr auf die Anpassung an ihre wissenschaftliche Arbeit (`Mit bisschen Organisation kann man doch recht geschickt arbeiten´), als das man davon sprechen könnte, dass sie ihre Lebenserzählung unter das Motto `Leben in zwei Welten´ stellt. Vielmehr können viele Themen von Tanjas Präsentation in das Feld der `Kampf um die Karriere´ eingeordnet werden.

So gibt es konflikthafte Elemente, die sie argumentierend darstellt, wie die Zeit nach der Promotion und die Trennung vom Doktorvater, ihr Nachdenken über eine Ausreise aus der DDR, die Wende und ihre Parteimitgliedschaft bzw. die damit verbundene Vergangenheitsbewältigung. Aber auch die geglückte Bewerbung auf die C1- Stelle und Prof. Y als Förderer werden als Themen argumentierend dargestellt. Womit sich hier ein eher widersprüchliches Verhältnis andeutet, dass den `Kampf um die Karriere´ sowohl fördert, als auch hemmt. Die durch die Koordinierung von Arbeit und Sohn bedingten Einschränkungen werden als Element des Feldes ebenfalls argumentativ dargestellt.

In der Mischform Bericht/Argumentation werden dann Themen dargestellt, die für Tanja zwar auch problematisch sind, wahrscheinlich jedoch nicht in einem solchen Grad, wie die rein argumentativ dargestellten. Zu diesen Elementen, die sich eventuell mehr in der Mitte des Feldes der `Kampf um die Karriere´ befinden, (wenn man sich das Feld als Ganzes denkt, in dem es einerseits eher widersprüchliche Faktoren gibt und andererseits Aspekte, die nicht so konflikthaft sind, könnten die nachfolgend aufgeführten eher zwischen beiden stehen), gehören die Themen: Heirat und Scheidung, Bewerbung auf befristete C1- Stelle, Vorankommen an Habilitation und Entwicklung des Sohnes, Gründe für die nicht abgeschlossene Habilitation und Prof. Y als Förderer.

Themen, die in der Darstellung von Tanja keinen Erklärungsbedarf zu haben scheinen, werden in der Textsorte des Berichtes dargestellt. Hier sind die Themen Schule, Studium, Promotion und die Geburt des Sohnes, das Alleinleben mit ihm und der Kontakt zu dessen Vater zu finden. Tanja präsentiert ihre Lebensgeschichte weitgehend sachlich argumentativ und/oder berichtend. Größtenteils stellt sie damit die Gegenwartspektive in den Vordergrund. Es kann vermutet werden, dass diese Präsentation aus heutiger Sicht und die Selbstdarstellung als Kämpferin um die Karriere für sie eine entlastende Funktion hat. Zum einen muss sie sich dadurch nicht dem Erinnerungsstrom an vergangene Erlebnisse überlassen, die für sie unangenehm sein könnten. So wird die Parteimitgliedschaft und die damit nach der Wende verbundene Vergangenheitsbewältigung nur kurz angerissen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es in dieser Biographie etwas gibt, worüber sie nicht sprechen möchte. Aufschluss darüber kann die Feinanalyse bringen. Die sachliche Darstellung, die keine Erzählung zulässt, kann auch als eine Art Schutzmechanismus gelesen werden, der verhindert, dass vergangene Verletzungserfahrungen oder auch schuldhaftige Verstrickungen wieder aufbrechen. Durch die zahlreichen Argumentationen präsentiert sich Tanja ebenfalls als Jemand, der einen hohen (Er)klärungsbedarf zur eigenen Lebensgeschichte hat. Andererseits wäre es aber auch möglich, dass durch die vielen Begründungen die wirkliche Geschichte `dahinter` verdeckt wird, die eine Erzählung eventuell eher zu Tage gefördert hätte.

Welche Themen bieten sich aus der Analyse der biographischen Daten noch an bzw. werden nicht ausgestaltet?

Aus der Analyse der biographischen Daten weiß ich, dass Tanja in dem Jahr nach der C1-Stelle durch eine Ausnahmeregelung weiter als Arbeitsort ihre Heimatuniversität hat, obwohl sie an einer anderen Universität angestellt ist. Diesen Umstand erwähnt sie in der Haupterzählung nicht. Ebenso bieten sich als Themen noch ihre Mutter, ihr Vater und dessen Selbständigkeit, ihre zwei Brüder, ihre sportlichen Aktivitäten und die Ablehnung zum Auslandsstudium an.

Latente Themen

Auf einer weiteren Abstraktionsebene kann nun analysiert werden, welche Themen latent vorhanden sind, obwohl sie nicht weiter ausgeführt werden. Als solches sind Themen zu sehen, die immer auch `mitschwingen` also eine andere oder die zweite z.B. negative Seite der Dinge bilden.

Hier kann z.B. die Bewerbung um die C1-Stelle auch als Kampf darum angesehen werden, an der Spitze mitzuarbeiten, die Dankbarkeit, die Sie Prof. Y entgegenbringt, indem sie zahlreiche zusätzliche Aufgaben übernimmt kann auch als Preis dafür gelesen werden, dass er sie als Alleinerziehende genommen hat. Die Förderung von Professor Y. hat auch Aspekte des Ausnutzens. Wenn sie ausführt, dass Männer mehr Zeit für die Arbeit an der Habilitation haben, meint sie damit auch, dass alleinerziehende Wissenschaftlerinnen es schwerer haben als diese. Die Auslassung der oben aufgeführten Sonderregelung kann auch darauf hindeuten, dass der Widerspruch zwischen in der Wissenschaft erforderlicher räumlicher Flexibilität und Tanjas Ortsgebundenheit durch die Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse den Sohn latent vorhanden ist. Denkbar ist auch, dass das Alleinerziehen des Sohnes Aspekte von Alleinsein beinhaltet oder auch von Überforderung, die sie aber nicht anspricht.

Schritt 3 Rekonstruktion der Fallgeschichte

Das erlebte Leben

Wie wurden die einzelnen Stationen von Frau Dr. Tanja Berg erlebt?

Jetzt geht es um die erlebte Zeit und die Perspektive der Vergangenheit. Die damalige Bedeutung des Erlebnisses für den Autobiographen steht im Mittelpunkt. Die biographischen Daten werden mit den Erzählungen und Selbstdeutungen kontrastiert.

Aus der Analyse der biographischen Daten wissen wir darum, dass ihr Vater naturwissenschaftlich interessiert und selbständiger Tischlermeister war. Ihre Mutter ist Hortleiterin und Lehrerin. Was erzählt sie über ihre Eltern?

In der Haupterzählung werden die Eltern nicht erwähnt. Im Nachfrageteil erwähnt sie den Vater:

I. 4/31: Und so die Begeisterung für Naturwissenschaften, war das schon ziemlich früh da? Tanja erzählt erst ausführlich über Lehrer, die sie dazu motiviert haben, über ihre Entscheidung den Sport als Hobby zu betreiben und die Naturwissenschaft als Beruf und dann erst :

5/13: „*äh ja von meinem Elternhaus also mein Vater war naturwissenschaftlich immer sehr interessiert, der war Tischler, ein Tischlermeister, mein Vater hatte aber immer so Interesse für interessante naturwissenschaftliche Dinge, sein Leben lang, muss man schon sagen, also von daraus, das Interesse wurde schon bisschen geschürt=aber nun nicht so ganz gezielt, warum gerade Biochemie oder so, dass nicht, das war eigentlich in der Schule das, was mich am meisten interessiert hatte ...*“

Der Vater wurde wahrscheinlich von Tanja nicht als so maßgeblich bei der Studienwahl erlebt. Größere Bedeutung hatten für sie hier wohl die Lehrer. Das Interesse des Vaters an Naturwissenschaften kann sie unterstützend und bestätigend für ihr Berufsziel erlebt haben. Ebenso ist denkbar, dass er durch sein naturwissenschaftliches Interesse auf diesem Gebiet hier ein Ansprechpartner in Tanjas Kindheit war und eventuelle Fragen versucht hat, für sie befriedigend zu beantworten. Sie kann ihn also auch von klein auf als eine Art 'Türöffner' in das Gebiet der Naturwissenschaften erlebt haben. Vielleicht wurde das im Laufe der Zeit für sie zu einer Art Selbstverständlichkeit, hier nicht gebremst zu werden. Jedoch ist es denkbar, dass das Wissen des Vaters eventuell ab einem bestimmten Punkt von ihr als nicht mehr ausreichend erlebt wurde und ihre Wissbegierde hier eher von den Lehrern auf der EOS gestillt wurde, die dann auch in erster Linie als motivierend bei der Entscheidung für das naturwissenschaftliche Studium erlebt wurden.

In derselben Sequenz erzählt Tanja ebenfalls über die Ablehnung zum Auslandsstudium:

5/22: „und ich
wurde abgelehnt und kein Mensch konnte sich erklären warum. Uv dann aber später rausbekommen, mein Vater war sein Leben lang selbständiger Handwerker und genau das wars. Und ja meine Mutter hat dann durch Zufall später mal erfahren, wer derjenige war, der dann diese Tipps an die richtige Stelle gegeben hat, so dass ich mit dem besten Abi als Einzige nicht im Ausland studieren durfte.“

Es kann angenommen werden, dass Tanja die Ablehnung als Verletzungserfahrung erlebt hat. Das der Vater der Grund dafür war, kann als Ungerechtigkeit empfunden worden sein. Hinweise darauf, dass sie sich deswegen von ihm distanziert gibt es nicht:

5/27 „ (..) Gut wir haben das Beste daraus gemacht, es soll nicht
 sein, es wär ja doch bloß die Wahl gewesen Russland, Ungarn, Tschechien. Was anderes wär doch nicht gewesen. In ein anderssprachiges Land wär man eh nicht gekommen, gut haben wir also akzeptiert, hab ich dann, hab ich dann halt hier studiert.“

Mit 'wir haben das Beste daraus gemacht' kann gemeint sein, dass Tanja die Familie als unterstützende Institution empfunden hat, in der man füreinander eintrat. Die Selbständigkeit des Vaters galt als Fakt und wenn das eben nun mal der Grund war für die Ablehnung galt es das Beste daraus zu machen. Die Formulierung 'haben wir also akzeptiert', kann bedeuten, dass Tanja damals so empfunden hat, dass die ganze Familie ihr beigestanden hat und sie bei der weiteren Entscheidung über ihren Berufsweg nicht allein gelassen hat. Sie hat sich nicht in ihrem Ärger über die Ablehnung zurückgezogen, sondern gemeinsam wurde im Familienkreis darüber geredet und nach Alternativen gesucht. Sie fühlt sich von ihrer Familie nicht alleingelassen, sondern in dieser für sie schwierigen Zeit aufgehoben und verstanden. Die Wärme ihrer Familie kann sie so stärkend empfunden haben und daraus könnte sich bei Tanja ein Grundstock an positivem Selbstwertgefühl entwickelt haben, dass ihr auch bei späteren Negativerfahrungen von Nutzen sein kann. Durch die Familie entwickelt sie ein starkes 'Wir-Gefühl', dem die Sanktionen der DDR-Gesellschaft nichts anhaben können. So ist auch der Vater in diesem Familienverband kein Außenseiter. Seine Position als Selbständiger scheint innerhalb der Familie nicht in Frage zu stehen, sondern man arrangiert sich mit den gegebenen Verhältnissen. Das Auslandsstudium scheint Tanja nach der Ablehnung nicht mehr als Traumstudium, sondern es scheint eine Umdeutung dahingehend gegeben zu haben, dass eine Abwertung vorgenommen wird im Sinne von: „So großartig wäre es ja eh nicht gewesen.“ Damit scheint sie und ihre Familie dann gut leben zu können und so ist das 'normale' Studium dann genauso gut. Eventuell erlebt Tanja das für sich als 'Widerstand' gegen die DDR-Gesellschaft und als Solidarität mit dem Vater.

Was erzählt Tanja über ihre Mutter bzw. wie erlebt sie diese? In der Analyse der biographischen Daten hatte ich vermutet, dass deren Tätigkeit im Bildungswesen eventuell Einfluss auf Tanjas Berufswahl hat.

Auch die Mutter wird in der Haupterzählung nicht erwähnt. Man könnte die Lesart aufstellen, dass für Tanja die Eltern nicht so wichtig sind bzw. waren. Eine andere Lesart dazu wäre, dass die Eltern sicherlich heute für Tanja, die zum Zeitpunkt des Interviews fast 44 Jahre ist, nicht im Vordergrund stehen, weil sie es geschafft haben, ihr `Wurzeln und Flügel´ mitzugeben, d.h. sie heute ihr eigenständiges Leben lebt, jedoch eine glückliche Kindheit mit viel Geborgenheit durch die Eltern hatte. Ihr Vater ist inzwischen gestorben. Über ihre Beziehung zur Mutter erzählt Tanja 13/37:

” *Man muß auch dazu sagen, was mein persönliches Leben jetzt betrifft, das also meine Mutter mich sehr unterstützt. Meine Mutter ist also ´n sehr agiler Mensch, die auch in der Schule war Lehrerin und Hortleiterin, die hat also ´n sehr gutes fable für Kinder und äh (...) sie ist also jetzt meine Mutter ist 64 und ist jetzt auch allein, verwitwet, weil mein Vater vor drei Jahren verstorben ist, nach langer schwerer Krankheit, aber sie ist immer noch agil, sie ist immer da für alle Enkel, sie hat also vier Enkel. Und äh meine Mutter unterstützt mich unheimlich viel. Es kann auch mal sein, dass ich paar Tage weg muß oder so, wir ham also im privaten eine langfristige Planung über´s Jahr. Aber es geht nur so, es geht, es geht, es geht.“*

An dieser Stelle redet Tanja zum ersten Mal etwas ausführlicher über ihre Mutter. Darüber, wie sie sie als Kind erlebt und empfunden hat, erfahren wir nichts. Auch hier bietet sich die Lesart an, dass in der Beziehung zur Mutter für Tanja die Gegenwart überwiegt und es ihr eventuell sogar als überflüssig erscheint, zu erwähnen, dass sie die Mutter von Kindheit an stets für sie da war. Auf ihr heutiges Leben bezogen empfindet Tanja die Mutter als große Unterstützung bei der Betreuung ihres Sohnes. Vielleicht ersetzt die Mutter an dieser Stelle sogar den fehlenden Partner. Tanja erlebt die Mutter daher heute als helfende Instanz, ohne die ihr Leben mit Beruf und Kind nicht laufen würde. Eventuell ist die Mutter-Tochter-Beziehung für Tanja in eine Art Freundschaft bzw. gleichberechtigtes Verhältnis übergegangen. So kann wahrscheinlich davon ausgegangen werden, dass die Mutter als Partner erlebt wird.

Aus der Analyse der biographischen Daten weiß ich weiterhin, dass der Sport eine große Rolle in Tanjas Leben spielt. Was erzählt sie darüber?

4/18: „ *also unsere ganze Familie ist sehr sportlich noch heute und wir haben also alle wir Kinder und die Eltern wir haben wir sind alle Turner die ganz Familie schon, also schon noch weiter zurück und weil wir also in der Kindheit schon sehr sehr intensiv Sport getrieben haben also in der Sportgemeinschaft äh (...) sehr gut integriert und das hat auch eigentlich auch mich ein bisschen so geprägt vom Ganzen halt, so die Sportgemeinschaft und das Engagement so für die Sportgemeinschaft schon so ähm als Jugendliche so vielleicht mit dreizehn und mit dreizehn Jahren hab ich dann auch als Trainer gearbeitet schon in der Zeit also bis zum Abi, also bis ich dann praktisch von zu Hause weggegangen bin.“*

Sport ist für Tanja schon als Kind ein Gemeinschaftserlebnis. Sie wächst nahezu selbstverständlich in diese Aktivität hinein. Sport empfindet sie als eine Art Familientradition. Auch hier erlebt sie ein starkes `Wir-Gefühl´. Sport gehört für sie von daher einfach zum Leben dazu. Ebenfalls scheint sie hier das sich für andere Einsetzen, Teil einer Gruppe zu sein als wichtiges Erlebnis empfunden zu werden. Sie verbindet mit dem Sport positive Gefühle, er scheint als Kraftquell empfunden zu werden.

Eine Gegenlesart dazu wäre, dass sie der sportlichen Aktivität nur gezwungenermaßen nachging, weil die Eltern es so wollten. Dafür lassen sich jedoch keine Belege finden. Sie scheint es vielmehr zu empfinden zu haben, dass sie durch die Eltern und den Familienverband in das sportliche Engagement hineingewachsen ist.

Als es dann um die Studienwahl geht, führt Tanja weiter aus:

5/2: *Wobei ich durch dies hohe Engagement im Sport am Anfang äh vor der Wahl stand, machst 'n Trainerstudium oder machste das. Uv also wirklich vor der Leistungssportvorbereitungen mitgemacht hatte, also von Seiten uv also ich war sehr oft fast jeden Tag in der Halle. Also in meiner Freizeit noch und ich dann aber letztendlich entschieden, du machst Naturwissenschaften, weil dich das interessiert und den Sport kannst du nebenbei machen. Und genauso hab ich es dann gemacht, ich hab also hier an der Uni vom ersten Tag am Unisport auch Glück gehabt, wenn man in 'ne Sportgemeinschaft kommt, die schon da ist, eine sehr starke Truppe, die also auch über den Sport hinaus, also auch privat sich sehr gut versteht. Und das Glück ergab sich hier.“*

Sport wird auch in späteren Jahren von Tanja als prägend empfunden, jedoch scheint dann ihr naturwissenschaftliches Interesse zu überwiegen. So wird es als günstiger Umstand von ihr erlebt, dass sich die sportlichen Aktivitäten trotzdem nahtlos in der Studienfreizeit fortführen lassen. Wieder wird die neue Sportgruppe als Gemeinschaftsverband erlebt, der auch im Privatleben stärkend wirkt. So erlebt Tanja Sport stets als Teil ihres Lebens.

In Tanjas Biographie ist die Trennung vom Doktorvater ein wichtiger Faktor. Was erzählt sie dazu? Sie stellt diesen Umstand bereits in der Haupterzählung dar:

1/24: „ *Allerdings hatten wir einige Probleme innerhalb (..) und zwar damalige Sektion weil wir jüngeren Leute eigentlich was Moderneres machen wollten und speziell mein Doktorvater da in der Beziehung sehr unbeweglich war (..) und was (..) die Forschung selbst anbetraf (..) das mehr oder weniger so plätschern ließ (..) so fast schon auf seinem Altenteil so das also wir uns entschlossen haben eine neue kleine Gruppe zu gründen, was in der damaligen DDR völlig ungewöhnlich war – auszubrechen und sich von seinem ehemaligen Doktorvater zu trennen das hat auch uns einige Schwierigkeiten bereitet aber wir haben eine kleine Gruppe gebildet und sehr mühsam angefangen , also was methodisch neues, in der damaligen Zeit in ganz Deutschland neues.*

Wir waren, wie gesagt nur drei, haben uns dann weil das wirklich 'ne mühsame Geschichte war, eigne Labors, ein eignes Labor ausgebaut ,... .., das war sehr mühsam, nicht sehr von Erfolg gekrönt und da wollte ich eigentlich fast überspringen, denn da war also hier auch keine Möglichkeit innerhalb der damaligen DDR auf sehr einfache Weise an eine andere Hochschule zu gehen “

Tanja hat bei ihrem Doktorvater Bewegungslosigkeit und wahrscheinlich auch Gleichgültigkeit in Bezug auf neue Forschungsprojekte erlebt. Diese Stagnation ist für die Zeit gegen Ende der 80iger Jahre in der DDR gesellschaftsimmanent. Tanja begehrt gegen diese Verhältnisse auf und trennt sich vom Doktorvater. Wahrscheinlich erlebt sie in der Zeit danach Gefühle von Außenseitertum, da mit keinerlei offizieller Unterstützung. Sogar das benötigte Labor muss selbst ausgebaut werden. Das sie immer mehr zweifelt und nach Alternativen sucht, ist nachvollziehbar. Für sie scheint es innerhalb der DDR keinen Ort zu geben, an dem sie ihre wissenschaftliche Forschung effektiv betreiben kann. Wenn sie diese Zeit als sehr mühsam beschreibt, ist es denkbar, dass sie anfang zu ermüden bzw. zu resignieren. Jedoch scheint sie nicht das Gefühl zu haben, ihre wissenschaftliche Arbeit aufgeben zu müssen, sondern sie

wollte 'überspringen'. Das kann bedeuten, dass sie das Gefühl hatte, keinen anderen Ausweg als die Ausreise aus der DDR zu sehen, als andere Lesart wäre es auch denkbar, dass sie mit 'überspringen' meint, sie würde diese Zeit im Interview gerne weglassen bzw. übergehen. Damit würde sich aber auch die Lesart bestätigen, dass sie diese Zeit für sich als sehr schwierig empfunden hat.

In Tanjas Biographie schließt sich die Heirat mit einem Kollegen und nach wenigen Jahren die Scheidung an. Was erzählt sie darüber?

1/51: „ *Persönlich hatte sich in dieser Zeit für mich dahingehend etwas verändert, dass ich dann äh mit dem Kollegen äh praktisch zusammengelebt habe (...) und wir haben 1987 auch geheiratet. Allerdings, will ich gleich so frei sagen, stand die Ehe unter keinem guten Stern, weil es nämlich unter den damaligen Möglichkeiten für uns keinerlei Möglichkeit gab, weil wir keine Kinder hatten, eine eigene Wohnung zu bekommen und mussten sozusagen in der Wohnung der Schwiegermutter wohnen, was dazu führte, dass unsere Ehe nach drei Jahren kaputt war. So äh (...) bin also seit 1990 geschieden und hab` dann mein eigenes Leben sozusagen dann aufgebaut, äh (...)*“

Die äußeren Bedingungen dieser Ehe werden von Tanja als belastend empfunden worden sein. In der Wohnung der Schwiegermutter scheint sie sich nicht wohl gefühlt zu haben. So wird die Ehe als nicht glücklich von ihr erlebt. Wie sie ihren Mann erlebt bzw. wie dieser sich in der Situation verhält, kann nur vermutet werden. Möglich wäre, dass er sich bei Konflikten auf die Seite seiner Mutter stellte, was für Tanja auf längere Sicht nicht als Perspektive erlebt werden konnte. So scheinen auf beiden Seiten negative Gefühle zu überwiegen und es kommt zur Scheidung. Daraufhin führt Tanja aus, nun ihr 'eigenes' Leben aufgebaut zu haben. Hier kann man die Lesart aufstellen, dass die Scheidung zwar als Verletzungserfahrung empfunden wurde, aber eventuell auch als Befreiung, um nun selbständig ihr Leben gestalten zu können. Danach wird Tanjas Sohn geboren. Wie erlebt sie diesen neuen Lebensabschnitt?

2/7: „*und äh (...) bis dann 1992 mein Sohn geboren worden ist also unehelich geboren worden ist=und ich leb` auch mit meinem Sohn bis heute allein, also wir leben nicht mit seinem Vater zusammen, obwohl wir sehr guten Kontakt miteinander haben, also sehr innigen Kontakt haben. Ja (...) in dieser Zeit habe ich dann auch nicht gearbeitet, das heißt von ungefähr Mitte 92 bis Ende 93 war ich dann zu Hause mit meinem Sohn und hab` dann Anfang 94 äh (...) wieder angefangen zu arbeiten.*“

Mit der Geburt des Sohnes ist für Tanja verbunden, dass er 'unehelich' ist. Eventuell ist sie traurig darüber gewesen, dass ihre Ehe kinderlos blieb bzw. hätte sie sich mit ihrem Mann Kinder gewünscht. Vielleicht empfindet sie es auch so, dass ein Kind besser in einer intakten Ehe aufgehoben ist und hätte ihrem Sohn beide Elternteile gewünscht. Das kann sich auch dadurch ausdrücken, dass sie betont, nicht mit dem Kindsvater zusammenzuleben. Vielleicht wünscht sie sich das und empfindet es als Verlust, dass es keine 'vollständige' Familie gibt.

An einer späteren Stelle im Interview geht es darum, ob ihr Sohn ein Wunschkind war.

13/33: „*Mein Sohn ja. Weil ich hab mich ja auch dafür entschieden, weil ich ja bin bis heute nicht verheiratet, aber trotzdem. Das war, das war n Wunschkind. Das ist wichtig, dass man das och eintaktet so und das muss auch jeder selber wissen, wie er das in seinem persönlichen Leben macht, so wir kommen z. B. sehr gut (...) zurecht, so wir jetzt leben. Es wäre natürlich schön, wenn sein Vater mit uns zusammenleben würde, aber die Umstände sind halt so, dass es nicht geht. Aber wir kommen super so aus. Das ist also da muss jeder selber sehen, wie er das am besten löst für sich, wie das gut ist und wie das, wie das Kind das vielleicht verkraftet.*“ Wieder ist es für Tanja wichtig, zu betonen, dass sie nicht verheiratet ist. 'Trotzdem' ist ihr Sohn aber ein Wunschkind. Es lässt sich vermuten, dass Tanja Kinder und verheiratet sein als zusammenhängend empfindet. Andererseits wäre es auch möglich, dass sie ihr Leben mit dem Sohn so wahrnimmt, dass es auch ohne Ehe geht. Dafür würde sprechen, dass sie vorher

betonte, nach der Scheidung ihr eigenes Leben aufgebaut zu haben. Auch das sie sich wünscht, mit dem Vater ihres Sohnes zusammenleben zu können, spricht für ihren Familienwunsch. Es kann auch von Tanja so wahrgenommen werden, dass es besser ist, sich an der Realität zu orientieren, als unerfüllbaren Träumen nachzuhängen. Jeder muss für sich entscheiden und Tanja erlebt ihre Situation als machbar, wenn vielleicht auch nicht als optimal. Dabei fühlt sie sich den Bedürfnissen ihres Sohnes eng verbunden, vielleicht fühlt sie sich ihm gegenüber auch ein wenig schuldig, weil er nicht mit Mutter und Vater aufwachsen kann und fragt sich öfters, wie er das verkraftet.

Vor der Geburt des Sohnes lag als wichtiges gesellschaftliches und biographisches Ereignis die Wende:

2/13: „Dazwischen lag natürlich die ganze Zeit die Wende, der für uns einer sehr interessanten, sehr intensiven Zeit muss ich sagen, weil (...) ich war Parteimitglied, wie viele andere auch aber die Chemiker waren immer ein bisschen aufmüppig, vielleicht liegt das auch an unserem Beruf. Jedenfalls ähm waren wir (...) hatten wir, die Chemiker sehr viel getan, aber waren auch sehr kritisch. Und wir haben äh schwere Diskussionen gehabt um ganz vor der ganzen das ganze Jahr, eigentlich schon länger vor der Wende und haben auch `ne harte Auseinandersetzung gehabt hier innerhalb der Fakultät. Und äh praktisch nach äh nach der Wende war`s halt also so, dass ich äh auch sehr aktiv war in der Gewerkschaft usw. und ich eigentlich mich bisschen dafür engagiert habe, dass sehr schnell die ganzen Personalvertretungen neu aufgebaut worden sind, hab`s aber dann abgelehnt in der Personalvertretung selbst mitzuarbeiten. Weil ich halt vor der Wende in einigen sehr aktiv war und ich hab` gesagt : „ Ich mache das nicht, ich werde da nicht mitarbeiten.“ Wir haben jetzt den Aufbau angeschoben und jetzt hat sich die Sache für mich erledigt. = Da sollen die Leute ran, die sich dazu berufen fühlen und die auch sagen, sie haben auch in so in punkto Vergangenheitsbewältigung nichts Ernsthafteres zu bewältigen. Hab` mich dann mehr ein bisschen auf meine Arbeit wie gesagt konzentriert. Also (...) gut (...) das war nur jetzt ein kurzer Ausflug.“

Tanja empfindet die Wende und ihre Parteimitgliedschaft als zusammenhängend. Sie erlebt eine ereignisreiche Zeit, in der sie sich und ihre Kollegen als aufsässig empfindet, was nach ihrem Erleben am Berufsstand liegt. Sie empfindet sich in dieser Zeit als aktiv mitarbeitend bei der Neuorganisation des Fachbereiches. Eine weitergehende Mitarbeit wird jedoch von ihr abgelehnt. Wahrscheinlich hatte sie hier die Empfindung, dieses nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren zu können, da sie sich auch in der DDR-Zeit als aktiv empfindet. (Hier liegt meiner Meinung nach jedoch ein Widerspruch vor. Tanja gibt an, sich vom Doktorvater getrennt zu haben, eventuell sogar an Ausreise gedacht zu haben und sieht sich doch nach der Wende zumindest in gewisser Weise schuldhaft mit dem DDR-System verstrickt. Zu diesem Punkt kann es u.U. eine Auslassung im Interview geben oder aber meine Interpretation muss noch einmal überprüft werden. Dieses bietet sich im nachfolgenden Schritt der Feinanalyse an.)

Im Zuge der Neuorganisation der Universität bewirbt sich Tanja dann von ihrer unbefristeten Mitarbeiterstelle aus auf eine C1-Stelle. Wie wird das von ihr erlebt?

2/31: „Ich hatte `ne permanente Stelle (...) an der Universität und äh habe mich aber dann entschieden mich auf `ne C1-Stelle zu bewerben, das heißt auf `ne Habilitandenstelle, wo von vorn herein klar war, dass die maximal auf 6 Jahre befristet ist. Hab` das aber trotzdem getan, weil wir wussten es kommen zwei von der Hochschule, von denen eine (...) äh auf jeden Fall für Naturstoffchemie berufen wird. Eine Sache die natürlich für mich auf jeden Fall sehr interessant war, weil ich eben von dieser mikrobiologischen Strecke bisschen herkam. Äh (...) und ähm hatte das Glück, dass meine Bewerbung angenommen worden ist und zwar hier am Arbeitsplatz von Prof. W. obwohl er wusste das ich ein kleines Kind habe und obwohl er wusste das ich alleinerziehend war hat er das gemacht. Hab die Stelle bekommen, hatte im ersten Jahr alles wirklich mehr oder weniger organisatorisch auf die Reihe zu kriegen, was natürlich hier,

muß man sagen bei uns im Osten sehr gut ist, weil bei uns ja das Kindergärten- und Betreuungssystem nach wie vor besteht, ...“

Tanjas Äußerungen zu folge erlebt sie es als Glücksfall, dass auf dem Fachgebiet, für das sie sich schon vor der Wende trotz aller Widerstände eingesetzt hatte, ein Professor berufen wird. Sie scheint diesen Fakt als Chance empfunden zu haben, endlich effektiv auf diesem Gebiet arbeiten zu können. So scheint sie die materielle Sicherheit, die die unbefristete Stelle bietet, weniger hoch einzuschätzen, als die Möglichkeit inhaltlich voran zu kommen. Wahrscheinlich erlebt Tanja diese Zeit als Aufbruch, in der sie sich endlich vom `Mief´ der letzten DDR-Jahre befreien konnte. So fühlt sie sich auch als Glückspilz, als der neue Professor ihre Bewerbung, trotz Kind annimmt. Damit scheint sie sich ihm gegenüber zu großer Dankbarkeit verpflichtet zu fühlen. Wahrscheinlich erlebt Tanja dann das erste Jahr der neuen Stelle als ziemlich chaotisch, da inhaltlich in dieser Zeit nicht viel zu realisieren war, sondern sie mit der Organisation beschäftigt war. Überdenkenswert ist es m.E. nach jedoch, dass Tanja einerseits das gute Betreuungssystem im Osten anführt, andererseits ein Jahr mit der organisatorischen Regelung ihres Lebens beschäftigt war. Eventuell hat sie damals erlebt, dass das gute Kinderbetreuungssystem in den Neuen Bundesländern ihr zwar hilft, sie aber andererseits trotzdem nicht unbedingt geregelte Arbeitszeiten an der Universität hat und auch oft abends arbeiten musste. Unter diesem Aspekt ist es nachvollziehbar, dass sie wahrscheinlich ein Jahr brauchte, um einen Rhythmus zu finden, durch den sie ihre wissenschaftliche Arbeit und die Betreuung des Sohnes effektiv koordinieren konnte.

Wie erlebt Tanja die Zeit der C1-Stelle? Dazu gibt es im Interview zwei markante Stellen: 2/44: *„Ich hab dann auch seinen Umzug von nach XX. von hier aus vorbereitet , hab also praktisch das erste gute reichlich halbe Jahr für meine Arbeit eigentlich nicht sehr viel machen können, aber er hat dann sich natürlich auch sehr dankbar gezeigt, er hat mich also sehr unterstützt und wir haben hier also ganz neues (..) ganz neues uv aufgebaut, wir können das uv richtig ordentlich betreiben, er hat also meine Arbeit in dahin gehend unterstützt, dass er auch das möglich gemacht hat obwohl ich kein uv bin, dass ich also Diplomanten, Diplomanten hat und Doktoranten hatte wurde das also immer unterstützt, er war also sehr freizügig in dieser Beziehung. Tja ich hab dann also angefangen praktisch noch mal bei null mit den ganzen Ergänzungen in die Problematik meiner Habilarbeit. (..)(..) Das hat sich sehr gut entwickelt, muß ich sagen, obwohl ich eigentlich nicht sehr viele Mitarbeiter hatte in den letzten sechs Jahren äh was sehr Gutes gefunden, was auch eigentlich anerkannt ist ...“*

Jetzt stellt sich heraus, dass mit den organisatorischen Arbeiten im ersten Jahr nicht nur die Koordinierung ihres Lebens gemeint war, sondern, dass Tanja sich in dieser Zeit zusätzlich als Verantwortliche für den Umzug des Professors erlebt. Wahrscheinlich empfindet sie das als eine Art `Freundschaftsdienst´, nach dem Motto: `Eine Hand wäscht die andere´. Das ihre eigene Arbeit dabei liegen bleibt, scheint von ihr nicht unbedingt als Verlust oder Manko empfunden zu werden. Sie kann das so erlebt haben, dass das gute Verhältnis zum neuen Chef jetzt erst mal im Mittelpunkt stand. Anscheinend erlebt sie sich hier wieder als Teil einer Gruppe und setzt den Teamgeist vor die eigenen Interessen, wobei es trotz allem zu fragen gilt, warum macht sie das? Sieht sie nicht, dass andere damit an ihr vorbei ziehen könnten? Ist sie trotz der neuen Stelle noch nicht in der BRD-Gesellschaft angekommen, in der letztlich Leistung, Konkurrenzdenken und Status vor allem anderen zählt? Diesen Fragen kann dann in der Feinanalyse nachgegangen werden.

Der neue Chef wird von Tanja als dankbar und entgegenkommend erlebt, wahrscheinlich ist diese Arbeitsbeziehung für Tanja von gegenseitigem Geben und Nehmen geprägt und sie fühlt sich in dieser (Klein)gruppe wohl. Ihr Habilitationsthema wird als in der Fachwelt akzeptiert erlebt, obwohl es hier auch eine Art Relativierung zu geben scheint, in dem Tanja von `eigentlich´ spricht. Möglich wäre, dass sie sich als Außenseiterin erlebt, die man zwar zur

Kenntnis nimmt, aber doch nicht voll akzeptiert, da sie für die andren auf Grund ihres Sohnes letztlich doch nicht mit Einsatz der ganzen Person für die Wissenschaft zur Verfügung steht. (Möglich wäre auch, dass sie sich selbst nicht als `Vollblutwissenschaftlerin´ erlebt, sondern eher als eine Art `Wissenschaftsmanagerin´, die u.a. den Betrieb am Laufen hält, dann wäre es auch verständlich, warum die Habilitation fast nebenbei läuft und bei ihr auch kein Leidensdruck darüber empfunden zu werden scheint, dass sie die diese nicht in der vorgesehenen Zeit abschließen kann. Zu fragen wäre dann wieder inwiefern sie an Status und Aufstieg orientiert ist bzw. ob sie überhaupt Professorin werden will.)

3/10: „Ich hab in den letzten sechs Jahren nicht nur Zeit für meine Arbeit gehabt hier im Institut, das muß ich dazu sagen, sonder ich hab en großen Teil der organisatorischen Arbeiten von den gesamten Arbeitskreis von Herrn W. mitgemacht und= der ist nicht klein, das sind ungefähr zwanzig Leute. Sind also sehr sehr viel so hab ich also als kleinen Nebenjob die gesamte Arbeit eines wissenschaftlichen Rates mitgemacht. So das hat natürlich musste ich dann Abstriche an meiner Arbeit machen =aber (..) um das jetzt kurz abzuschließen- Lachen – die Stelle ist am Jahresende abgelaufen und Herr W. hat sich aber dafür eingesetzt und eine Lösung gefunden das ich also jetzt weiter ne Stelle habe und dass ich von allen anderen Aufgaben freigestellt bin, das heißt ich habe weder organisatorische Aufgaben noch Lehraufgaben in diesem Jahr zu machen um meine Habilarbeit abzuschließen.“

Auch in dieser Sequenz scheint sie sich eher als Manager zu empfinden. Sie scheint in den sechs Jahren der C1-Stelle erlebt zu haben, dass sie zwar fast selbstverständlich als Bindeglied zwischen dem Professor und seinem Arbeitskreis fungieren konnte, aber ebenso selbstverständlich die eigene Arbeit liegen blieb. Diese Selbstverständlichkeit des Hintenanstellens der eigenen Interessen kann zunächst von Tanja als vom Professor so gewollt erlebt worden sein. Da Tanja große Dankbarkeit ihm gegenüber empfindet, hat sie wahrscheinlich am Anfang alles bereitwillig übernommen und später wurde das eventuell zur Routine. Sie scheint diese Situation über Jahre mitgetragen zu haben und erlebt diesen Umstand nicht als Anlass für ein eigenes Aufbegehren. Möglich wäre auch, dass sie sich zwar nicht nur als dankbar gegenüber ihm erlebt, sondern auch als in hohem Maße abhängig. Diese Abhängigkeit dem Professor gegenüber scheint sie aber nicht als negativ zu empfinden und als Motor dafür, die Habilitation möglichst schnell abzuschließen. (Wieder kommt die Frage auf, ob sie überhaupt Professorin werden will oder aber sich in der momentanen Situation wohl fühlt und gar nicht an der Spitze stehen möchte?)

Als der Professor ihr ein zusätzliches Jahr verschafft, indem sie die Habil. beenden könnte, wird er von ihr wiederum als Gönner erlebt. Eventuell empfindet sie hier auch, dass er damit ihre Arbeit für ihn anerkennt. Diese Bestätigung kann von ihr so erlebt werden, dass damit auch eventuelle eigene Zweifel ausgeräumt werden.

Aus der Analyse der biographischen Daten wissen wir, dass Tanja zum Zeitpunkt des Interviews die Habilitation nicht abgeschlossen hat, sondern für ein Jahr an einer anderen Universität angestellt ist, ihr Arbeitsort aber weiter die Heimatuniversität ist.

Wie erlebt sie diese Zeit?

3/22: „Das heißt Sie sind jetzt in der Endphase.

V: Ich hoffe, dass ich am Jahresende meine Arbeit einreichen kann.

I: Und dann können Sie mir dann ...

V: Ich kann also Herr Y. hat mir also schon versichert, dass er sich dafür einsetzt, dass ich hier bleiben kann, ich würde es ist sicherlich auch in seinem Interesse, weil er ist im Moment Dekan noch in der Fakultät, er braucht also jemanden der in seinem Arbeitskreis bisschen mit beratend also halt mit fungiert und immer weiß, was Geräte und uv betrifft also der braucht jemanden der also wirklich auch Erfahrungen hat, das kann also die Laborantin nicht , dafür

sind die nicht ausgebildet. Das ist die eine Sache und das ist für ihn natürlich sehr sehr wichtig, weil er durch die den (...) Dekansposten sehr sehr hoch belastet ist und außerdem ist er ein sehr aktiver Mensch, der hier sehr sehr viel bewegt hat und sehr sehr viel angeschoben hat vor allem was fakultätsübergreifende Projekte usw. betrifft, was uv in Deutschland innerhalb von Deutschland sehr sehr gut dasteht muß ich sagen und dass und er hat so praktisch seine letzten zwei Arbeitsjahre vor sich. Sowieso für ihn und dann wird's sowieso, hier werden die Lehrstühle neu besetzt, also ist es also so, dass er mir also schon eine relativ sichere Perspektive gegeben hat. Es wäre also für mich auf jeden Fall eine Arbeitsstelle hier, dass ich in Ruhe alles zu Ende machen kann, weil es also erfahrungsgemäß bis zum uv der Habilitation noch mal mindestens ein halbes Jahr dauert, würde uv sich da sehr viel Zeit lassen bzw. hab ich natürlich vor ihm die Habil abgeschlossen, ist auch dann die Möglichkeit dann wegzugehen. Also mich irgendwo anders zu bewerben. Das steht mir offen, aber es ist relativ gesichert.

I: Gibt es Hausberufungen ?

V: Nein Hausberufung wäre hier nicht möglich, es wäre ne andere Möglichkeit die sie dann schaff... oder äh finden würden, aber Hauptberufung gibt es generell in Deutschland nicht. Das geht nicht.

I: Eigentlich ist es ja so, wenn man seine Habil fertig hat, dass man dann doch stark überlegt ob man hetzt Professor werden will.

V: Richtig, das ist das muß man wirklich abwägen und muß ich das wäge ich auch sehr genau ab, weil man sich doch wirklich fragen muß, wo gibt es Möglichkeiten, wo kann man genau hingehen? Und ich denke dabei an meinen Sohn, der hier in XX. natürlich in Zukunft hervorragende Ausbildungsbedingungen hätte, die man in `ner anderen Stadt vielleicht so nicht findet. Und das muß man gegeneinander abwägen, also die Entscheidung die werd ich dann irgendwann noch treffen müssen, es kommt auch drauf an was es hier für Möglichkeiten gibt, es kann doch sein es gibt hier ne Stelle, wir haben also unsere unbefristeten Mitarbeiter sind auch schon kurz vor der Rente und das sind vor allem Leute die dann äh (...) sich für die gesamten Praktika verantwortlich fühlen müssen und äh so was würde würde mir auch liegen, also ich kann kann sehr gut auch mit äh Studenten arbeiten auch im Praktikum, also viele Praktische Dinge machen das würde mir auch liegen, also wenn es so ne Möglichkeit gäbe, würde ich das auf jeden Fall ins Kalkül ziehen. Vor allem auch im Interesse meines Sohnes. So von dem Umfeld wo er jetzt wohnt, wo er in die Schule geht in ner sehr guten Wohngegend mit ner sehr guten Schule und das muß man dann wirklich auch im Interesse der Kinder dann abwägen.

Tanja erlebt sich und ihre Arbeit zum Zeitpunkt des Interviews (Anfang 2000) so, dass die Habilitation bald abgegeben werden kann. Welches Ziel sie mit der abgeschlossenen Habilitation verfolgt bleibt eher offen. Ihre Wünsche und Empfindungen scheinen dahingehend zu sein, möglichst (und auch fast um jeden Preis) an ihrer Heimatuniversität bleiben zu wollen. So empfindet und erlebt sie es wahrscheinlich auch als positiv, damit weiter in Abhängigkeit von Prof. Y zu bleiben, der nach ihrem Erleben gleichzeitig abhängig von ihr zu sein scheint. Sie erlebt dieses Verhältnis so, dass er auf sie angewiesen ist und daher auch dafür sorgen wird, dass sie bleiben kann. Diesen Wunsch, nicht weggehen zu wollen, begründet Tanja mit den Interessen ihres Sohnes und seinen Ausbildungsbedingungen, die er in ihrer Heimatstadt hat. (Diese hätte er aber auch in jeder anderen Universitätsstadt.)

Sie empfindet eine Professur als eigentliches Ziel der Habilitation für sich nicht als bindend. So scheint sie lieber nach einer Nische im Gefüge der Universität zu suchen, für die sie die Qualifikation der Habil. gar nicht bräuchte, um nicht weggehen zu müssen.

Kann damit davon ausgegangen werden, dass Tanja Berg ihre Biographie doch als 'Leben in zwei Welten' empfindet, wie ich es bei der Analyse ihrer Präsentation vermutet hatte, dann aber doch zu Gunsten des 'Kampfes um die Karriere' verworfen hatte?

Um Aufschluss über diese Frage zu erhalten, unterziehe ich einen Teil der vorangegangenen Stelle einer Feinanalyse. (Die Feinanalyse wird in der Beschreibung des Interpretationsganges als Schritt 4 gesehen, kann aber jederzeit erfolgen.)

Thema :Habilitation und Professur?

Auf meine Frage, dass man nach der Habil ja bestimmt überlegt, ob man Professor werden will, antwortet sie:

3/48-3/49

T: „Richtig, das ist das muß man wirklich abwägen und muß ich das wäge ich auch sehr genau ab,...“

1/1 sie kommt ins stottern, FH: es gibt Unsicherheiten bei diesem Thema

1/2 'man muß' - steht eventuell für (unbestimmten) Druck von außen= das ist so festgelegt

1/3 'muß ich' - steht event. für eigenen Druck, eigene Auseinandersetzung mit dem Thema abwägen

1/4 'abwägen'= es ist eine Ermessensfrage für sie, ob sie Prof. werden will, d.h. es steht nicht eindeutig für sie fest, sondern es ist abhängig von etwas

1/5 'auch sehr genau abwägen' = Bekräftigung von 1.4., FH: sie will nicht um jeden Preis Prof. werden, sondern nur unter bestimmten Umständen

3/49

„ weil man sich doch wirklich fragen muß, ...“

2/1 starke Auseinandersetzung mit Thema

2/2 Vermeidung von 'ich' kann dafür stehen, dass etwas als allgemeine Meinung, nicht als eigene Kund getan werden soll, event. 1/2 bestätigt

2/3 'wirklich fragen muß' (gibt es auch unwirkliches fragen?) Wichtigkeit der Frage/des Problems wird betont, setzt man 'man' noch dazu, kann wieder vermutet werden, dass es nicht ihre Aussage ist, sondern über eine Art äußeren Zwang oder Fremdbestimmung gesprochen wird, was 1/2 bestätigen würde

2/4 Fakt als ganzer (nach Habil. kommt Prof.) wird bezweifelt, ernsthaft hinterfragt durch Verbindung von 'doch', 'wirklich', 'fragen' und 'muß' FH: eventuell will sie das gar nicht und eine Professur ist Tanja nicht so wichtig bzw. würde sogar ein Problem darstellen, das würde 1/4 und 1/5 bestätigen

3/49

„ ... , wo gibt es Möglichkeiten,...“

3/1 'wo' Ort ist wichtig

3/2 Professur wird als eine 'Möglichkeit' gesehen; FH: es gibt noch andere Möglichkeiten, das würde für 2/4, 1/4, 1/5 sprechen

3/49-3/50

”
hingehen?“

..., wo kann man genau

4/1 `wo´ - `genau´ Professur und Ort sind sehr eng verbunden, 3/1 bestätigt sich

4/2 `kann´= es ist möglich muß aber nicht sein, nicht zwingend notwendig, siehe: 3/2

4/3 `man´= unbestimmt, es geht nicht um `ich´, 1/2, 2/2 bestätigt

3/50

„ ... Und ich denke dabei an meinen Sohn, ... “

5/1 Sohn ist wichtig

5/2 Rücksichtnahme auf Sohn, FH: Professur und Sohn hängen zusammen

5/3 jetzt geht es wirklich um `ich´, FH: bei Thema Sohn gibt es kein `man´, da lässt sie sich nichts von außen `aufzwingen´, gibt keine allg. Meinung kund

3/50-3/51

”
Ausbildungsbedingungen hätte,...“

..., der hier in XX. natürlich in Zukunft hervorragende

6/1 Ausbildung des Sohnes als wichtiger Faktor , 5/1, 5/2 bestätigen sich

6/2 in anderen Städten gibt es schlechtere Ausbildungsbedingungen

6/3 es ist selbstverständlich, dass Ausbildung in XX. ausgezeichnet, FH: sie identifiziert sich stark mit XX-Stadt

6/4 es ist selbstverständlich, dass Sohn in XX-Stadt seine Ausbildung macht, d.h. am Ort bleibt, FH: sie will in XX-Stadt bleiben, 3/1,4/1 bestätigt

3/51- 4/1

”
nicht findet.“

..., die man in ´ner anderen Stadt vielleicht so

7/1 Eignung anderer Städte wird bezweifelt, 6/2, 6/4 bestätigt

7/2 `man´- unbestimmt, wessen Meinung das ist, `ich´ soll rausgehalten werden; 4/3 bestätigt

FH: wenn es um Orte geht, wird weiter `man´ verwendet, eventuell, um eigene Abneigung gegen Weggang aus XX. zu verschlüsseln, siehe 6/4, 7/1

7/3 anstelle von `man´ hätte auch `er´ gesagt werden können, FH: es geht gar nicht um die Ausbildung des Sohnes, sondern um sie; FH: Tanja und XX-Stadt eng verbunden, Siehe 6/3 und 6/4

4/1

„ ...*Und das muß man gegeneinander abwägen,*“

8/1 zwei Fakten werden gegeneinander aufgewogen, 5/2 bestätigt

8/2 `man´ statt `ich´, wieder unbestimmt, wessen Meinung das ist

8/3 zwei Fakten sind gleichwertig, keiner ist wichtiger, FH: Professur und Ausbildung des Sohnes stehen auf einer Stufe, (falls 7/3 sich bestätigen sollte, muß etwas anderes für `Ausbildung´ eingesetzt werden, es muß etwas sein, dass sich in Tanjas Wertsystem gegenläufig zur Professur verhält, eventuell XX-Stadt =Heimat/Wurzeln/Arbeitsgruppe(für Tanja gleich Familie) und auf der anderen Seite: Professur=Weggehen aus XX-Stadt, Entwurzelung, heimatlos, verlieren der Arbeitsgruppe- das könnte es sein, was Tanja letztlich gegeneinander abwägt, eventuelle spätere Ausbildungschancen, für die der Sohn sich ja letztlich selber entscheiden muss, scheinen als Argument gegen eine Professur in einer anderen Stadt zu schwach

4/1-4/2

„ ...*, also die Entscheidung die werd ich dann irgendwann noch treffen müssen,*

9/1 sie hat noch nicht entschieden, ob sie Professorin werden will, FH: sie hat die Habil. nicht mit dem Ziel Prof. begonnen, weitere FH: Abschluss der Habil. ist nicht zwingend notwendig

1/1 könnte sich bestätigen, FH: sie hat keine klare Zukunftsplanung, denkt nicht karrierestrategisch

9/2 es bleibt offen, welche Entscheidung gemeint ist

9/3 `dann irgendwann noch´=Zeitpunkt der Entscheidung in unbestimmter Ferne, FH: sie schiebt die Entscheidung vor sich her, 1/1 bestätigt

9/4 sie weiß, dass sie um Entscheidung nicht umhin kommt `treffen müssen´

9/5 für sie hängen Habil. und Prof. nicht untrennbar zusammen, sie kann beides nicht zusammen denken

4/2-4/3

„.....*es kommt auch drauf an was es hier für Möglichkeiten gibt*“

10/1 sie will in XX.-Stadt bleiben, FH: sie will nicht unbedingt Professorin werden (Hausberufungen gibt es nicht),9/1, 9/5 bestätigt

10/2 vor Bewerbung um Prof. in anderer Stadt stehen Möglichkeiten in eigenem Haus,
1/4, 1/5, 3/1, 3/2, 4/1 bestätigt , FH: enge Verbindung zu XX.- Stadt, Thesen aus 8/3 bestätigen sich

4/3

„..... *es kann doch sein es gibt hier ´ne Stelle*“

11/1 sie hofft, nicht wegzumüssen, FH: Prof. ist ihr nicht so wichtig (Hausberufungen gibt es nicht) Verbleiben in XX.-Stadt steht an erster Stelle 10/1, 10/2 und alle dazu vorher geäußerten Thesen bestätigen sich

11/2 `doch´ =Art Widerstand gegen Prof= es geht auch anders, ich will mich dem nicht unterwerfen, FH: will sich Wissenschaftssystem nicht anpassen, hat eigene Werte, Karriere ist nicht wichtig, siehe 9/1 und alles zu 11/1

4/4- 4/6

„ *...wir haben also unsere unbefristeten Mitarbeiter sind auch schon kurz vor der Rente und das sind vor allem Leute die dann äh (...) sich für die gesamten Praktika verantwortlich fühlen müssen und äh so was würde würde mir auch liegen ...* “

12/1 verkauft sich unter Wert, siehe 9/1, siehe 11/1

12/2 unsicher bei dem Thema (2mal äh), eventuell peinlich 12/3

wünscht sich alte Stelle zurück (hatte vor C1 solche Stelle)

12/4 Prof. liegt ihr nicht, FH: arbeitet lieber weiter im Mittelbau (Frage: Warum hat sie C1 begonnen?); alle Thesen zu 11/1 best.

12/5 sehnt sich nach ruhigerem Posten, wie diejenigen, die bald in Rente, FH: sie fühlt sich mit C1 überfordert FH: a)fraglich, ob es überhaupt zu Abschluss kommt (daher weicht sie Fragen nach Prof. eher aus) b)nur momentane Phase

4/6-4/7

„ *...also ich kann kann sehr gut auch mit Studenten arbeiten auch im Praktikum, also viele praktische Dinge machen das würde mir auch liegen“*

13/1 Theorie liegt ihr nicht so

13/2 ist vielseitig, FH: will sich nicht festlegen

13/3 sieht sich in Zukunft nicht unbedingt als Prof., siehe 12/4 Mittelbauer, keine weitere Karriere angestrebt (event. DDR-Denken, ruhige Stelle bis zur Rente?) bzw. alles zu 11/1

4/7-4/11

„ *...also wenn es so ne Möglichkeit gäbe, würde ich das auf jeden Fall ins Kalkül ziehen. Vor allem auch im Interesse meines Sohnes. So von dem Umfeld wo er jetzt wohnt, wo er in die Schule geht in ner sehr guten Wohngegend mit ner sehr guten Schule und das muß man dann wirklich auch im Interesse der Kinder dann abwägen.“*

14/1 Entscheidung gegen Prof. mit Sohn begründet, ganz stark 8/3 ,

Es zeigt sich, dass im Erleben von Tanja Berg ihre Entscheidung für oder gegen eine Professur ganz stark `abgewogen´ werden muss. Damit erweist sich, dass ihre Prioritäten nicht nur auf den beruflichen Bereich bzw. auf den Kampf um die Karriere ausgerichtet sind, sondern dass sie sich als in zwei Welten lebend sieht. Die Anforderungen ihrer privaten Welt erlebt sie dabei als genauso schwerwiegend, wie die der wissenschaftlichen Welt. Eventuell empfindet sie die Werte der privaten Welt teilweise sogar als für sich bindender und nimmt daher Abstriche an ihrer Karriere in Kauf.

Ihre wissenschaftliche Karriere hatte sie jedoch mit der Bewerbung um die C1-Stelle vorangetrieben. Doch auch hier wird ihr Leben in zwei Welten deutlich, was an einer weiteren Feinanalyse aufgezeigt werden kann:

Auf meine Frage, was den Ausschlag dafür gegeben hatte, dass sie sich auf die C1 Stelle bewarb, antwortet Tanja:

14/33-34

„ *Eigentlich hats den Ausschlag dafür gegeben, dass man mir gesagt hat hier kommt en C4- Professor her, der sich für Naturstoffchemie interessiert ...* “

1/1 Inhalt als Grund

1/2 `eigentlich´ =eventuell gab es noch anderen Grund, außer Inhalten

1/3 `man´ = unbestimmt, woher diese Info kommt

14/34

„ *...so und äh (..) es war sicherlich ne Menge Risiko dabei, weil wir ja das altbundesdeutsche Hochschulsystem aus eigenem Erleben nicht kannten.*“

2/1 äh (..)= Unsicherheit bei diesem Thema

2/2 `wir´, statt `ich´= es geht um mehrere bzw. Gruppe

2/3 `sicherlich ne Menge Risiko´= Wagnis eventuell fast selbstverständlich

2/4 eventuell mit altbundesdeutschen HS-System Probleme

14/36-38

„ *... Wir kannten das nur aus den Erzählungen der wenigen (..) Gäste aus den alten Bundesländern z.B. die hier waren vor der Wende, es gab ja einige wenige die das die ganzen Mühen auf sich genommen haben und hergekommen sind...*“

3/1 `wenigen (..) Gäste´ = Probleme/Unsicherheiten damit, eventuell gab es Schwierigkeiten, wenn Gäste aus dem Westen kamen

3/2 es war für Gäste aus BRD schwierig an DDR-Universitäten zu Besuch zu kommen

3/3 es war für beide Seiten schwierig

3/4 es gab BRD-Wissenschaftler, denen es zu viel Mühe war, in die DDR zu kommen

FH: eventuell. sind DDR-Wissenschaftler dann misstrauisch gegenüber denen geworden, die kamen (Warum gerade der?)

14/38-40

„ *„(..) und äh es war nur die Frage – der ganze Umschwung war alles sehr unsicher, Industrie irgendwo hin man hätte irgendwo hin gemusst“*

4/1 (..) und äh = Unsicherheit bei Thema

4/2 Wende als schwierige Zeit

4/3 Industrie statt Uni als schlechte Alternative

4/4 Angst davor, `irgendwo´ (2mal)hin zu müssen, FH: sie wollte da bleiben, keine Ortsveränderung

4/5 `man´ statt `ich´ = nicht sie selbst hätte irgendwo hin gemusst, sondern eine unbestimmte Person

„FH: bei unangenehmen Fakten wird `man´ benutzt

14/40

„ *... war mit meinem Sohn natürlich och schwer“*

5/1 Sohn zusätzlich (`och´) als selbstverständliches (`natürlich´) Problem (`schwer´)

1/2 damit eventuell bestätigt

5/2 ohne Sohn wäre es leichter

5/3 andere haben es leichter

5/4 Verständnis für ihre Situation ist `natürlich`

14/40-43

„ ... ich wusste er wird hier off jeden Fall, ich hab ne Betreuung hier und das hat dann auch bei mir den Ausschlag gegeben uv o.k. du bist hier, du versuchst das jetzt hier und wenn du Glück hast, klappt das und du kannst weiter arbeiten.“

6/1

gesicherte Betreuung des Sohnes und ihre weitere wissenschaftliche Arbeit hängen eng zusammen, FH: auch in Zukunft macht sie ihre Arbeit davon abhängig

6/2

`hier auf jeden Fall` - in anderer Stadt ist Betreuung des Sohnes fraglich

6/3

Entscheidung für C1-Stelle ist nicht inhaltlich begründet gewesen, sondern durch persönliche Umstände - `das hat den Ausschlag gegeben`

6/4

weitere Arbeit hängt von `Glück` ab, ist zufällig, nicht planbar, FH: Willkür in der wissenschaftlichen Arbeit normal- (Inwieweit greifen dann überhaupt karrierestrategische Überlegungen, wenn wissenschaftliche Karriere nicht planbar ist?) (Eventuell widersetzt sich Tanja dem, indem sie für sich feste Größen, wie die Betreuung des Sohnes am Heimatort festlegt und alles andere `drumherum` organisiert.)

14/43-46

„ Das war eigentlich so der Hauptausschlag, so unter dem der Maßgabe, dass man halt nicht alles verändert auf einmal. Also ich bin ja hier, wenn uv wenn dann irgendwer sagt o. k. das läuft jetzt, und jetzt kannst dich auf das konzentriern , da gibt das immer etwas mehr Ruhe.“

7/1

es gab schon genügend Veränderungen

7/2

Angst vor Veränderung

7/3

`irgendwer` - unbestimmte Abhängigkeit von anderen

7/4

`hier`- starker Ortsbezug für sie wichtig

7/5

`konzentriern` und `hier` hängen zusammen, FH: Konzentration auf Arbeit am Heimatort für sie am Optimalsten

7/6

Verbleib am Heimatort hat auf sie beruhigende Wirkung, FH: Weggang ist mit Unruhe und eventuellen Ängsten verbunden

Es zeigt sich, dass auch bei der Bewerbung um die C1-Stelle sowohl karrierestrategische Überlegungen, als auch die Anforderungen ihrer privaten Welt abgewogen wurden.

Letztlich gaben persönliche Überlegungen sogar den Ausschlag für den Antrag.

Zusammenfassung Rekonstruktion der Fallgeschichte erlebtes Leben von Tanja Berg

Wesentliche Erlebnisstränge sind:

1.

Tanja erlebt ihre Familie als starker Verband, der ihr als Kind Geborgenheit und Wärme gab. Auch in schwierigen Situationen hält die Familie zusammen (‘Wir haben das Beste daraus gemacht’). So entwickelt sich bei Tanja ein ‘Wir-Gefühl’, dem auch die Sanktionen der DDR-Gesellschaft nichts anhaben können. Wahrscheinlich hat sie ihre Eltern so erlebt, dass sie ihr ‘Wurzeln und Flügel’ mitgegeben haben. Ihr Vater wird als mitausschlaggebend für ihr naturwissenschaftliches Interesse erlebt. Bei der inzwischen verwitweten Mutter überwiegt Tanjas gegenwärtiges Erleben. Sie hat eine sehr große Bedeutung bei der Betreuung des Sohnes. Eventuell erlebt Tanja sie als eine Art Ersatz für den dazu fehlenden Partner.

2.

Die sportliche Betätigung stellt einen weiteren Erlebnisstrang in Tanjas Leben dar. Schon als Kind erlebt Tanja diesen in der Gemeinschaft. Sie wächst nahezu selbstverständlich in diese Familientradition hinein. Auch im Sport erlebt sie ein starkes ‘Wir-Gefühl’. Teil einer Gruppe zu sein wird, wie in der Familie, als wichtiges und prägendes Erlebnis empfunden. Auch in späteren Jahren wird Sport von ihr als Teil ihres Lebens gesehen, wenngleich sie sich nach dem Abitur nicht für ein Sportstudium entscheidet, sondern diesen in der Freizeit weiter betreibt.

3.

Das Durchleben von schwierigen und mühsamen Zeiten gehört ebenfalls zu Tanjas Erlebniswelt. So scheint es für sie nach der Promotion keinen Ort zu geben, an dem sie ihrer Forschung innovativ nachgehen kann. Sie leidet unter den stagnierten Verhältnissen der letzten DDR-Jahre. Ihren Doktorvater erlebt sie als aufs Altenteil zurückgezogen, eine Alternative an einer anderen Hochschule existiert nicht. Diesen Zustand der Erstarrung kann Tanja nicht ertragen. Sie trennt sich vom Doktorvater, gründet eine eigene Arbeitsgruppe, deren Arbeit sie jedoch in den alten Verhältnissen weiterhin als mühsam empfindet.

4.

So scheint sie sich fast ins Privatleben zurückzuziehen, indem sie einen Kollegen heiratet, eventuell existiert für sie keine klare Trennung zwischen Arbeit und Privatleben. Als die Ehe scheitert, wofür Tanja die Schwiegermutter als Grund empfindet, kann sie das mit dem gleichzeitigen Erleben der Wende möglicherweise als doppelte Verletzungserfahrung oder Verunsicherung erleben. Denkbar wäre aber auch, dass sie sich in beiderlei Hinsicht befreit fühlt (‘mein eigenes Leben dann sozusagen dann aufgebaut’).

5.

Zu dem Erlebnisstrang, dass Tanja sich teilweise fast als zur DDR widerständig erlebt (Vater selbständig, sie kann nicht im Ausland studieren, Trennung vom Doktorvater, unklare Äußerungen zum ‘Überspringen’), kommt aber auch, dass sie sich nach der Wende als Jemanden empfindet, der etwas Ernsthaftes in Bezug auf DDR-Vergangenheit zu bewältigen hat. Was sie damit außer ihrer Parteimitgliedschaft, die jedoch noch nicht zwingend für eine schuldhafte Verstrickung spricht, meint, bleibt unklar. Hier scheint es in Bezug auf das erlebte Leben von Tanja etwas Ambivalentes zu geben.

6.

Zu Tanjas Erleben gehört untrennbar der Sohn, den sie als Wunschkind empfindet. Andererseits scheint es aber auch ihr Wunsch gewesen zu sein, dass er nicht unehelich zur Welt kommt, da sie diesen Umstand betont. Eventuell drückt sich hier eine Sehnsucht nach einer intakten Familie aus, wie sie sie als Kind erlebt hatte.

7. Tanja erlebt ihre positive Bewerbung auf die C1-Stelle als Glücksfall. So empfindet sie auch dem Professor gegenüber, der sie trotz Kind genommen hat, große Dankbarkeit und übernimmt fast selbstverständlich zahlreiche zusätzliche Aufgaben, die sie aber in ihrer eigentlichen Arbeit nicht voranbringen. Sie nimmt diesen Umstand zwar wahr, scheint aber keinen großen Leidensdruck darüber zu empfinden, die Arbeit nicht in den sechs Jahren der C1-Stelle geschafft zu haben. So empfindet sie dem Professor gegenüber wieder Dankbarkeit, als er es ermöglicht, dass sie ein zusätzliches Jahr an einer anderen Universität bekommt, der Arbeitsort jedoch die alte Universität bleibt. Eventuell hat sie sich in all den Jahren eher als Wissenschaftsmanager erlebt, der den Arbeitskreis des Professors am Laufen hält und kann sich auch für die Zukunft nichts anderes vorstellen.

8.

Tanja Berg empfindet ihre Biographie vor allem bedingt durch ihren Sohn als Leben in zwei Welten. Die unterschiedlichen Anforderungen dieser wiegt sie gegeneinander ab.

Daher bleiben auch ihre Äußerungen über eine Professur als Ziel der Habilitation vage.

Eine Professur sieht sie nur als eine Möglichkeit unter vielen an. So würde sie ebenso eine Stelle im Mittelbau annehmen, um am bisherigen Ort bleiben zu können. Auch bei der Bewerbung um die C1-Stelle, deren Ziel die Habilitation und damit die Qualifikation für eine Professur ist, erlebt sie den Sohn als ausschlaggebend.

Möglich ist auch, dass sie eine wissenschaftliche Karriere als nicht planbar ansieht und sich nicht von Zufällen abhängig machen will. Daher könnte sie die festen Größen ihres Lebens wie den Sohn, die Heimatstadt und Heimatuniversität als Bezugspunkte und Orientierung ansehen, für die sie auch Abstriche in Kauf nimmt. Sie will keine Professur um jeden Preis bzw. der Preis dafür ist ihr zu hoch.

Schritt 5 Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte

(Schritt 4 Feinanalyse wurde bereits während Schritt 3 durchgeführt, da sie jederzeit erfolgen kann.)

In diesem Schritt fragen wir nun, welche Funktion hat die (gewählte)Präsentation der erzählten Lebensgeschichte für den Autobiographen und umgekehrt, welche biographischen Erfahrungen (erlebte Lebensgeschichte) haben zu dieser Präsentation geführt (vgl. Rosenthal 1996).

Aus der text- und thematischen Feldanalyse weiß ich, dass Tanja Berg ihre Lebensgeschichte als 'Kampf um die Karriere' präsentiert.

Viele Themen von Tanjas Darstellung können in das Feld der 'Kampf um die Karriere' eingeordnet werden, wie ich in der Zusammenfassung der text- und thematischen Feldanalyse dargestellt habe:

Es gibt konflikthafte Elemente, die sie argumentierend darstellt, wie die Zeit nach der Promotion und die Trennung vom Doktorvater, ihr Nachdenken über eine Ausreise aus der DDR, die Wende und ihre Parteimitgliedschaft bzw. die damit verbundene

Vergangenheitsbewältigung. Aber auch die geglückte Bewerbung auf die C1- Stelle und Prof. Y als Förderer werden als Themen argumentierend dargestellt. Womit sich hier ein eher widersprüchliches Verhältnis andeutet, dass den `Kampf um die Karriere´ sowohl fördert, als auch hemmt. Die durch die Koordinierung von Arbeit und Sohn bedingten Einschränkungen werden als Element des Feldes ebenfalls argumentativ dargestellt. In der Mischform Bericht/Argumentation werden dann Themen dargestellt, die für Tanja zwar auch problematisch sind, wahrscheinlich jedoch nicht in einem solchen Grad, wie die rein argumentativ dargestellten. Zu diesen Elementen, die sich eventuell mehr in der Mitte des Feldes der `Kampf um die Karriere´ befinden, (wenn man sich das Feld als Ganzes denkt, in dem es einerseits eher widersprüchliche Faktoren gibt und andererseits Aspekte, die nicht so konflikthaft sind, könnten die nachfolgend aufgeführten eher zwischen beiden stehen), gehören die Themen: Heirat und Scheidung, Bewerbung auf befristete C1- Stelle, Vorankommen an Habilitation und Entwicklung des Sohnes, Gründe für die nicht abgeschlossene Habilitation und Prof. Y als Förderer. Themen, die in der Darstellung von Tanja keinen Erklärungsbedarf zu haben scheinen, werden in der Textsorte des Berichtes dargestellt. Hier sind die Themen Schule, Studium, Promotion und die Geburt des Sohnes, das Alleinleben mit ihm und der Kontakt zu dessen Vater zu finden.

Tanja präsentiert ihre Lebensgeschichte weitgehend sachlich argumentativ und/oder berichtend. Größtenteils stellt sie damit die Gegenwartsperspektive in ihrem Darstellungsinteresse in den Vordergrund. Es kann vermutet werden, dass diese Präsentation aus heutiger Sicht und die Selbstdarstellung als Kämpferin um die Karriere für sie eine entlastende Funktion hat. Zum einen muss sie sich dadurch nicht dem Erinnerungsstrom an vergangene Erlebnisse überlassen, die für sie unangenehm sein könnten. So wird die Parteimitgliedschaft und die damit nach der Wende verbundene Vergangenheitsbewältigung nur kurz angerissen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es etwas gibt, das sie nicht thematisieren möchte bzw. dass nicht im Interesse ihrer Darstellung ist.

Die sachliche Darstellung, die keine Erzählung zulässt, kann auch als eine Art Schutzmechanismus gelesen werden, die verhindert, dass vergangene Verletzungserfahrungen oder auch schuldhaft Verstrickungen wieder aufbrechen. Durch die zahlreichen Argumentationen präsentiert sich Tanja ebenfalls als Jemand, der einen hohen (Er)klärungsbedarf zur eigenen Lebensgeschichte hat. Andererseits wäre es aber auch möglich, dass durch die vielen Begründungen die wirkliche Geschichte `dahinter´ verdeckt wird, die eine Erzählung eventuell eher zu Tage gefördert hätte.

Auf der erlebten Ebene gibt es folgende Erlebnisstränge:

Tanja erlebt ihre Familie als starker Verband, der ihr als Kind Geborgenheit und Wärme gab. Auch in schwierigen Situationen hält die Familie zusammen (‘Wir haben das Beste daraus gemacht’). So entwickelt sich bei Tanja ein ‘Wir-Gefühl’, dem auch die Sanktionen der DDR-Gesellschaft nichts anhaben können. Wahrscheinlich hat sie ihre Eltern so erlebt, dass sie ihr ‘Wurzeln und Flügel’ mitgegeben haben. Ihr Vater wird als mitausschlaggebend für ihr naturwissenschaftliches Interesse erlebt. Bei der inzwischen verwitweten Mutter überwiegt Tanjas gegenwärtiges Erleben. Sie hat eine sehr große Bedeutung bei der Betreuung des Sohnes. Eventuell erlebt Tanja sie als eine Art Ersatz für den dazu fehlenden Partner.

Die sportliche Betätigung stellt einen weiteren Erlebnisstrang in Tanjas Leben dar. Schon als Kind erlebt Tanja diesen in der Gemeinschaft. Sie wächst nahezu selbstverständlich in diese Familientradition hinein. Auch im Sport erlebt sie ein starkes ‘Wir-Gefühl’. Teil einer Gruppe zu sein wird, wie in der Familie, als wichtiges und prägendes Erlebnis empfunden. Auch in späteren Jahren wird Sport von ihr als Teil ihres Lebens gesehen, wenngleich sie sich nach dem Abitur nicht für ein Sportstudium entscheidet, sondern diesen in der Freizeit weiter betreibt.

Das Durchleben von schwierigen und mühsamen Zeiten gehört zu Tanjas Erlebniswelt. So scheint es für sie nach der Promotion keinen Ort zu geben, an dem sie ihrer Forschung innovativ nachgehen kann. Sie leidet unter den stagnierten Verhältnissen der letzten DDR-Jahre. Ihren Doktorvater erlebt sie als aufs Altenteil zurückgezogen, eine Alternative an einer anderen Hochschule existiert nicht. Diesen Zustand der Erstarrung kann Tanja nicht ertragen. Sie trennt sich vom Doktorvater, gründet eine eigene Arbeitsgruppe, deren Arbeit sie jedoch in den alten Verhältnissen weiterhin als mühsam empfindet.

So scheint sie sich fast ins Privatleben zurückzuziehen, indem sie einen Kollegen heiratet, eventuell existiert für sie keine klare Trennung zwischen Arbeit und Privatleben. Als die Ehe scheitert, wofür Tanja die Schwiegermutter als Grund empfindet, kann sie das mit dem gleichzeitigen Erleben der Wende möglicherweise als doppelte Verletzungserfahrung oder Verunsicherung erleben. Denkbar wäre aber auch, dass sie sich in beiderlei Hinsicht befreit fühlt (‘mein eigenes Leben dann sozusagen dann aufgebaut’).

Zu dem Erlebnisstrang, dass Tanja sich teilweise fast als zur DDR widerständig erlebt (Vater selbständig, sie kann nicht im Ausland studieren, Trennung vom Doktorvater, unklare Äußerungen zum ‘Überspringen’), kommt aber auch, dass sie sich nach der Wende als Jemanden empfindet, der etwas Ernsthaftes in Bezug auf DDR-Vergangenheit zu bewältigen

hat. Was sie damit außer ihrer Parteimitgliedschaft, die jedoch noch nicht zwingend für eine schuldhafte Verstrickung spricht, meint, bleibt unklar. Hier scheint es in Bezug auf das erlebte Leben von Tanja etwas Ambivalentes zu geben.

Zu Tanjas Erleben gehört untrennbar der Sohn, den sie als Wunschkind empfindet. Andererseits scheint es aber auch ihr Wunsch gewesen zu sein, dass er nicht unehelich zur Welt kommt, da sie diesen Umstand betont. Eventuell drückt sich hier eine Sehnsucht nach einer intakten Familie aus, wie sie sie als Kind erlebt hatte.

Durch die Feinanalyse hat sich hier ergeben, dass Tanja bedingt durch ihren Sohn ihre Biographie als Leben in zwei Welten empfindet.

Unter diesem Aspekt muss ich meine bisherige Hypothese der Präsentation unter dem Motto 'Der Kampf um die Karriere' überdenken.

Wechsel der Darstellungsperspektive

Wollte man das erlebte unter einer bestimmten Perspektive zusammenfassen, so wird bis zur Wende bzw. zur Geburt des Sohnes alles unter dem Blickwinkel 'Kampf um die wissenschaftliche Karriere' dargestellt und danach scheinen sich Tanjas Wertigkeiten so zu verschieben, dass sie für eine Professur Veränderungen nicht unbedingt in Kauf nehmen möchte.

Wie wäre die Differenz zwischen erlebter und erzählter Ebene zu beschreiben?

Tanja präsentiert ihre Lebenserzählung auf der erzählten Ebene als 'Kampf um die Karriere'. Auf der erlebten Ebene empfindet sie ihre Biographie jedoch als 'Leben in zwei Welten'. Um diese Ambivalenz zu heilen, muss sie ihre Geschichte jedoch als Karrierekampf präsentieren. Somit erklärt sich die Funktion ihrer Präsentation. Diese Präsentation ist aber zugleich auch Produkt der erlebten Lebensgeschichte. Wahrscheinlich hat sie die Erfahrung gemacht, dass sie so tun muss, als ob es leicht wäre, mit Kind und alleinerziehend zu habilitieren. Ihre Präsentation ist damit auch Produkt ihres beruflichen Settings der Wissenschaft, indem es darum geht, alles der Wissenschaft unterzuordnen und für die Karriere alles zu tun.

Schritt 6 Typenbildung

Im Gang der Interpretation hat sich herausgestellt, dass der Fall Tanja Berg für den Typus 'Leben in 2 Welten' steht.

Im nächsten Kapitel werde ich die Ergebnisse der biographischen Fallrekonstruktionen von Analyseebene Eins auf einer zweiten Analyseebene nun durch die Brille des Bourdieuschen Analyserasters betrachten.

Kapitel 5: Analyseebene II - Gesellschaftstheoretische Einbettung der Forschungsergebnisse in den Kontext der Bourdieuschen Theorie

Im Theoriekapitel habe ich mich bereits mit dem Bourdieuschen Werk auseinandergesetzt. In diesem Kapitel geht es auf einer zweiten Analyseebene nochmals um die Arbeit an den Interviews. Um die Komplexität und die spezielle Herangehensweise des französischen Soziologen jedoch nochmals zu verdeutlichen, dient als Einleitung in Analyseebene II vorab ein Rückgriff auf Bourdieus 'männlicher Herrschaft'. Dabei soll nochmals deutlich gemacht werden, dass sein Werk nicht unumstritten ist und in seiner Rezeption mitunter erheblich von seinen eigenen Intentionen abweicht. Ich wähle dieses Vorgehen auch, weil Geschlechterforschung immer mit der Prämisse antritt, die ausgetretenen Pfade (rein männlicher) wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung neu und anders zu gehen.

Im zweiten Kapitel habe ich mich ausführlich mit Bourdieus Thesen zur Habitus Theorie, insbesondere zum Verhältnis von Habitus und Geschlecht bzw. Habitus und Feld auseinandergesetzt. Bourdieus Aufsatz 'Die männliche Herrschaft' stammt dabei aus dem Jahr 1990 und ist 1997 in Deutschland erschienen (Bourdieu 1997a)⁷⁰. Die überarbeitete Buchform wurde in Frankreich 1998 veröffentlicht (Bourdieu 1998b). Die deutsche Übersetzung erschien erst 2005. Ich beziehe mich hier auf einen in den 'Feministischen Studien' erschienenen Ausschnitt der Kontroversen, die das Buch ausgelöst hat (Kontroversen 2002). So äußert sich u.a. die Soziologin Beate KRAIS dahingehend, dass Bourdieu in der zweiten Fassung Streichungen und Ergänzungen vornimmt. Neu an der Buchfassung ist ein 'Postskriptum über die Herrschaft und die Liebe' und ebenso das Kapitel 'Konstanz und Wandel', in dem das frühere Kapitel über Frauen als Objekt aufgegangen ist. Bourdieu selbst erörtert „Veränderungen hinsichtlich der Lage der Frauen, die dazu beitragen können, die Doxa der männlichen Herrschaft zu brechen. Er nimmt also einen wichtigen Punkt der Kritik an seinem früheren Text auf, betont aber gleichwohl die Konstanz in und durch den Wandel.“

(Kontroversen 2002, S.294)

Mit Beate KRAIS ändert sich die zentrale Argumentationskonstruktion auch in der zweiten Fassung der 'männlichen Herrschaft' nicht, da Bourdieu sich nach wie vor auf das Beispiel der

⁷⁰ Im gleichen Jahr erschien eine Art 'Revisiting' des Aufsatzes (Bourdieu 1997b)

Kabylen stützt. Die Kabylei wird laut Kraus durch Hinzufügen bibliographischer Verweise auf amerikanische Quellen 'modernisiert', was aber den Eindruck eines geschlossenen und hermetischen Systems der sozialen Geschlechterordnung verstärkte. Gegen eine solche Funktionsweise sozialer Praxis mit festen Strukturen und unveränderbaren Regeln habe Bourdieu aber immer gekämpft (Kontroversen 2002, S.295).

Pierre Bourdieu selbst antwortet darauf u.a.:

„Es ist auch bequemer, zu ignorieren, dass die sozialen Strukturen, so wie sie sind und so wie ich sie beschreibe, sich nicht 'mechanisch' reproduzieren, wie man mir unterstellt, sondern ganz im Gegenteil über Strategien, die ihren Ursprung zum Teil in den Strukturen haben, und dies selbst dann, wenn sie diese Strukturen transformieren oder umwälzen wollen. Das heißt, dass ich mich bemühe, der Alternative zwischen statisch und dynamisch zu entgehen, in die man meine Arbeit einzwängen will ... und stattdessen die wirkliche Logik von Strukturen (vor allem die der Felder) zu rekonstruieren, die ihrer eigenen Dynamik zu Grunde liegen.“ (Kontroversen 2002, S.299)

Von Soziologinnen wird Bourdieu in Bezug auf die 'Männliche Herrschaft' auch vorgeworfen, dass er die Geschlechterhierarchie nicht genügend differenziert im Gegensatz zur Kategorie Klasse (Heyd 2002, S.99). Die norwegische Literaturprofessorin Toril MOI hatte darauf schon früh verwiesen und Bourdieus Feldtheorie um die Kategorie Geschlecht erweitert (Heyd, ebd.). Bei Moi hat die Kategorie Geschlecht dieselbe tiefgreifende Bedeutung, wie bei Bourdieu die der Klasse.⁷¹

Noch in den 'Feinen Unterschieden' analysiert Bourdieu:

„Die geschlechtsspezifischen Merkmale sind ebenso wenig von den klassenspezifischen zu isolieren wie das Gelbe der Zitrone von ihrem sauren Geschmack: eine Klasse definiert sich wesentlich auch durch Stellung und Wert, welche sie den beiden Geschlechtern und deren gesellschaftlich ausgebildeten Einstellungen einräumt. Darin liegt begründet, warum es ebenso viele Spielarten der Verwirklichung von Weiblichkeit gibt, wie Klassen und Klassenfraktionen, und warum die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern auf der Ebene der Praxis wie der Vorstellungen innerhalb der verschiedenen Gesellschaftsklassen höchst unterschiedliche Auswirkungen annimmt.“ (Bourdieu 1987b, S. 185)

⁷¹ Bei Toril Moi korrespondiert weibliches Geschlecht als negatives symbolisches Kapital, mit dem jeweiligen Feld und im Zusammenhang mit anderen Faktoren in unterschiedlicher Ausprägung. Der negative Sinn weiblicher Geschlechtszuschreibung nimmt bei ihr proportional zur Anhäufung von anderem Kapital, wie Bildung und sozialem Kapital ab (vgl. Heyd 2002, S.99f.). Siehe dazu auch Toril Moïs Untersuchung über Bourdieu: Appropriating Bourdieu: Feminist Theory und Pierre Bourdieu's Sociologie of Culture, in : New Literary History 22 (1991), S.1017-1049 sowie: Controverses autour du livre *La domination masculine*, in: Travail, Genre et Societes 1 1999, S.201-234

Diese Literaturangaben stammen aus Kroll 2002. Die Untersuchung über Bourdieu liegt bislang nicht auf Deutsch vor. Die Kontroverse ist in den Feministischen Studien 02/2002, wie oben erwähnt, erschienen, leider wahrscheinlich aus Platzmangel ohne den Beitrag von Toril Moi.

Von den vielen `Spielarten der Verwirklichung von Weiblichkeit´ ist in der `Männlichen Herrschaft´ nichts zu finden. So unterstellt er allen Frauen einen `Anerkennungshabitus´ und allen Männern einen `Herrschaftshabitus´.

Letzteres ist m.E. auch bei der nun folgenden Betrachtung der beiden empirischen Fälle durch das Analyseraster des Bourdieuschen Theoriegebäudes zu beachten.

Um die Intention von Analyseebene zwei auch im Unterschied zur ersten Analyseebene noch klarer zu verdeutlichen, soll ebenfalls auf die Arbeiten von Steffani Engler zurückgegriffen werden. Sie kommt in ihrer Habilitationsschrift zu dem Ergebnis, dass die wissenschaftliche Persönlichkeit letztendlich ein Feldeffekt ist (vgl. Engler 2001). Im umfassenden Theorieteil der Arbeit geht sie u.a. der Frage nach, welches Subjektverständnis einer Biographieforschung zugrunde liegt, die

„beansprucht, soziale Wirklichkeit aus der Perspektive der handelnden Subjekte in den Blick zu nehmen.“ (Engler 2001, S.23)

Diese Frage stelle sich, weil Begriffe, die sich auf jenes Subjekt beziehen, mit jener Selbstverständlichkeit verwendet würden, die impliziere, dass alle wüssten, wovon die Rede sei. Andererseits würde das Subjektverständnis die Betrachtungsweise und damit die Interpretation von biographischen Erzählungen bestimmen. Engler nutzt die Diskussion um das Subjektverständnis, um Erkenntnismöglichkeiten aber auch Grenzen der Analysen biographischer Erzählungen aufzuzeigen. (vgl. ebd.). Hierzu dient ihr Fritz SCHÜTZE als bekannter Vertreter der deutschen Biographieforschung und charakterisiert die von ihm vertretene Richtung als solche, die anhand erzählter Lebensgeschichte herauszufinden suche, wie das Leben wirklich war. (Die damit meiner Meinung nach angesprochene Debatte um die von Heinz Bude geäußerte `Homologie-These´ (vgl. Bude 1985), sprich die an Schütze und seine Vertreter gerichtete Kritik der unterstellten Homologie von Erzähltem und Erlebten, soll hier nicht aufgerollt werden, da sie an anderer Stelle ausreichend nachgelesen werden kann. vgl. u.a. Fischer-Rosenthal u. Rosenthal 1997; siehe dazu auch Methodenkapitel). Engler will an Schützes Modell `nicht explizierte Vorannahmen´ erhellen, die sie im Zusammenhang mit dem Subjektverständnis sieht (vgl. Engler 2001, S.23f.). Das Hauptproblem an Schützes Modell ist für sie das implizite Subjektverständnis, welches nach ihrer Auffassung die Erzähltheorie, wie auch die Interpretationen durchzieht , die sich an das Modell von Fritz Schütze anlehnen. In Bezug auf Bourdieus `Biographische Illusion´ (Bourdieu 1990b) kritisiert Steffani Engler Schützes Intention, innere Haltungen, die Erzähler während des Interviews einnahmen, aus autobiographischen Erzählungen herausfiltrieren zu wollen und damit biographische Prozessstrukturen des Lebenslaufs erkennen zu wollen. So würde unterstellt, dass die

Rekonstruktion des Erlebens im Verlauf der erzählten Zeit möglich wäre (vgl. Engler 2001, S. 24).

Im Theoriekapitel habe ich dargestellt, warum Bourdieu die Erforschung von Lebensgeschichten als biographische Illusion bezeichnet.

Daher sei hier nur exemplarisch darauf verwiesen, dass u. a. die Soziologen Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal Bourdieus Kritik als 'in völliger Unkenntnis der soziologischen Biographieforschung' (vgl. Rosenthal/Fischer-Rosenthal 1997, S. 137) geschrieben bezeichnen. Letzteres hat m.E. auch daher seinen Ursprung, dass Bourdieu die von ihm stark kritisierte (deutsche) Biographieforschung und die von ihm eher vertretene (französische) Lebenslaufforschung nicht klar trennt (vgl. u.a. Bourdieu 1990b).

Der zweite Analyseebene meiner Arbeit soll nicht dazu dienen bzw. daher begründet werden, dass ich mich der von Pierre Bourdieu geäußerten Kritik an der Biographieforschung anschließe. Mir geht es mehr um ein sowohl als auch. Einerseits geht es mir um die biographische Analyse der Subjekte und andererseits möchte ich auch mit den Bourdieuschen 'Augen' auf die Interviews sehen. Davon verspreche ich mir einen Erkenntniszugewinn, gerade was die Machtverhältnisse und den von den Frauen benötigten oder angeeigneten Habitus im Feld der Wissenschaft anbetrifft.

Dass ich dabei nicht immer mit Bourdieus These des Anerkennungshabitus der Frauen konform gehe, wird sich im Folgenden zeigen.

Engler kritisiert Schütze auch dahingehend, dass sie sein dynamisches Subjektverständnis nachzeichnet, wonach Entwicklungen und Wandlungen verzeichnet werden können bzw. äußere Faktoren identifiziert werden können, die in der Innenwelt Entwicklungen auslösen. Damit ist ihrer Ansicht nach das Subjektive, Individuelle bei Schütze immer schon da. Jedoch würde der Zusammenhang, wie Subjektivität entsteht und welche Rolle soziale Verhältnisse dabei spielen und wie es dazu kommt, dass verschiedene Individuen unterschiedliche Subjektivität haben nicht einmal als Frage formuliert. Subjektivität würde als menschliche Natur angesehen (Vgl. Engler 2001, S.43 ff.) . Dagegen setzt Steffani Engler Bourdieus Theoriegebäude, der vorkonstruierte Vorannahmen fallen lässt und soziale Felder und ihre Bedingungen einbezieht, um Individuen zu verstehen.

Meines Erachtens lässt die Schützes Methode die Bedingungen des jeweiligen Feldes nicht gänzlich unbeachtet, da eine Kodierung bzw. Analyse nach Schütze auch nur möglich ist, wenn ein Vorwissen über historische und gesellschaftliche Zusammenhänge des jeweiligen Themas vorhanden ist bzw. genutzt wird.

Explizit äußert sich Schütze dazu jedoch meines Wissens nach nicht, jedoch u.a. Rosenthal/Fischer Rosenthal, die seine Methode erweitert haben,

„Die hypothetische Konstruktion eines Lebens in einer konkreten Gesellschaft und historischen Situation erfordert teilweise erhebliche Hintergrundkenntnisse. Je präziser die allgemeinen Kenntnisse über die infrage stehende Gesellschaft, über die historischen Abläufe und über entwicklungspsychologische Dynamiken sind, desto genauer sind die Hintergrundkonstruktionen, vor denen sich die Fallstrukturen abzeichnen.“ (Rosenthal/Fischer-Rosenthal 1997, S.152).

Ebenso gehe ich nicht davon aus, dass allein Bourdieu darüber nachdenkt, welche Rolle der Forschende im Interpretationsprozess einnimmt, sondern sich ebenso BiographieforscherInnen darüber Gedanken machen.

„Freilich kann ein direkter Zusammenhang zwischen dem bei Schütze identifizierten Subjektverständnis und der Inanspruchnahme eines unmittelbaren Verstehens nicht nachgewiesen werden, schon deshalb nicht, weil bei ihm keinerlei theoretische Überlegungen dazu angestellt werden, die sich darauf beziehen, wie verstanden wird. Trotz dieser Einschränkung ist nicht zu übersehen, dass mit dem Subjektverständnis ein Verstehen korrespondiert, das die Forschenden in einem ungedachten Zustand belässt und ihnen somit gleichzeitig einen neutralen, souveränen Standpunkt zubilligt.“ (Engler 2001, S.103).

Zur Frage: *Wie* verstanden wird, sind Bourdieus Analysen hilfreich.

Wie ist also Verstehen im Anschluss an Bourdieu Verstehen zu verstehen?

Mit Steffani Engler gehe ich davon aus, dass

„bei Bourdieu eine Suche nach methodischen Regeln und Vorschriften, was die Erhebung und Auswertung von biographischen Erzählungen betrifft, reine Zeitverschwendung (wäre). Die methodische Strenge, die Bourdieus Arbeiten durchzieht, lässt sich nicht in zu befolgende Regeln und Vorschriften fassen. An die Stelle von Methodenüberlegungen treten praktische Überlegungen, die an theoretische Reflexionen gebunden sind“ (Engler 2001, S.101

Folgt man der Englerschen Argumentation, besteht zwischen dem erhobenen Anspruch, der Biographieforschung um Fritz Schütze, die soziale Wirklichkeit aus der Perspektive von Subjekten in den Blick zu nehmen und der Realisierung dieses Anspruchs ein methodologisches Vakuum, welches durch Auswertungsschritte nicht gefüllt werden kann (vgl. ebd. S.104):

„So bleibt der Verstehensprozess im Dunkeln, und die Schlussstrophe der Dreigroschenoper von Brecht lautet `die im Dunkeln sieht man nicht´ Das Subjektverständnis, kombiniert mit einem Verstehen, das unverstanden ist, ist darauf angewiesen die Wahrnehmungs -und Bewertungsschemata der SozialforscherInnen zu nutzen, um biographische Erzählungen zu interpretieren. Der eigene Standpunkt und die damit verbundenen Denkweise wird zum Allgemeinen erklärt. Vergessen wird, dass dieser „souveräne Standpunkt nirgends leichter bezogen werden kann als von den besseren Plätzen des sozialen

Raumes, von denen aus sich die Sozialwelt wie ein von ferne und von oben herab betrachtetes Schauspiel, wie eine *Vorstellung* darbietet“ (Bourdieu 1987, S. 53).“ (Engler 2001, S.104)

Intention meiner Arbeit ist nicht die strenge Abgrenzung von Bourdieu zu Schütze, sondern wie bereits erwähnt, soll unter Nutzung der Ergebnisse von Analyseebene eins auf Analyseebene zwei nochmals von einer anderen als der biographischen Perspektive auf die Interviews geschaut werden, wozu ich die Bourdieusche Theorie des sozialen Raumes bzw. des Habitus nutze.⁷² Daher verfolge ich die Diskussion um die Rolle des Forschers hier nicht weiter, sondern beschränke mich darauf, kurz darzulegen, wie Bourdieu Verstehen versteht.

Verstehen bei Bourdieu

Hier schließe ich mich der Auffassung von Steffani Engler an, dass Bourdieus Analysen auf das Verstehen sozialer Praxis der Akteurinnen zielt (vgl. Engler 2001, S.119)

„Sein soziologisches Denken sowie die von ihm entwickelten Mittel zur Erkenntnis beziehen sich daher nicht auf eine wie auch immer konstruierte Innenwelt von Subjekten, also kann auf eine solche auch nicht bei der Interpretation von berufsbiographischen Erzählungen Bezug genommen werden. Ein Vordringen in die inneren unergründlichen Tiefen des Subjekts gibt es ebenso wenig wie bei Luhmann, ...“ (Engler 2001, S.119)

Damit würde sich eine Verbindung von Analyseebene 1, die Engler mit der von ihr dargestellten Schützeschen Vorannahme einer Innenwelt gleichstellen würde und Analyseebene 2, die mit Bourdieu die soziale Praxis der Akteure zu untersuchen hätte, ausschließen. Dem möchte ich insofern widersprechen, dass ich die unter Analyseebene 1 erzielten Ergebnisse nicht für eine `Biographische Illusion´ halte, bei deren zustande kommen ich mir meiner Rolle als Forscherin durchaus bewusst war⁷³. Außerdem halte ich es nicht für ausgeschlossen, sogenannte `innerweltliche´ Prozesse mit denen der Außenwelt bzw. sozialen Praxis zu kombinieren.

Wie ist nun Bourdieus Auffassung von `Verstehen´?

„Bourdieu denkt Verstehen nicht als ein neutrales, machtfreies Geschehen, und daran liegt m.E. das, was das soziologische Verstehen Bourdieus kennzeichnet und von anderen Verfahren unterscheidet (Engler 2001, S.122).

Mit Engler sind in der Hermeneutik Bourdieus zwei Sachen verbunden:

⁷² Das es für diesen zweiten Analyseschritt keine methodische Anleitung geben kann, wurde im vorangegangenen Text mit den Ausführungen von Steffani Engler deutlich gemacht.

⁷³ Da meine Untersuchung sich mit dem Feld der Wissenschaft beschäftigt, sind die Unterschiede zwischen mir als Doktorandin und den befragten Frauen als Habilitandinnen eher umgekehrt, als bei Bourdieu moniert wird, der den Forscher auf den besseren Plätzen des Sozialraumes sieht, wie er im `Sozialen Sinn´ (Bourdieu 1987a, S.53) darstellt.

- a) der Bruch mit dem eigenen (fernen Standpunkt) bei gleichzeitiger Beibehaltung der Erkenntnismittel, die sowohl diesen Bruch als auch einen objektivierenden Blick ermöglichen
- b) dies ist die Voraussetzung, um eine Nähe zu den Befragten herzustellen, die bedingt, sich gedanklich in die Lage zu versetzen, sich an den sozialen Ort zu begeben, um die Konstrukte zu verstehen, mit denen die Befragten ihre soziale Welt interpretieren (Engler 2001, S.121).

So bedeutet Verstehen hier Ferne und Nähe zu verbinden (ebd.)

Bourdieu's Intention dabei ist es, Machtverhältnisse sichtbar zu machen. So begreift er die Interviewsituation und „den Verstehensprozess nicht als machtfreies Geschehen (...) seine Denkanstrengungen (sind darauf) gerichtet, das Machtverhältnis zwischen Wissenschaftler und Gegenstand zu kontrollieren und somit jene symbolische Gewalt zu verhindern, die sich in Interpretationen darin zeigen, dass die Interpreten besser als die Befragten wissen, was diesen bewusst oder unbewusst ist, was sinnvoll und sinnlos ist etc. Ein solches Verstehen kommt einem (Herrschen) mit den Waffen der Wissenschaft gleich“ (Bourdieu 1988, S.51).“ (Engler 2001, S.122)

Nach diesen einführenden Erläuterungen zur Intention von Analyseebene II schaue ich nun durch die Bourdieusche Brille auf die Interviews.

I. Bourdieus Theorie und die Biographien

Zum einen habe ich Petra Weiß, die eine `Bilderbuchkarriere´ präsentiert, zum anderen Tanja Berg als `Kämpferin um die Karriere´, jedoch in zwei Welten lebend.

Beide Frauen stellen Eckpunkte dar, wie Frauen zu Mitspielerinnen in der Wissenschaft werden. Beide stehen für unterschiedliche Pole auf einer variantenreichen Skala (bzw. für die `Feinen Unterschiede´ innerhalb der Kategorie `Geschlecht´, die jedoch nicht in gleichem Maß Bourdieus Thema sind, wie die Unterschiede innerhalb der Kategorie der `Klasse´; siehe Theoriekapitel)

Wie lässt sich der Habitus der beiden Frauen beschreiben?

Geht man mit Bourdieu davon aus, dass der Habitus den Spielsinn für die Anforderungen eines bestimmten Feldes darstellt, so muss der Habitus der Frauen dahingehend untersucht werden, wie die Frauen die Regeln des männlich dominierten Wissenschaftsbetriebes anerkennen bzw. abändern.

Bedeutet Anerkennung der Regeln dann auch Anerkennung der `männlichen Herrschaft´ und damit Ausbildung eines `Anerkennungshabitus´ ?

Kann für den Fall des Versuchs der Abänderung von Regeln des wissenschaftlichen Feldes eventuell von einer Mischform zwischen weiblichem Anerkennungshabitus und männlichem Herrschaftshabitus gesprochen werden bzw. wie wären Differenzierungen innerhalb des weiblichen Habitus zu beschreiben?

Zur Verdeutlichung dessen, dass Bourdieu hierzu keine Ausführungen macht, soll noch einmal Beate Kraus zitiert werden: „Was in dem Text nicht enthalten ist, sind die Existenzbedingungen, die Praktiken, die Sichtweisen und die Kämpfe der Frauen von heute, in Frankreich, wie in Deutschland oder anderswo, wie auch die Vielfältigkeit dieser Bedingungen, Praktiken ect.“ (Kontroversen, S.293)

Unumstritten ist aber der Habitus ein `leistungsfähiges Analyseinstrument`:

„Der Habitus, sagt er, ist das Produkt der Lebensgeschichte des Akteurs, er ist durch die Existenzbedingungen und die frühen Erfahrungen geformt worden und trägt deren zugleich unauslöschliche wie wirksame Spuren hinein in die Gegenwart.“(ebd.)

Ich denke, es ist günstig zuerst zu analysieren, welchen Habitus die Frauen ausgebildet haben und dann zu fragen, wie die Frauen die von Bourdieu beschriebenen Regeln des wissenschaftlichen Feldes (siehe: Theoriekapitel) anerkennen bzw. versuchen abzuändern. Dann kann der Frage nachgegangen werden, ob die Frauen einen weiblichen Anerkennungshabitus ausgebildet haben.

Petra Weiß

Petra Weiß entstammt einem familiären Sozialisationsmilieu, in dem die traditionelle Rollenverteilung von erwerbstätigem Vater und für die Familienarbeit zuständiger Mutter sie geradezu prädestiniert dafür, ebenfalls einen weiblichen Anerkennungshabitus auszubilden. Sie unterwirft sich dem jedoch nicht, sondern rebelliert gegen männliche Machtstrukturen in Form ihres Vaters, indem sie gegen dessen `männliche Herrschaft` aufbegehrt. Daraus entwickelt sich eine Haltung bzw. ein Habitus dahingehend, stets beweisen zu wollen, dass sie als Frau genauso gut ist wie ein Mann.

Im Weiteren wäre auch zu fragen, ob sie damit einen Anerkennungshabitus entwickelt, wenn der männliche Habitus ihr als Vorbild dient?

Verläuft ihre Karriere nach den von Bourdieu beschriebenen Regeln des wissenschaftlichen Feldes?

Als Eintrittskarte in das Feld der Universität nennt Bourdieu den Nepotismus:

„ Als regelrechte Gebühr zur Aufnahme in die Gruppe erscheint der sogenannte `Corpsgeist´, ..., das heißt die gewissermaßen instinktive Anerkennung alles dessen, was den Bestand der Gruppe ausmacht – ihre Identität, ihre Wahrheit – anschaulich wird – dasjenige, was diese Art extrem selektiver Clubs am nachdrücklichsten abverlangen, sich nicht auf der Schule lernen lässt, sondern, unter Voraussetzungen früherer und anderenorts gemachter Erfahrungen dem Körper in Form von dauerhaften Dispositionen eingeschrieben ist“ (Bourdieu 1988, S.111).

Hat Petra Weiß den `Korpsgeist´ ihrer Gruppe verinnerlicht? Erkennt sie alle Regeln an, die den Bestand ihrer Gruppe ausmachen? Bourdieu betont, dass sich das, was zur Aufnahme in den `Club´ notwendig ist, nicht in der Schule lernen lässt, sondern kurz gesagt, durch andere Erfahrungen bereits in den Körper eingeschrieben ist. Petras Vater ist Akademiker. Nachdem sie gegen seinen Widerstand zur EOS geht, unterwirft er ihre dortigen Arbeiten schon frühzeitig strengen wissenschaftlichen Maßstäben. Was wissenschaftliches Arbeiten bedeutet, erfährt Petra Weiß schmerzlich, als der Vater ihre erste Arbeit als unsystematisch verreit.

Sie schreibt die Arbeit neu.

S.7/2-5

„und ich voller Stolz zeigte mein erstes wissenschaftliches Werk meinem Vater und er nahm es mir eigentlich vollkommen auseinander und äh ich war dann ganz enttäuscht und deprimiert, er hat das also dann systematisiert und ich hab das Ganze dann nochmal geschrieben und es war dann auch zur Zufriedenheit aller Beteiligten.“

Dass sie eine sich anschließende `Leerzeit´ für ein praktisches Jahr im Labor ihres Vaters zur Aneignung wissenschaftlicher Fertigkeiten nutzt, scheint dann für Petra Weiß schon selbstverständlich zu sein. (Sicherlich auch auf Rat ihres Vaters?) Sie beginnt hier schon, sich einen wissenschaftlichen Habitus anzueignen und hat gegenüber anderen Kommilitonen einen gewissen Vorlauf, auch wenn sie nicht Studienjahresbeste ist.

So verwundert es nicht, dass sie die von ihrem Professor angebotene Chance ergreift, bei ihm in der Freizeit wissenschaftlich zu arbeiten. So hat sie bereits im Studium einen Fuß in der Tür der Wissenschaft. Instinktiv weiß sie hier schon, dass die zusätzliche Tätigkeit ihr als Eintrittskarte in das wissenschaftliche Feld dienen kann. So wie Bourdieu davon ausgeht, dass sich das Wissen, das ein Spieler braucht, um in einem bestimmten Feld mitspielen zu können, nicht wie Schulwissen lernen lässt, sondern sich eher mit einer Art Glaube an eine `ursprüngliche illusio´ (vgl. Bourdieu 1988, S.110) bestimmter Inhalte und Werte dieses Feldes vergleichen lässt, so trägt Petra Weiß schon mit Beginn ihrer Tätigkeit bei Prof. Schwarz diesen `Glauben´ oder `Korpsgeist´ zumindest zum Teil in sich. Sie erkennt schon in diesem frühen

Stadium ihres Studiums u.a. an, dass es notwendig ist, auch in der Freizeit wissenschaftlich zu arbeiten, um sich in ein bestimmtes wissenschaftliches Gebiet vertiefen zu können.

S2/30-33

„Tja es ging dann weiter, bis ich mal ein sehr gutes Testat hatte bei Professor X., äh was also meine Weiterentwicklung entscheidend geprägt hat. Er fragte mich nämlich, das war also nach dem 5.Studiensemester, ob ich nicht Lust hätte, nach einem sehr guten Testat bei ihm Spektroskopie zu betreiben so in den Abendstunden, wenn eben äh der normale Studienplan abgearbeitet war. Und da sagte ich, ja, das würde ich machen.“

Hatte sie durch den Vater schon bestimmte wissenschaftliche Standards übernommen, hat sie nun durch Professor Schwarz eine andere Vaterfigur, der ihr jetzt die Spielregeln vorlebt. Noch ist Petra Weiß Studentin, sie kann sich ausprobieren, Regelverstöße oder (noch) nicht vorhandener wissenschaftlicher Habitus werden (noch) nicht geahndet, so kann sie unter Anleitung und Schutz des Professors in einen Habitus hineinwachsen, der sie auf dem späteren Berufsfeld der Wissenschaft als Mitspielerin bestehen lässt.

Den Erhalt der Gruppe beschreibt Bourdieu neben Nepotismus und gleichem Habitus auch über Reproduktionsmechanismen, in denen es um die Anhäufung von universitärem Kapital geht. Er spricht von ‚Macht über die Reproduktionsinstanzen‘:

„Universitäres Kapital erhält und behält, wer Positionen innehat, mit denen sich andere Positionen und deren Inhaber beherrschen lassen. Dazu zählen die Institutionen, denen die Kontrollen des Zugangs zur Körperschaft anvertraut sind, (Bourdieu 1988, S.149).

Petra Weiß hat als Habilitandin noch kein universitäres Kapital angehäuft, durch das sie andere Positionen beherrschen könnte. Oder doch in dem Sinn, dass sie in ihrer Position als Habilitandin Macht über StudentInnen, DiplomandInnen und DoktorandInnen ausüben kann? Dieses ändert sich aber ab dem Zeitpunkt, wo sie eine Professur innehat. Dann kann sie ihrerseits Einfluss nehmen.

Geht man davon aus, dass der Anteil von Frauen an Professuren immer noch weit unter dem der Männer liegt (bundesweit 2019 bei 26 Prozent (QUELLE: GESIS), ist die Macht an den Reproduktionsinstanzen zum großen Teil durch Männer bestimmt, so wie auch die Regeln dieses Feldes. Diese männlichen Regeln werden m.E. von Petra Weiß anerkannt bzw. eingehalten. Wahrscheinlich kann dieser Umstand neben ihrer Begabung mit als Grund dafür angesehen werden, dass sie bisher eine bruchlose und schnelle Karriere vorzuweisen hat. Man könnte sagen, sie hat (im Sinn dieser Regeln) alles richtig gemacht.

Zu fragen wäre in weiteren Untersuchungen auch, was geschieht mit Frauen ((und Männern) bzw. erkennen alle erfolgreichen Männer die Regeln an?), die die Regeln nicht anerkennen?

Wie groß müsste der Frauenanteil an den Professorinnen sein, um eine Änderung der Regeln durchzusetzen? Welcher Zeitraum wäre dazu nötig?

Würden Frauen andere Regeln wollen? Oder arbeiten Wissenschaftlerinnen an ihrer eigenen Unterdrückung durch die `männliche Herrschaft` (Bourdieu 1997a) mit, indem sie sich den von Männern gemachten Regeln des universitären Feldes unterwerfen und sie so stets aufs Neue ratifizieren? – Im Revisiting zu seinem Aufsatz `Die Männliche Herrschaft` geht Bourdieu davon aus, dass es einer symbolischen Revolution bedarf, die auch eine Transformation der Kategorien der Wahrnehmung beinhaltet, um den Kreislauf von Erkennen und Verkennen zu durchbrechen (Bourdieu 1997b), nur so können sich seiner Meinung nach die Spielregeln der Gesellschaft ändern, die sonst stets aufs Neue von den Akteuren reproduziert werden. Da die symbolische Revolution nicht Thema meiner Untersuchung ist, sondern m.E. ein fruchtbares Thema für ein eigenständiges Desiderat darstellt, gehe ich hier nicht weiter darauf ein.

Mit Bourdieu ist davon auszugehen, dass sich die Struktur des universitären Feldes den Akteuren in Gestalt einer Modellkarriere darstellt (Bourdieu 1988, S.153). Einzelne Etappenziele sind mit einem jeweils `richtigen` Zugangsalter gekoppelt. Damit kann ein Spielteilnehmer in Bezug auf das Feld Universität als jung oder alt eingestuft werden. Unabhängig davon, dass sich bei der biographischen Fallanalyse des Interviews mit Petra Weiß auf der erzählten Ebene die Selbstpräsentation einer `Bilderbuchkarriere` ergeben hat, kann auch aus den harten Daten ihres Lebenslaufs geschlossen werden, dass sie sich am Ideal der Modellkarriere orientiert bzw. dass es sich bei ihr um diesen nach wie vor als Idealfall geltenden Typus handelt. Petra Weiß schließt mit 25 Jahren ihr Diplom und mit 28 ihre Dissertation ab. Bereits im Alter von 35 Jahren beendet sie ihre Habilitation. Wenn mit Bourdieu das Fortkommen im universitären Feld als Kampf aller gegen alle beschrieben werden kann, in der die Wettkampfeinstellung als wesentlich angesehen wird und die Konkurrenten immer die Mitspieler auf gleicher (Qualifikations)höhe sind, kann Petra Weiß als Jemand angesehen werden, der das Rennen auf der Qualifikationsebene der Habilitation als `Sieger` abschließt. (Dabei sollte zwar beachtet werden, dass sie an ihrem Institut die einzige Habilitandin ist und insofern konkurrenzlos ist, trotzdem hat sie diese Qualifikationsstufe in der kürzesten Zeit absolviert und damit das Optimum erreicht.) Sie ist im Feld Universität als junge Spielteilnehmerin einzustufen.

Abgesehen davon, ob Frauen als Wettkämpfer anerkannt werden und ihnen das Prinzip gleicher Ehre zugesprochen wird oder nicht, sind sie dazu angehalten, die Regeln des Wettkampfs (vorab oder trotz ihrer Nichtanerkennung) anzuerkennen. Immer das Modell der idealen Universitätskarriere vor Augen, indem es nach einem rigiden Zeitplan, der keine Brüche und

Diskontinuitäten kennt, darum geht, möglichst schnell auf die nächst höhere Stufe der Hierarchie zu gelangen. Diese Modellkarriere ist letztlich an der männlichen Normalbiographie orientiert. Weibliche Lebenszusammenhänge, in denen es durchaus Brüche, Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche gibt (vgl. u.a. Dausien 1996), sind nicht mitgedacht bzw. kommen nicht vor.

Findet Machtausübung durch die Kunst des Wartenlassens statt?

Wie sieht es im Fall von Petra Weiß mit der von Pierre Bourdieu analysierten 'Kunst des Wartenlassens' aus, welche er als Strategie der Ranghöheren sieht, die „das Verhalten dessen bestimmt, der auf das Erwartete baut, immer wieder Hoffnungen zu wecken, aufrecht zu erhalten oder zu nähren.“ (Bourdieu 1988, S.156)?

Als Ranghöherer kann Prof. Schwarz gesehen werden, der jedoch nicht wie bei Bourdieu beschrieben, eine Art Schiedsrichterfunktion innehat, indem er innerhalb sekundärer Merkmale wie Alter, Geschlecht oder Absolvent angesehener Schulen zu sein, über Prioritäten und Rangordnungen wacht. Bei ihm ist Petra Weiß die konkurrenzlose Meisterschülerin, seine Nachfolgerin, die er frühzeitig im Studium ausgewählt hat, gefördert hat bis zur Habilitation und die nun nach seiner Emeritierung bereits seine Vorlesungen und Seminare hält. (Da Hausberufungen nicht möglich sind, muss sie sich nach Ablauf ihres Arbeitsvertrages jedoch an einer anderen Universität bewerben.) Insofern hat sie es einerseits leichter als andere gehabt, da sie nie mit anderen um die Gunst des Professors wetteifern musste, andererseits ist sie so den unmittelbaren Konkurrenzkampf nicht gewohnt.

Gibt es einen Einsatz der ganzen Person bei Petra Weiß?

Mitspieler im akademischen Feld mit dem Ziel der Akkumulation des Kapitals an akademischer Autorität zu sein, heißt nach Pierre Bourdieu auch, dieses unter Einsatz der ganzen Person zu tun (vgl. Bourdieu 1988, S.168). Damit ist die aufgewendete Zeit gemeint, die nötig ist, um das Geflecht an Einrichtungen zu kontrollieren, in und durch das Macht hervorgebracht wird. Damit geht auch eine ständige Präsenz einher, die Teilnahme an Tagungen und Kongressen, das Knüpfen von Netzwerken bzw. Erbringen von gegenseitigen Gefälligkeiten u.ä., um die eigene Position zu stützen.

Anhand einiger Interviewauszüge soll verdeutlicht werden, wie Petra Weiß den von Bourdieu beschriebenen 'Einsatz der ganzen Person' verinnerlicht hat:

S.28/25-44

I: Welchen Stellenwert hat die Habilitation in Ihrem Leben, also muss dafür vieles Andere zurückstehen oder (uv) gleichberechtigt Privatleben und vieles drumrum?

P: Na ja, das ist für mich nun sehr einfach, also äh für mich hat eigentlich der Job immer schon sehr stark den Vorrang gehabt. Und äh darum hat sich alles irgendwo integriert. Es war schon irgendwo immer der wesentliche Teil. Aber ich denke schon, dass ich also über der Arbeit nicht das Privatleben ganz liegen lassen. Aber es führt natürlich schon irgendwo dazu, dass man eben und das ist auch ganz natürlich, da ist man ganz natürlich reingewachsen, dass es für einen selbst so einen höheren Stellenwert hat, dass man vielleicht bei manchen Sachen sich sagt also (..) sich nur einen kleinen Freundeskreis leistet zum Beispiel oder eben, muss ich mir das Geplapper jetzt in der Kneipe schon wieder anhören oder mach ich lieber das, also man wird 'n bisschen Individualist dadurch. Hm und man sagt schon irgendwo (..) es ist der dominantere Punkt. Bei mir ja und momentan bin ich halt hab ich halt auch diese Meinung verinnerlicht, ich weiß, dass ich hier einen guten Arbeitsvertrag habe, der mir noch ein weiteres Jahr hier in X. erlaubt, dann weiß ich definitiv, ich muss diese Stadt verlassen, weil's also Hausberufung definitiv nicht gibt und äh mein Spektrum eigentlich dann irgendwo tja schon entweder deutschlandweit oder sogar international ich mir dann eine neue Stelle suchen muss. Ja. Und dann frag ich mich schon, ob ich irgendwo jetzt zum Beispiel 'ne engere Beziehung eingehe, wenn ich weiß, ich muss in 'nem Jahr das Land verlassen werde, weil sich eben doch zeigt, dass so was dann über kurz oder lang nicht funktioniert.

S.5/22-33

„Es gibt nämlich eigentlich nichts deprimierenderes, als wenn man irgendwo zwischen solchen Etappen in der Luft hängt und eigentlich nicht so richtig weiß, wie wird sich das Ganze arbeitsmäßig weiterentwickeln. Also ich muß schon irgendwo sagen, meine Arbeit nimmt einen sehr großen Teil meines Lebens ein und ähm, es ist für mich eigentlich gar nicht problematisch, ähm wenn ich am Wochenende was machen muss, dann mach's ich's halt. Da kommt mir natürlich dann auch wieder zu Gute, dass ich nicht auf Familie so stark Rücksicht nehmen muß, dass ich da nicht eingebunden bin. Ich kann eben sagen: So, ich pack jetzt meine Sachen und fahre zum nächsten postdoc oder für zwei Monate, mache dort meine Arbeiten an 'ner anderen Universität oder an 'ner anderen Einrichtung und es ist eigentlich alles mehr oder weniger oder primär davon abhängig, von mir und meinen Entscheidungen, da hängen eben keine anderen Leute mit dran, das macht es wesentlich leichter.

Petra Weiß lebt unter Einsatz ihrer ganzen Person und unter Anerkennung aller Regeln ihr Leben nach dem Motto: 'Wissenschaft als Lebensform'. Dass diese Lebensform eine am Männlichen orientierte ist, hat für sie den Preis des Verzichts auf Familie und Kinder. Als Mann müsste sie diesen Preis nicht zahlen, da hier das Motto 'Wissenschaft als Lebensform' eine Partnerin, die für die Reproduktionsarbeit zuständig ist, nicht ausschließt. Letztlich erkennt Petra Weiß die männlich dominierten Regeln der Macht an, was auch zur Ausbildung eines anerkennenden Habitus dieser Regeln führt.

Tanja Berg

Welchen Habitus bildet Tanja Berg aus?

Sie entstammt einem Sozialisationsmilieu, in dem Vater und Mutter erwerbstätig sind. In Tanjas Familie gibt es keine konservative Rollenverteilung, wonach die Mutter sich um die Kindererziehung kümmert und dafür ihren Beruf aufgibt, wie in Petras Familie. Die

Demonstration eines männlichen Machtmodells bzw. die strikte Trennung von öffentlichem männlichem Raum und weiblichem privatem bzw. häuslichem Raum erlebt Tanja nicht. Sie wächst in einer Familie auf, in der die Partner gleichberechtigt die Erziehungsarbeit zu leisten scheinen. Ebenso hat sie m.E. durch ihre berufstätige Mutter keinerlei Vorbild, einen weiblichen Anerkennungshabitus auszubilden.

Außerdem wird in Tanjas Familie sportliche Betätigung im Verein groß geschrieben. Sie wächst in diese Aktivität hinein, betreibt Leistungssport und arbeitet schon während der Schulzeit als Trainerin.

S. 17/11-23

„also wenn man wirklich äh richtig dabei ist, das entwickelt Stehvermögen, Durchhaltevermögen auf jeden Fall und och ne gewisse gesunde Portion Ehrgeiz, die mer braucht und das lernt mehr beim Sport. Also vor allen Dingen Stehvermögen sone Dine uv beim Sport. Und was ganz wichtig ist (..)ähm (..) die Einordnung oder sag mer mal die Einordnung in die Gruppe und das Ohr für die Anderen. Das lernt man da eben auch. Das lernt man wahrscheinlich nirgendwo besser, als wenn man irgendwo in so ner Gruppe drin steckt. Halt. Wo sagen se immer so – Teamfähigkeit, ist ja jetzt immer so´s Schlagwort überall. Das lernt man beim Sport und das überträgt sich dann überall hin. Das ist, das ist eigentlich gut. Man ist och off der Basis relativ schnell in der Lage (..) Kontakte zu andern Leuten zu knüpfen. Ich bin sicherlich nicht der Mensch der übersprudelt oder n Mensch der sofort auf der Strasse oder irgendwie jemand zu dem das innigste Verhältnis hat oder so aber man (..) lernt relativ gut schnell auch mit Leuten in ner fremden Umgebung Kontakt zu haben.“

Bei der Studienwahl überwiegt dann doch ihr naturwissenschaftliches Interesse, Sport soll weiter in der Freizeit betrieben werden.

So hat sie bis zum Beginn des Studiums einen Habitus ausgebildet, der durch eine Orientierung an partnerschaftlichen Beziehungen, Leistung, Disziplin, Wille zum Sieg, aber auch Fairness und Leben in Gruppenzusammenhängen geprägt ist.

Verläuft ihre Karriere nach den von Bourdieu beschriebenen Regeln des wissenschaftlichen Feldes?

Hat Tanja Berg den Nepotismus oder `Korpsgeist` ihrer Gruppe verinnerlicht? Eine nicht unwesentliche Rolle spielt hier meiner Meinung nach, dass sie ein Leben in der Gruppe mit dem notwendigen Einhalten von Spielregeln nicht zuletzt durch ihre sportliche Betätigung

gewöhnt ist. Ein 'aus der Reihe tanzen' ist in einer Sportgemeinschaft nicht drin. Auch hier glaubt man an eine 'ursprüngliche Illusio' (Bourdieu 1988) und hält sich an bestimmte Regeln. So ist es nachvollziehbar, dass Tanja als eine Art 'Gruppenmensch' den Übergang zum Studium gut bewältigt und keine Schwierigkeiten hat, mit anderen Kommilitonen in Kontakt zu treten. Von ihrem Habitus her ist sie es gewöhnt, Leistung zu bringen, hatte sie z.B. parallel zum Leistungssport ihr Abitur mit Eins bestanden. Daher ist sie auch den hohen Anforderungen und dem rigiden Zeitplan ihres naturwissenschaftlichen Studiums gewachsen.

Insofern wächst Tanja Berg ohne Probleme in die Gruppe ihres Fachs hinein. Die abverlangte Einhaltung und Anerkennung der Regeln dieses Feldes bereiten ihr keine Schwierigkeiten. Aber noch ist sie Studentin und kann insofern noch nicht als Spielteilnehmerin im Sinn einer Wissenschaftlerin gesehen werden.

Wie geht es weiter? Wie schafft Tanja Berg den Übergang zur Wissenschaftlerin? Wo ergeben sich Hinweise etc. aus ihrem Habitus heraus?

Tanja Berg stellt ihre Entscheidung für die Wissenschaft im Interview wie folgt dar:

6/37-42

I: Und wann kam dann der Wunsch also weiterzumachen, also in der Wissenschaft zu bleiben?

T: Das entwickelte sich eigentlich schon in den letzten zwei Studienjahren, weil mich das halt interessiert hat und man gesagt hat, wenn's euch halt interessiert, könnt ihr's machen. Da ist vielleicht ein Viertel bis ein Drittel von unserem Studienjahr ist dann hier geblieben, hat dann weitergemacht, ihre Doktorarbeit.

Im Gegensatz zu Petra Weiß gibt es bei Tanja kein besonderes 'Erweckungserlebnis', sie fällt keinem Professor besonders auf und erhält auch während des Studiums kein Angebot für einen Professor zu arbeiten. Insofern hat sie keinen Förderer und nimmt auch keine Sonderstellung ein. Sie schildert sich als eine unter vielen guten StudentInnen, denen die Möglichkeit angeboten wird, zu promovieren. Das würde wieder ihrem Habitus des Gruppenmenschen entsprechen. Teil ihres Habitus ist ebenfalls ihr Leistungswille, woraus sich u.a. ihr über Studium und Diplom hinausgehendes Interesse an wissenschaftlicher Arbeit ergeben kann.

1/18-24

Ähm (..) ja äh hatte dann die Möglichkeit hier weiter zu machen, eine befristete Assistentenstelle zu bekommen und habe (..) äh in vier Jahren meine Doktorarbeit gemacht ja das war es zusammen gefasst ähm, (..) dann vielleicht nach dem nach der Doktorarbeit äh hatte ich die Möglichkeit, nach dem ich mit recht gutem Ergebnis abgeschlossen hatte,

ähm (..) eine Stelle an der Universität zu bekommen und äh mit mit äh sag mal (..) mit der Möglichkeit eventuell eine Habilitation anzufertigen, ...

Tanja Berg gehört aufgrund der gezeigten Promotionsleistung auch weiter zu den Besten. Unter den Ersten zu sein und Höchstleistungen zu bringen, ist Teil ihres Habitus. Eventuell könnte man auch von einer 'Siegermentalität' sprechen.

Tanja Berg und weitere Regeln des akademischen Feldes

Anhäufung von universitärem Kapital

Hier kommt es ebenso wie bei Petra Weiß darauf an, ob der Stellung einer Habilitandin Macht zugeschrieben wird oder nicht.

akademische Karriere und Zeit/ Modellkarriere/Einsatz der ganzen Person

Tanja Berg schließt ihr Studium mit 23 Jahren ab. Die Promotion erfolgt vier Jahre später.

Bis zu diesem Punkt verläuft ihre wissenschaftliche Karriere ohne Brüche. Nach der Dissertation hat sie eine unbefristete Mitarbeiterstelle. Sie trennt sie sich auf eigene Initiative hin von Doktorvater und gründet mit anderen Promovenden eine eigene Arbeitsgruppe. Im Alter von 30 Jahren erfolgt die Heirat mit einem Kollegen aus der Arbeitsgruppe. Drei Jahre später wird die Ehe kurz nach der Wende geschieden. Mit 35 Jahren bringt Tanja Berg ihren Sohn zur Welt. Sie geht in die Babypause und bewirbt sich während dieser Zeit erfolgreich auf eine befristete C1 Stelle, welche sie die üblichen sechs Jahre innehat. In dieser Zeit kann sie die Habilitation nicht abschließen.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 43 Jahre und damit im Gegensatz zu Petra Weiß, die die Habilitation mit 35 Jahren bereits abgeschlossen hatte, nicht mehr ganz so jung. Durch ihren Professor, für den sie während der sechs Jahre sehr viele Arbeiten 'nebenbei' erledigen musste, erhält sie ein weiteres Jahr, indem sie sich nur der Habilitation widmen kann. Auch jetzt kommt es nicht zum Abschluss. Hatte Tanja Bergs wissenschaftliches Fortkommen bis zur Promotion der von Bourdieu benannten Modellkarriere entsprochen, so entfernt sie sich nun von dieser Idealvorstellung immer mehr.

Zum einen hat sie ganz im Gegensatz zu Petra Weiß, deren Professor sie stets unterstützte, in ihrem Doktorvater keinen Förderer. Erst Jahre später erfährt sie durch den neuberufenen Professor Förderung, als er sie trotz Kleinkind für die C1 Stelle einstellt. Als eine Art Gegenleistung muss sie jedoch viele organisatorische Aufgaben übernehmen. Diese Zeit fehlt für die Habilitation.

Zum anderen hat sie, ebenfalls im Unterschied zu Petra Weiß, ein Familienleben (was nicht heißen soll, dass Petra Weiß keines möchte: siehe Ergebnis der Biographieanalyse, Fakt ist hier jedoch: sie ist ledig und hat keine Kinder). Tanja Berg kann nicht mit dem Einsatz ihrer ganzen Person an ihrer wissenschaftlichen Karriere arbeiten. Sie ist als alleinerziehende Mutter ebenso für ihren Sohn verantwortlich, was an den mit folgenden Textpassagen deutlich wird:

S.14/21-29

T: ...Das musste ja also damals mit dem Kolloquium, entweder ich habs langfristig gewusst und gesagt o.k. es holt ihn jemand ab vom Kindergarten und bringt ihn dann nach Hause und wartet bis ich komme oder so. Das war am Anfang ziemlich schwierig, das wird jetzt leichter, so aber das sind sowohl auf der einen Seite als auch auf der anderen Seite Einschnitte gewesen. Ich hab also vielleicht 10 oder 15 % aller Kolloquien nur gehört, die hier so fachlich gut und interessant waren, das ging einfach nicht anders. So und dann hat mein Chef gesagt, also gut ich akzeptier das sie wählt sich also wirklich das was wirklich absolut relevant ist für sie und das andere gut halt, da wird darauf muss sie halt notgedrungen verzichten.

3/5-10

T: ...mein Sohn geht mittlerweile in die Schule seit zwei ist jetzt in der zweiten Klasse (..) und äh (..) es (..) ist eigentlich ich hab das also sehr äh recht gut äh koordinieren können, mit Betreuung meines Sohnes mit der Arbeit hier also so das ich kann also nicht soviel arbeiten wie äh anderer Habilitand oder so insbesondere von den Männern, die also durchaus also zwölf Stunden oder so arbeiten, das funktioniert also nicht, aber mit bisschen Organisation kann man doch recht gescheit arbeiten.

28/1-19

I: Wenn Sie mal so auf Ihr bisheriges Leben zurückblicken, wenn man das so als Linie sieht, wie würden Sie das zusammenfassen (..) oder so eine Art Lebensmotto?

V: Lebensmotto?

I:Mh.

V: (...) (...) Das ist schwierig zu sagen. In welche Richtung meinen Sie das jetzt?

I: Wenn man das jetzt als Linie sieht, gibt es ja Leben, das sich sehr geradlinig aufbaut

V: Ach so, Entschuldigung

I: welche mir Brüchen oder zickzack

V: Also wenn ich meine persönlichen, also also meine, meine berufliche Arbeit ist da relativ geradlinig gewesen, also mit wenigen Brüchen, nicht so geradlinig, wie vielleicht im Vergleich zu den alten Bundesländern. Gut mein persönliches Leben ist schon bisschen mehr mit auf und ab eben halt versehen, vorallen Dingen, was also durch=durch meine Ehe vorher, weil das also sehr, sehr schwierig für war, das war schon bisschen kompliziert, da gab´s dann wirklich schon so ´ne Art auf und ab so und (..) halt dann die Entscheidung für meinen Sohn das war auch, das war dann schon wieder so ´n richtiger Bruch eigentlich so, aber

eigentlich seit dem mehr geradlinig, weil´s doch recht klar ist, wie das jetzt läuft und wie das sicherlich auch in Zukunft weiter läuft, also das da is es eher nicht so geradlinig das ganze aber im beruflichen ist es doch relativ geradlinig, muß man sagen.

Tanja Berg kann sich nicht 100% ihrer wissenschaftlichen Karriere widmen. Die von Bourdieu aufgezeigte Regel des Einsatzes der ganzen Person kann sie nicht einhalten. So weicht sie auch von der Vorgabe der Modellkarriere ab und erreicht anders als Petra Weiß nicht im `richtigen´ Alter die nächsthöhere Qualifikation. Wird sie trotzdem Mitspielerin im akademischen Feld bzw. als solcher anerkannt?

Anders gefragt, hat sie den weiblichen Anerkennungshabitus ausgebildet, obwohl sie sich mit zunehmendem Alter weniger an die Regeln hält? Versucht sie einen anderen Weg, der länger dauert, aber trotzdem zum Ziel (welches nicht unbedingt Professur heißt, sondern in etwa in Beruf und Privatleben im Spiel zu sein) führt und würde sie als Beispiel für eine Regelabänderung/Mischform gelten?

Diese Fragen müssen mit der vorhandenen Datenlage zum Zeitpunkt des Interviews offen bleiben. Es kann nur gemutmaßt werden, dass sie aufgrund ihrer Siegermentalität nicht aufgibt, dabei könnte ihr auch ihre Gruppenmentalität behilflich sein, indem sie Netzwerke bildet und sich so Ressourcen an akademischem Kapital sichert, auf die sie zurückgreifen kann, um trotz ihres relativ späten Erreichens des Etappenziels Habilitation doch noch eine Professur zu erhalten.

Kapitel 6: Abschließende Betrachtung, Zusammenfassung, Ausblick

In meiner Arbeit bin ich der Frage nachgegangen, wie Frauen zu Mitspielerinnen im akademischen Feld werden. Dazu habe ich unter feministischer Perspektive in meiner empirischen Studie Habilitandinnen mit Hilfe narrativer Interviews befragt.

Diese Studie ist das Ergebnis eines langen Prozesses, dessen Anfang um die Jahrtausendwende liegt. Nach einer Zeit des intensiven Forschens an diesem Projekt, der Datenerhebung und teilweisen Auswertung, konnte ich das Projekt aufgrund äußerer Umstände nicht abschließen. Aber `niemals geht man so ganz´ wie es so schön heißt und das Material und der bereits erstellte Textkorpus ruhen, wie auch der Doktorandenstatus. Vor einiger Zeit habe ich dann bei einer

mehr oder minder zufälligen Internetrecherche gesehen, welchen Weg meine beiden Hauptakteurinnen seit der Datenerhebung gegangen sind und habe nach sorgfältiger Überlegung entschieden, mein Promotionsprojekt jetzt, in einer anderen Lebensphase, doch noch zu einem guten Ende zu bringen. Nun könnte man einwenden, dass die erhobenen Daten in der Zwischenzeit veraltet sind, was jedoch bei biographischem Material nicht der Fall ist, da Biographien kein Verfallsdatum kennen.

Die Forschungsliteratur, wie die gesamte Arbeit, wurde von mir noch einmal neu gesichtet, aktualisiert und ergänzt.

Nach wie vor ist die Geschlechterforschung, in meinem Fall die Forschung zu Frauen an Hochschulen, ein lebendiges Forschungsfeld. Im Forschungskapitel habe ich dazu die derzeitige Forschungslage zu Frauen an Hochschulen analysiert und bin dazu in ein dynamisches und inhomogenes Forschungsfeld eingetaucht, welches in seiner Vielfalt heute kaum noch zu überblicken ist und für sich allein genommen ebenfalls ein eigenständiges Desiderat darstellt.

Zur besseren Übersicht habe ich die Forschungslage einerseits im zeitlichen Verlauf und andererseits nach theoretischen Zugängen dargestellt.

Eine Studie, die aus feministischer Sicht Biographien von Habilitandinnen explizit mit der Methode des autobiographisch-narrativen Interviews untersucht, existiert bislang nicht. Auch zur Füllung dieser Forschungslücke möchte meine Untersuchung beitragen.

Der theoretische Zugang mit Bourdieus Habitustheorie und seiner Analyse der 'männlichen Herrschaft' wurde in Kapitel 2 ausführlich dargestellt und hat sich als fruchtbar für meine Untersuchung erwiesen. So konnte an Hand der ausgewählten Fälle gezeigt werden, dass die Anerkennung der Spielregeln des wissenschaftlichen Feldes auch die Ausbildung eines Anerkennungshabitus nach sich ziehen kann. Dem gegenüber stehen Frauen, die die Regeln nicht oder nur teilweise verinnerlicht haben bzw. für sich abwandeln.

Nachdem ich mich im Methodenteil im Kapitel 3 für einen Zugang mit biographischen Methoden entschieden habe und daran anschließend das Verhältnis von Frauenforschung und Biographieforschung analysiert wurde, bin ich zu dem Schluss gekommen, mit dem narrativen Interview nach Fritz Schütze zu arbeiten. Bei der Auswertung der Interviews habe ich mich für die biographische Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal entschieden, welche sich neben der Narrationsanalyse von Fritz Schütze und der objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns als dritter Weg bzw. eigene Schule etabliert hat (vgl. Rosenthal 2021, S. 30f.).

Abschließende Betrachtung und Zusammenfassung / Vergleich der beiden Fälle

Ich habe mit den Biographien von Petra Weiß und Tanja Berg zwei Pole einer variantenreichen Skala von Wissenschaftlerinnen auf dem Weg zur Professur und in ihrem Prozess des Mitspielerinnen Werdens aus dem ursprünglichen Datenmaterial von 18 narrativen Interviews nach dem Verfahren der biographischen Fallanalyse herausgefiltert und mich für die Darstellung des maximalen Vergleichs zweier kontrastierender Fälle entschieden. Dabei soll zum Thema der Typenbildung, Einzelfall und Verallgemeinerung nochmals Gabriele ROSENTHAL zu Wort kommen:

„Die interpretative Biographieforscherin bzw. der Biographieforscher rekonstruiert einzelne Fälle und strebt keine numerische, sondern theoretische Verallgemeinerung an. Gefordert wird hier die Verallgemeinerung am Einzelfall und auf der Grundlage von kontrastivem Vergleich mehrerer Fälle Dabei wird vom Einzelfall nicht auf alle Fälle geschlossen, sondern auf 'gleichartige Fälle' Das Gesetz ist eine Aussage über einen Typus, der durch sein Sosein charakterisiert ist... ..und ein Typus umfasst die gleichartigen Fälle. Für die Bestimmung des Typischen eines Falles – im hier gemeinten Sinn - ist die Häufigkeit seines Auftretens in keiner Weise von Bedeutung... . Bestimmend für die Typik eines Falls sind hingegen die Regeln, die ihn erzeugen und die Mannigfaltigkeit seiner Teile organisieren. Die Wirksamkeit dieser Regeln ist ganz unabhängig davon, wie häufig wir ähnliche Regelsysteme in der sozialen Welt vorfinden.“ (Rosenthal 2002, S.138f.)

Anders gesagt: Ähnlich einem Biologen der eine Tierart beschreibt, existiert diese Tierart nicht dadurch, dass es sie möglichst häufig gibt, sondern durch ihre besonderen Merkmale, die sie zu dieser Gattung macht, selbst, wenn es diesen Merkmalsträger nur einmal gäbe.

Zu meiner Forschungsfrage: Wie Frauen zu Mitspielerinnen im akademischen Feld werden, lassen sich aufgrund der in Kapitel 4 und 5 dargestellten Fallanalysen für mein Datenmaterial zwei maximal gegensätzliche Varianten rekonstruieren. Abschließend kann folgendes ausgesagt werden:

Ergebnis 1 Wissenschaft als Lebensform

Petra Weiß kommt aus einem katholischen Elternhaus mit traditioneller Rollenverteilung. Der Vater ist Akademiker und die Mutter Sachbearbeiterin, die wegen der Kinder 10 Jahre ihren Beruf nicht ausübt. Sie wächst mit 2 Brüdern auf. Schon früh will sie ihrem Vater beweisen 'Gugg., ich kann das auch! Dieser sträubt sich jedoch gegen ihren Wunsch das Abitur zu machen. Erst durch die Intervention der Mutter, die hier erstmals aufbegehrt, kann sie zur EOS. Nachdem sie zum Medizinstudium abgelehnt wurde, beginnt sie Biochemie zu studieren. Im 5. Semester von einem Professor gefragt, ob sie nebenbei für ihn arbeiten wolle. Daraus ergibt

sich Diplom, Promotion und Habilitation. Sie hat in kürzester Zeit die akademische Laufbahn bis zur Habilitation durchlaufen. Mit 35 Jahren steht sie kurz vor dem höchsten akademischen Abschluss. Das große thematische Feld ihrer Lebenserzählung ist die Bilderbuchkarriere. Erst am Ende der Eingangserzählung findet sich eine kurze Passage über ihr Privatleben:

S.3/15-19

„Ja, wenn ich über mein Privatleben erzählen soll, dann ähm wird das sehr viel kürzer. Ich bin also (..)weder verheiratet noch hab ich Kinder. Ähm, das hatt ich einfach nicht so integriert oder es is also nicht beabsichtigt ähm, das ich sage, Familie kommt mir jetzt in die Quere mit der Karriere, so ist das also in keiner Weise. Aber es hat sich einfach nicht ä=die Umstände entsprechend entwickelt.“

In ihrem Leben gibt es klare Prioritäten:

28/27-30

„Na, ja das ist für mich nun sehr einfach, also äh für mich hat eigentlich der Job immer schon sehr stark den Vorrang gehabt. Und äh darum hat sich alles irgendwo integriert. Es war schon immer irgendwo der wesentliche Teil.“

Wissenschaft als Lebensform empfindet Petra Weiß für sich als normal und regelkonform:

28/30-33

„Aber es führt natürlich schon irgendwo dass man eben und das ist auch ganz natürlich, da ist man ganz natürlich reingewachsen, dass es für einen Selbst so einen höheren Stellenwert hat.“

Nach den Regeln des wissenschaftlichen Feldes unter Einsatz der ganzen Person zu leben, bedeutet für Petra Weiß auch 'In Einsamkeit und Freiheit' (Engler 2001):

28/35-41

„Hm und man sagt schon irgendwo ist es der dominantere Punkt bei mir ja und momentan bin ich halt ich halt auch diese Meinung verinnerlicht, ich weiß, daß ich hier einen ziemlich guten Arbeitsvertrag habe, der mir noch ein ein weiteres Jahr hier in X. erlaubt, dann weiß ich definitiv, ich muss diese Stadt verlassen, weil es Hausberufungen nicht gibt und Spektrum eigentlich da irgendwo tja schon entweder deutschlandweit oder sogar international ich mir dann eine neue Stelle suchen muss.“

Es steht für sie außer Frage, dass sich alles Andere dem unterzuordnen hat:

28/41-44

„ja. Und dann frag ich mich schon, ob ich irgendwo jetzt zum Beispiel eine engere Beziehung eingeehe, wenn ich weiß, ich muss in ´nem Jahr das Land verlassen, weil sich ´s eben doch zeigt, dass so was dann über kurz oder lang nicht funktioniert.“

Ergebnis 2 Leben in 2 Welten

Dem gegenüber steht Tanja Berg als maximaler Kontrast. Ihre Biographie steht für den Typus ‚Leben in 2 Welten‘. Ihre Eltern (Handwerksmeister und Lehrerin) waren beide stets berufstätig. Eine traditionelle Rollenverteilung gibt es hier nicht. Beide kümmern sich ebenso um die Kindererziehung. Sie hat zwei jüngere Brüder, mit denen sie gemeinsam mit vielen anderen Kindern ihres Dorfes eine glückliche Kindheit erlebt. Leistungssport wurde in ihrer Familie seit Generationen groß geschrieben. Auch Tanja wächst in diese Tradition hinein und arbeitet bereits als Jugendliche als Trainerin. Durch den Sport werden bei ihr früh Eigenschaften, wie Leistungswille, Disziplin, Durchhaltevermögen, positives Selbstwertgefühl, Teamgeist und Wille zum Sieg gefördert. Statuspassagen wie Studium und Promotion bewältigt sie nicht zuletzt aufgrund dieser Faktoren ohne Weiteres. Als sie sich entscheidet, ihren Sohn allein groß zu ziehen, und sich ebenfalls aus lange gewachsenen, beruflichen und privaten Strukturen zu lösen, kommt es erstmals zu einem Bruch in ihrer Biographie und einem Gefühl der Verunsicherung. Sie vermag die Situation für sich jedoch positiv zu wenden und bewirbt sich erfolgreich auf eine Habilitationsstelle. Sie schafft die Qualifikationsarbeit nicht in den vorgesehenen 6 Jahren. Zum ersten Mal ist sie damit nicht im Zeitplan der akademischen Karriere. Durch Vermittlung ihres Professors, dem sie viele organisatorische Aufgaben abgenommen hatte, erhält sie ein weiteres Jahr, in dem sie sich nur der Fertigstellung der Arbeit widmen kann. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie mit 43 Jahren in der Endphase der Habilitation. Sie beschreibt ihre Situation:

3/25-3/46

„Ich kann also Herr Y. hat mir schon versichert, dass er sich dafür einsetzt, dass ich hier bleiben kann, ..., ..., er hat so praktisch seine letzten 2 Arbeitsjahre vor sich. Sowieso für ihn und dann wird's sowieso, hier werden die Lehrstühle neu besetzt, also es ist also so, dass er mir also schon eine relativ sichere Perspektive gegeben hat. Es wäre also für mich auf jeden fall eine Arbeitsstelle hier, dass ich in Ruhe alles zu Ende machen kann, weil es so erfahrungsgemäß bis zum uv der Habilitation noch mal mindestens ein halbes Jahr dauert, ..., hab ich natürlich vor ihm die Habil abgeschlossen, ist dann auch die Möglichkeit dann wegzugehen. Also mich irgendwo anders zu bewerben. Das steht mir offen, aber es ist relativ gesichert.“

I: Gibt es Hausberufungen?

„Nein Hausberufung wäre hier nicht möglich, es wäre ne andere Möglichkeit, die sie dann schafft.. oder äh finden würden, aber Hausberufungen gibt es generell in Deutschland nicht. Das geht nicht.“

Auf meine Anmerkung, dass mit der Habilitation üblicherweise die Überlegung einhergeht, Professorin zu werden, antwortet Tanja Berg:

3/48-55

„Richtig, das ist das muß man wirklich abwägen und muß ich das wäge ich auch genau ab, weil man sich doch wirklich fragen muss, wo gibt es Möglichkeiten, wo kann man hingehen? Und ich denke dabei an meinen Sohn, der hier in XX. Stadt hervorragende Ausbildungsmöglichkeiten hätte. ... Und das muss man gegeneinander abwägen, also die Entscheidung, die wird ich dann irgendwann noch treffen müssen, Es kann doch sein, es gibt hier ne Stelle, also unsere unbefristeten Mitarbeiter die sind auch schon kurz vor der Rente ... das sind Leute, die für die gesamten Praktika verantwortlich sind, das würde mir auch liegen....und das muß man dann wirklich im Interesse der Kinder dann abwägen.“

Sie kann sich nicht mit dem Einsatz der ganzen Person der Wissenschaft widmen und obwohl zu vermuten ist, dass sie ihre Habilitation erfolgreich abschließen wird, ist der weitere Berufsweg für sie unklar. Das Karriereziel 'Professorin' ließe sich, so scheint es ihr, für sie nur durch einen Umzug realisieren, was sie wiederum ihrem Sohn nicht zumuten will. Indem sie den Anforderungen der Wissenschaft und Gleichzeitig den Bedürfnissen ihres Sohnes gerecht werden will, lebt sie in 2 Welten und ist ständig darum bemüht in beiden im 'Spiel' zu sein. Eine Professur als eigentliches Ziel einer Habilitation empfindet sie für sich nicht als bindend. Stattdessen sucht sie nach einer Nische im Gefüge der heimischen Universität, um nicht weggehen zu müssen.

Ergebnis 3 Leben in 2 Welten führt nicht zum Anerkennungshabitus

Damit bleibt als ein Ergebnis von Analyseebene II festzuhalten, dass Tanja Berg durch die Ausbildung eines teilweise sicher auch zerrissenen Habitus, der sie zwingt, in zwei Feldern im Spiel zu sein, vermutlich keinen weiblichen Anerkennungshabitus ausbildet und sich damit der von Bourdieu beschriebenen männlichen Herrschaft nicht unterwirft bzw. nach eigenen Regeln lebt. Es bleibt für die Zukunft zu vermuten, dass sie die Spielregeln des wissenschaftlichen Feldes auf ihre Bedürfnisse und ihre Lebenswirklichkeit als allein erziehende Mutter abwandelt.

Ergebnis 4 Wissenschaft als Lebensform und Anerkennungshabitus

Der Typus Wissenschaft als Lebensform zieht die Ausbildung eines Anerkennungshabitus nach sich. Als weiteres Ergebnis von Analyseebene II ist zu vermuten, dass im Gegensatz zu Tanja Berg, Petra Weiss zwar einerseits einen Habitus ausgebildet hat, der 'Wissenschaft als Lebensform' ansieht, dies aber gleichzeitig einen hohen Preis hat, nämlich den der Ausbildung des männlich dominierten weiblichen Anerkennungshabitus.

Ausblick oder wie ging es weiter?

Durch die spätere Fertigstellung meiner Untersuchung habe ich die Möglichkeit, in der Gegenwart zu recherchieren, was aus beiden Wissenschaftlerinnen geworden ist. bzw. die so im Rahmen einer Internetrecherche nacherhobenen biographischen Daten zumindest einer kurzen Analyse zu unterziehen, wobei ich aus forschungsethischen Grundsätzen und unter Einhaltung des Datenschutzes im Umgang mit persönlichen Daten, die Ergebnisse dieser Recherche nur sehr grob andeuten kann: Petra Weiß hat ihre wissenschaftliche Karriere nicht weiter verfolgt nach der Habilitation und arbeitet in einer Einrichtung außerhalb der Universität. Tanja Berg hat über einige Umwege im späteren Lebensalter doch noch eine Professur erhalten. Auch wenn diese Befunde streng genommen den methodischen Vorgaben qualitativer Forschung nicht unbedingt entsprechen und daher auch nur bedingt interpretierbar sind, so machen sie doch Mut für alle Frauen, die NICHT den immer noch männlich vorgegeben Regeln des wissenschaftlichen Feldes folgen, damit die männliche Herrschaft nicht anerkennen und doch noch zum Ziel gelangen nach eigenen Regeln.

Im Hinblick auf die männliche Herrschaft und weiblichen Anerkennungshabitus ergeben sich damit weitere Forschungsfragen für Desiderate: So kann der Frage nachgegangen werden, inwiefern wissenschaftliche Karrieren von Frauen nicht mehr notwendig an die Aneignung eines weiblichen Anerkennungshabitus gebunden sind. Allgemeiner gefragt: Ob und wenn ja Wie sind Risse in die männliche Herrschaft im Feld Universität gekommen? Ob und wie haben Frauen einen Habitus jenseits des Anerkennungshabitus entwickelt bzw. wie können sie einen solchen entwickeln, der sie erfolgreich mitspielen lässt? Mit welchen außeruniversitären gesellschaftlichen Veränderungen könnte dieses im Zusammenhang stehen?

Literatur

A

- Adolphs, Lotte (1981): Die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft, Duisburg
- Alheit, Peter; Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen, in: Hoerning, Erika M.(Hg.): Biographische Sozialisation, Stuttgart, S. 257-283
- Alheit, Peter (1990): Biographizität als Projekt. Der `biographische Ansatz´ in der Erwachsenenbildung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunktes `Arbeit und Bildung´. Bd. 12. Bremen
- Alheit, Peter (1992): Biographizität und Struktur, in: Alheit, P. (eds.): Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunktes `Arbeit und Bildung´, Bd. 19, Bremen, S. 10-36
- Alheit, Peter (1993): Transitorische Bildungsprozesse: Das `biographische Paradigma´ in der Weiterbildung, in. Mader, W. (ed.): Weiterbildung und Gesellschaft. Beiträge zur Biographieforschung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunktes Arbeit und Bildung´, Bd. 17, Bremen , 2. Aufl., S. 343-418
- Alheit, Peter (1994): Zivile Kultur. Verlust und Wiederaneignung der Moderne. Frankf. a.M.
- Alheit, Peter u.a. (Hg.) (1999): Biographie und Leib. Gießen
- Alheit, Peter (2006): Biographizität als Schlüsselkompetenz der Moderne. Vortrag am 6.10.2006 an der Universität Flensburg im Rahmen der Fachtagung „Das Leben gestalten. Biografisch lernen – biografisch lehren“
- Anger, Hans (1960): Probleme der deutschen Universitäten. Bericht über eine Umfrage unter Professoren und Dozenten. Tübingen
- Altieri, Ricardo (2019): Eine Antikritik auf Bourdieus Kritik am biographischen Schreiben, in: Rosa Luxemburg Stiftung, DoktorandInnen Jahrbücher, Berlin, S.41-53

B

- Baake, Dieter ; Schulze Theodor (1985): Pädagogische Biographieforschung, Weinheim
- Baus, Magdalena (1994): Professorinnen an deutschen Universitäten. Analyse des Berufserfolgs, Heidelberg
- Beaufays, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld
- Beaufays, Sandra (2004): Wissenschaftler und ihre alltägliche Praxis: Ein Einblick in die Geschlechterordnung des wissenschaftlichen Feldes, Forum Qualitative Sozialforschung (FQS), 5 (2) Art. 10, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0402109>
- Beaufays, Sandra; Kraus, Beate (2005): Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld, in: Feministische Studien 1/2005, S. 82-99

- Beaufays, Sandra (2007): Geschlechterkonstruktion im wissenschaftlichen Alltag, Vortrag auf der Tagung Wissenschaft und Geschlecht – deutsch-französische Perspektiven, in: Kraus, Beate: Genre, sciences et recherche: regards franco-allemands, TU Darmstadt, S. 89-95
- Becker-Schmidt, Regina (1984): Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften, in: Zentraleinrichtung, S. 224-238, Berlin
- Becker-Schmidt, Regina (1985): Probleme feministischer Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften, in: Feministische Studien, Jg. 4, H. 2, S. 93-104
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, in: Unterkirchner, L.; Wagner, I. (eds.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien, S. 11-25
- Becker-Schmidt, Regina (1994): Diskontinuität und Nachträglichkeit, in: Diezinger, Agnes et al : Erfahrung mit Methode, Freib.i.Br., S.155-182
- Becker-Schmidt, Regina; Bilden, Helga (1995): Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung, in: Flick, U. et al: Handbuch qualitative Sozialforschung, S. 23-30, München
- Beck-Gernsheim (1976): Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen, Frankf. a.M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth; Ostner, Ilona (1977): Der Gegensatz von Beruf und Hausarbeit als Konstitutionsbedingung weiblichen Arbeitsvermögens, in: Beck, Ulrich; Brater, Michael: Die soziale Konstitution der Berufe, Bd.2, Frankf. a.M., S. 47 ff.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1980): `Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf - Frauenwelt Familie`. Frankf. a.M.
- Bimmer, Brigitte (1972): Das Selbstverständnis der Akademikerin in Beruf und Familie. Eine empirische Untersuchung an Hessischen Hochschulen. Gießen
- Bimmer, Brigitte (1983): Zum Selbst- und Fremdbild von Wissenschaftlerinnen, in: Bock, Ulla et al (Hg.): Frauen an den Universitäten, Frankf. a.M., S. 153-228
- Blome, Eva et al. (2013): Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Wiesbaden
- Bochow, Michael; Joas, Hans (1987): Wissenschaft und Karriere. Frankf. a.M.
- Bock, Ulla; Braszeit, Anne; Schmerl, Christiane (1983a): Frauen im Wissenschaftsbetrieb, Dokumentation und Untersuchung der Situation von Studentinnen und Dozentinnen unter besonderer Berücksichtigung der Hochschulen von Nordrhein-Westfalen, Weinheim
- Bock, Ulla et al (Hg.) (1983b): Frauen an den Universitäten, Frankf. a.M.
- Bock, Ulla (1996): Frauenforschungsprofessuren an deutschen Hochschulen.Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin
- Bock, Ulla (2015): Pionierarbeit: die ersten Professorinnen für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen 1984-2014. Frankf. a.M. Bohnsack, R. (1993): Rekonstruktive Sozialforschung. Opladen
- Bourdieu, Pierre (1970): Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis, in: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankf. a.M., S. 125-158
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankf. a.M.
- Bourdieu, Pierre (1978): Le patronat (mit M. de Saint Martin), in: Actes de la recherche en sciences sociales 20/21, S. 3-82
- Bourdieu, Pierre (1982): La sainte famille. L`episcopat francais dans le champ

- du pouvoir (mit M. de Saint Martin), in : Actes de la recherche en sciences sociales 44/45, S. 2-53
- Bourdieu, Pierre (1980) : `Le sens pratique´, Paris
- Bourdieu, Pierre (1987a): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankf.a.M.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankf. a.M. (Paris 1979)
- Bourdieu, Pierre (1988): Homo academicus. Frankf.a.M. (Paris 1984)
- Bourdieu, Pierre (1990a): La domination masculine, in: Actes de la recherche en sciences sociales, 84, S. 2-31
- Bourdieu, Pierre (1990b): Die biographische Illusion, in: BIOS 3, S. 75-81 (Erstausgabe 1986 in: Actes de la recherche en sciences sociales 62/63, S. 69-72)
- Bourdieu, Pierre (1992): Rede und Antwort. Frankf. a.M.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loic J. D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankf. a.M.
- Bourdieu, Pierre (1997a): Die männliche Herrschaft, in: Dölling, Irene; Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis, Frankf.a.M., S. 153-217 (Erstausgabe 1990 `La domination masculine´, in: Actes de la recherche en sciences sociales 84, S. 2-31)
- Bourdieu, Pierre (1997b): Männliche Herrschaft revisited, in: Feministische Studien 2/97, S. 88-99
- Bourdieu, Pierre (1997c): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke, in: Dölling, Irene; Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankf.a.M., S. 218-230
- Bourdieu, Pierre (1998a): Praktische Vernunft. Frankf. a.M.
- Bourdieu, Pierre (1998b): La domination masculine. Paris
- Bourdieu, Pierre (1998c): Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankf. a.M.
- Breckner, Roswitha (1994): Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster, S. 199-222
- Brombach, Sabine et al (2006): LebensBilder. Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies. Bielefeld
- Bude, Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, in: KZfSS 37, S. 327-336
- Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (1997): Ergänzungsbericht der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung - BLK - `Förderung von Frauen im Bereich der Wissenschaft´, Bonn
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankf. a.M.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Berlin
- C
- Cassara, Beverly (1978): Laufbahn weiblicher Professoren an West-Berliner Hochschulen. Forschungsbericht, Washington D.C.
- Christiansen, Kerrin (1995): Biologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung, in: Pasero, Ursula; Braun, Friederike (Hg.):

Konstruktion von Geschlecht, Pfaffenweiler, S. 13-27
 Casale, Rita; Rendtorff (2008): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld

D

- Dausien, Bettina (1990): Meine Kinder brauchen ´ne Mutter ..., aber trotzdem die Arbeit und der ganze Trubel haben mir gefehlt. Empirische Anmerkungen zum Problem der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie, in: Alheit et al: Abschied von der Lohnarbeit, Bremen, S. 121-146
- Dausien, Bettina (1994): Biographieforschung als ´Königinnenweg´, in: Diezinger, A. et al: Erfahrung mit Methode, Freib.i.Br., S. 129-153
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bremen
- Dausien, Bettina (1998): Die biographische Konstruktion von Geschlecht, in: Schneider, Notker et al (Hg.): Einheit und Vielfalt, Amsterdam/Atlanta, S. 257-277
- Dausien, Bettina (1999a): „Geschlechtsspezifische Sozialisation“ – Konstruktiv(istisch)e Ideen zu Karriere und Kritik eines Konzepts, in: Dausien, Bettina et al (Hg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht, Opladen, S. 216-243
- Dausien, Bettina (1999b): Geschlechterkonstruktionen und Körpergeschichten. Überlegungen zur Rekonstruktion leiblicher Aspekte des ´doing gender´ in biographischen Erzählungen, in: Alheit, Peter u.a. (Hg.): Biographie und Leib, Gießen, S. 177-200
- Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen, in: Hoerning Erika (Hg.): Biographische Sozialisation, Stuttgart, S. 257-283
- Dausien, Bettina (2000b): ´Biographie als rekonstruktiver Zugang zu ´Geschlecht´ - Perspektiven der Biographieforschung, in: Lemmermöhle, Doris et al: Lesarten des Geschlechts: zur Dekonstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung, Opladen, S. 95-115
- Dausien, Bettina (2001): Erzähltes Leben- erzähltes Geschlecht, in: Feministische Studien 2, S.57-73
- Dausien, Bettina (2006): Repräsentation und Konstruktion. Lebensgeschichte und Biographie in der empirischen Geschlechterforschung, in: Brombach, Sabine et al: LebensBilder, Bielefeld, S.179-212
- Dausien, Bettina (2008): Biographieforschung, in: Becker, Ruth et al: Handbuch der Frauen und Geschlechterforschung, Wiesbaden, S. 314-325
- Dausien, Bettina (2009): Sozialisation, Geschlecht, Biographie. Wiesbaden
- Dausien, Bettina (2012): Differenz und Selbstverortung-Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept, in: Aulenbacher, Brigitte; Riegraf, Birgit (Hrsg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs, Stuttgart, S.157-177
- Dausien, Bettina et al (2017): Biographisches Wissen – Erinnerung an ein uneingelöstes Forschungsprogramm, in: Zeitschrift für Qualitative Forschung 18(2), S.173-189
- Dausien, Bettina (2019): ´Doing reflexivity´: Interpretations -und Forschungswerkstätten. Überlegungen und Fragen (nicht nur) aus der Perspektive von ´AnfängerInnen´ in der Biographieforschung, in: Jost, Gerhard; Haas, Marita (Hg.): Handbuch zur soziologischen Biographieforschung, Opladen, S. 257-276

- Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft/ Website/Sektion Frauen und Geschlechterforschung/abgerufen am 05.07.2021
- Diezinger, A. (1991): Frauen: Arbeit und Individualisierung. Chancen und Risiken. Eine empirische Untersuchung an Hand von Fallgeschichten, Opladen
- Diezinger, A. et al (Hg.) (1994a): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, Freib.i.Br.
- Diezinger, A. et al (1994b): Zur Entstehungsgeschichte des Buches. Frauenforschung als empirisches Projekt, in: Diezinger, A. et al, Erfahrung mit Methode, Freib.i.Br., S. 11-30
- Dölling, Irene (2004): Männliche Herrschaft als paradigmatische Form der symbolischen Gewalt, in: Steinrück, Margareta (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen, Hamburg, S. 74-90
- Dölling, Irene (2009): Männliche Herrschaft (domination masculine), in: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hrsg.): Bourdieu-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung, Stuttgart, S. 172-178
- Duka, Barbara (1990): Biographiekonzept und wissenschaftlicher Werdegang. Narrative Interviews mit befristet beschäftigten und aus dem Hochschuldienst ausgeschiedenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Dissertation, Dortmund
- Enders, Jürgen (1990): Beschäftigungssituation im akademischen Mittelbau. Kassel: Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung. (Werkstattberichte; 26)
- Engler, Steffani (1993): Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion: eine Untersuchung über Studentinnen und Studenten der Erziehungswissenschaft, Elektrotechnik und des Maschinenbaus, Weinheim
- Engler, Steffani (1997): Studentische Lebensstile und Geschlecht, in: Dölling, Irene; Kraus, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis, Frankf. a.M., S. 309-327
- Engler, Steffani (2001): `In Einsamkeit und Freiheit?': Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz
- Engler, Steffani (2004): Habitus und sozialer Raum: Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung, in: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie. Methoden. Empirie, Wiesbaden, S. 222-233
- Elser, Teresa (2020): Queere (Über-)Lebensstrategien. Eine qualitative Studie auf der Basis biographischer Interviews. Masterarbeit im Rahmen des Studiengangs Genderstudies (Betreuerin Prof. Dr. Bettina Dausien), Universität Wien, Universitätsbibliothek
- Feministische Studien (2002): Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Stuttgart, Heft 2
- Feyl, Renate (1983): Der lautlose Aufbruch. Frauen in der Wissenschaft, Frankf. a.M.
- Fischer, Wolfram; Kohli, Martin (1987): Biographieforschung, in: Voges, Wolfgang: Methoden der Biographie und Lebenslaufforschung, Opladen, S. 25-49
- Fischer, Wolfram (1982): Time and Chronic Illness. A Study on the Social Constitution of Temporality. Berkeley (Habilitationsschrift Fakultät für Soziologie Bielefeld 1992)
- Fischer, Wolfram (1984): Biographische Methode, in: Haft, H; Kordes, H. (Hg.): Methoden der Erziehungs- und Bildungsforschung, Stuttgart, S. 478-482
- Fischer, Wolfram (1986a): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken, in: Hurrelmann, Klaus (Hg.): Lebenslage, Lebensalter, Lebenszeit, Weinheim, S. 157-171

- Fischer, Wolfram (1986b): Soziale Konstitution von Zeit in biographischen Texten und Kontexten, in: Heinemann, G. (Hg.): Zeitbegriffe, Freiburg, S. 355- 377
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1992): Biographie als theoretisches Konstrukt und soziales Phänomen. Vortrag auf der Jahrestagung 1992 der Sektion Biographieforschung in der DGS in Bremen, 27.-29.2.1992
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): Zum Konzept der subjektiven Aneignung von Gesellschaft, in: Flick et al: Handbuch qualitative Sozialforschung, München, S. 78-89
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1996): Strukturelle Analyse biographischer Texte, in: Brähler, E.; Adler, C. (Hg.): Quantitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren, Gießen, S. 147-208
- Fischer-Rosenthal, Wolfram; Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen, in: Hitzler, R.; Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen, S. 133-164
- Fischer-Rosenthal, W. und Rosenthal G. (2000): Seminar `Interpretative Textanalyse´, 21.09.-24.09., Berlin (eigenes Manuskript)
- Flick, Uwe (2009): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung, Reinbek, vollständig überarbeitete Neuauflage, 2. Aufl.
- Flick, Uwe et al (2012): Handbuch Qualitative Sozialforschung, Weinheim, 3., neu ausgestattete Aufl.
- Frankfurter Rundschau, Diskussionsreihe im Forum Humanwissenschaften, Mai/Juni 1993
- Frevort, Ute (1991): Ehrenmänner: Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft. München
- Frevort, Ute (1995): „Mann und Weib und Weib und Mann“: Geschlechterdifferenzen in der Moderne. München

G

- Gebel, Tobias et al (2015): Verboten ist, was nicht ausdrücklich erlaubt ist. Datenschutz in qualitativen Interviews, in: Forum Qualitative Sozialforschung 16 (2015) 2, S. 22 S.
- URN:urn:nbn:de:0111-dipfdocs-110425-DOI:10.25657/02:11042
- Geenen, Elke M. (1994): Blockierte Karrieren: Frauen in der Hochschule, Opladen
- Geertz, Clifford (1990): Die künstlichen Wilden: Anthropologen als Schriftsteller, München
- GESIS (2020): Frauenanteile an Habilitationen, Berufungen, Professuren und C4/W3 Professuren, 1980-2020/ www.gesis.org
- Gildemeister, Regine; Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden, in: Axeli-Knapp, Gudrun; Wetterer, Angelika (Hg.): TraditionenBrüche(!), Freiburg, S. 201-254
- Gildemeister, Regine (2005): Carol Hagemann-White: Sozialisation: Weiblich-Männlich?, in: Löw, Martina; Mathes, Bettina (Hrsg.): Schlüsselwerke der Geschlechterforschung, Wiesbaden, S. 194-213
- Ginal, Marina (2019): Geschlechterungleichheiten in der Universitätsmedizin. Wiesbaden
- Glaser/Straus (1967): The Discovery of Grounded Theory. Chicago
- Griese, Birgit; Schiebel, Martina (2018): Bourdieu und die Biographieforschung, in: Lutz, Helma et al (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden, S. 115-126
- Glaser/Strauss (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung, in: Hopf u.a., Qualitative Sozialforschung, Stuttgart, S. 91-111
- Glaser/Strauss (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Aus dem Amerikanischen von Axel T. Paul und Stefan Kaufmann, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle

- Göttner-Abendroth, Heide (1984): Wissenschaftstheoretische Positionen in der Frauenforschung (Amerika, Frankreich-Deutschland), in: Zentraleinrichtung, S. 250-267, Berlin
- Greusing, Inka (2018): `Wir haben ja jetzt auch ein paar Damen bei uns´ - Symbolische Grenzziehungen und Heteronormativität in den Ingenieurwissenschaften. Opladen
- Grunert, Cathleen (1999): Vom Pionier zum Diplom-Pädagogen. Lebensgeschichten und Berufsperspektiven von ostdeutschen Studierenden im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaft, Opladen
- Gummert, Marlies (1980): Rede einer selbstbewußten Professorenfrau, in: Kursbuch 58, S. 85-100
- Gurwitsch, Aron (1974): Leibnitz. Philosophie des Panlogismus, Berlin (West), New York

H

- Hagemann-White (1984): Sozialisation: weiblich-männlich, Opladen
- Hagemann-White (1988): `Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren´, in: Hagemann-White, C.; Rerrich, M. (Hg.): FrauenMännerBilder, Bielefeld, S. 224-235
- Hagemann-White (1994): Der Umgang mit Zweigeschlechtlichkeit als Forschungsaufgabe, in: Diezinger et al (Hg.), Erfahrung mit Methode, Freib.i.Br., S. 301-318
- Hasenjürgen, Brigitte (1996): Soziale Macht im Wissenschaftsspiel. SozialwissenschaftlerInnen und Frauenforscherinnen an der Hochschule, Münster
- Hampe, Asta (1980): Werden Hochschullehrerinnen diskriminiert? Ergebnisse einer empirischen Studie, in: Mitteilungsblatt des deutschen Akademikerinnenbundes e.V. 57, S. 5-26
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankf. a.M.
- Heinemeier, S. u.a. (1981): Arbeitslosigkeit und Biographiekonstruktion. Bericht über ein laufendes Forschungsprojekt, in: Matthes et al. (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg, S. 169-189
- Heinritz, Charlotte (2000): Auf ungebahnten Wegen. Königstein/Taunus
- Hermmanns, Harry u.a.(1984): Berufsverlauf von Ingenieuren, Frankf. a.M.
- Heyd, Kerstin (2002): Feldtheorie. Artikel in: Kroll, Renate (Hrsg.): Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung, S.99f.
- Hildenbrand, Bruno (2012): Objektive Daten im Gespräch. Die biographische Illusion: Der Gang der Argumentation bei Pierre Bourdieu, in: Sozialer Sinn 13, S. 57-78
- Hirschauer, Stefan (2003): Wozu „Gender Studies“?, in: Soziale Welt 54, S. 461-482
- Holtkamp, Rolf; Fischer-Bluhm, Karin; Huber, Ludwig (1986): Junge Wissenschaftler in der Hochschule - Bericht der Arbeitsgruppe „Lage und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses“. Frankf. a.M., New York
- Hoerning, Erika M. (1989): Erfahrungen als biographische Ressourcen, in: Alheit, P.; Hoerning, E. M.(eds.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankf. a.M., S. 148-163
- Hoerning, Erika M. (Hrsg.) (2000): Biographische Sozialisation. Stuttgart
- Hoerning, Erika (Hrsg.) (2016): Biographische Sozialisation. (Reprint) Stuttgart
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, in: KZfSS 32 (2), S. 339-371

I

- Inowlocki, Lena (1992): Zum Mitgliedschaftsprozeß Jugendlicher in rechtsextremistischen Gruppen, in: Psychosozial 15 (3), S. 54-65
- Inowlocki, Lena (2000): Sich in die Geschichte hineinreden. Zur Entstehung der Gruppenmitgliedschaft rechtsextremer Jugendlicher. Weinheim

J

- Jacob, Gisela (1997): Das narrative Interview in der Biographieforschung, in: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore: Handbuch Qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim, S. 445-457
- Janshen, Doris; Rudolph, Hedwig (1987): Ingenieurinnen. Frauen für die Zukunft, Berlin
- Jäger, Ulle (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporation, Königstein
- Jäger, Ulle; König, Tomke; Maihofer, Andrea (2013): Pierre Bourdieu: Die Theorie männlicher Herrschaft als Schlussstein seiner Gesellschaftstheorie, in: Kahlert, Weinbach (Hrsg.): Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung, Wiesbaden, s. 15-36

K

- Kaddatz, Burckhard (1986): „Der neue Mittelbau. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung des Projektpersonals“, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 15, 1986, Nr.1, S. 5-19
- Kahlert, Heike (1996): Wissenschaft in Bewegung. Frauenstudien und Frauenforschung in der BRD, in: Kleinau, Elke; Opitz, Claudia (Hg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung Bd. 2, Frankf. a.M., S. 517-533
- Kahlert, Heike (2010): Triadische Karriereberatung in der Wissenschaft – ein neues Konzept der Politik der Chancengleichheit, in: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 2/2010, S. 69-86
- Kahlert, Heike (2012): Wissenschaft als Beruf? Karriereziele von Promovierenden und Promovierten am Beispiel der Fächer Chemie und Politikwissenschaft. Berlin
- Kahlert, Heike (2013): Riskante Karrieren: wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung. Berlin
- Kahlert, Heike; Weinbach, Claudia (2013b): Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung (Hrsg.), Wiesbaden
- Kahlert, Heike (2022) (im Erscheinen): Wissenschaft als Beruf? Karriereorientierungen und – pläne des wissenschaftlichen Nachwuchses. Leverkusen
- Kallmeyer, W.; Schütze, F. (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Wegner, D. (Hg.): Gesprächsanalysen, Hamburg, S. 159-274
- Kardorff von, Ernst (1995): Qualitative Sozialforschung - Versuch einer Standortbestimmung, in: Flick, Uwe et al (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, 2. Aufl., S. 3-8
- Kelle, Helga (1997): Mädchen und Jungen – oder die Kultur der Zweigeschlechtlichkeit verstehen? Unveröffentl. Manuskript
- Kelle, Helga (2008): Kommentar zum Beitrag: `Intersectionality` - ein neues Paradigma der Geschlechterforschung, in: Casale, Rita; Rendtorff, Barbara: Was kommt nach der Genderforschung? , Bielefeld, S. 55-58
- Köttig, Michaela; Witte, Nicole (2021): Biographie und Kollektivgeschichte. Festschrift für Gabriele Rosenthal zum 60. Geburtstag, Weinheim
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie

- und Sozialpsychologie 37, S. 1-29
- Kontroversen über das Buch 'Die männliche Herrschaft' von Pierre Bourdieu mit Michelle Perrot, Yves Sintomer, Beate Kraus und einer Antwort von Pierre Bourdieu (aus: Travail, Genre et Societes, N1/1999), in: Feministische Studien 2/2002, Stuttgart, S. 281-300
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): 'Intersectionality'-ein neues Paradigma der Geschlechterforschung, in: Casale, Rita; Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung?, Bielefeld, S.33-54
- Kraus, Beate (1989): Soziales Feld, Macht und Kulturelle Praxis. Die Untersuchungen Bourdieus über die verschiedenen Fraktionen der 'herrschenden Klasse' in Frankreich, in: Eder, K. (Hg.): Klassenlage, Lebensstile und kulturelle Praxis, Frankf. a.M.
- Kraus, Beate; Bourdieu, Pierre (1991): 'Inzwischen kenne ich alle Krankheiten der symbolischen Vernunft.' Pierre Bourdieu im Gespräch mit Beate Kraus., in: Bourdieu, P.; Chamboredon, J.-C.; Passeron, J.-C.: Soziologie als Beruf, Berlin/New York
- Kraus, Beate (1993): Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt, in: Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus, Frankf. a.M., S. 208-250
- Kraus, Beate (1997): Wissenschaftskultur und weibliche Karrieren. Zur Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen in der Max-Planck-Gesellschaft, Darmstadt
- Kraus, Beate (2000a): Einleitung: Die Wissenschaft und die Frauen, in: Kraus, Beate (Hg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung, Frankf. a. M., S.9-29
- Kraus, Beate (2000b): Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse, in: Kraus, Beate (Hg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung, Frankf. a.M., S. 31-54
- Kraus, Beate (2006): Über einige theoretische Probleme der Soziologie des Geschlechterverhältnisses, Geschlechtsrollen, Gender und Bourdieus Die männliche Herrschaft, in: Journal Phänomenologie. Schwerpunkt Pierre Bourdieu Die männliche Herrschaft (25), S. 13-22
- Kraus, Beate (2007): Genre, sciences et recherche: regards franco-allemands. TU Darmstadt
- Kraus, Beate (2008): Wissenschaft als Lebensform. Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren, in: Kraus, Beate; Haffner, Ivonne: Arbeit als Lebensform. Frankf.a.M., S. 177-212
- Kraus, Beate (2011): Die männliche Herrschaft: ein somatisiertes Herrschaftsverhältnis, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (36), S. 33-50
- Kraul, Margret (1999): Biographieforschung und Frauenforschung, in: Krüger, H.-H.; Marotzki, Winfried: Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, S. 455-469, Opladen
- Klinkhammer, Monika (1997): Wissenschaftlerinnen: Stand der Forschung, in: Macha, Hildegard; Klinkhammer, Monika (Hrsg.): Die andere Wissenschaft: Stimmen der Frauen an Hochschulen, Bielefeld, S. 13-37
- Knapp, Gudrun-Axeli (1987): Arbeitsteilung und Sozialisation. Konstellation von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen, in: Beer, Ursula: Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld
- Kroll, Renate (Hrsg.) (2002): Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung. Stuttgart und Weimar
- Küchler, Petra (1997): Zur Konstruktion von Weiblichkeit: Erklärungsansätze zur Geschlechterdifferenz im Licht der Auseinandersetzung um die Kategorie Geschlecht. Pfaffenweiler

- Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (1996): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2. Auflage, Opladen
- Krüger, Heinz-Hermann (1996): Bilanz und Zukunft der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, in: Krüger, Marotzki: Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2. Auflage, Opladen
- Krüger, Heinz-Hermann (1997): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, in: Prengel, Annedore; Friebertshäuser, Barbara: Handbuch Qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim, S. 43-55
- Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (1999): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen
- Krüger, Helga (1984):
- Krüger, Helga (1991): Normalitätsunterstellungen bezüglich des Wandels in der weiblichen Lebensführung zwischen Erwerbsarbeit und Familie, in: Zapf, W.: Die Modernisierung moderner Gesellschaften, F. a. M., S. 688-703

L

- Liebau, Eckart (1990): Laufbahn oder Biographie? Eine Bourdieu-Lektüre, in: BIOS 3/1, S. 85-89
- Liebau, Eckart (2009): Der Störenfried. Warum Pädagogen Bourdieu nicht mögen, in: Friebertshäuser, Barbara (Hrsg): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu, Wiesbaden, S. 41-58
- Lind, Inken (2004): Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick. Bielefeld
- Lind, Inken (2009): Karriereverläufe von Frauen in der Wissenschaft. Aktuelle Trends und bestehende Desiderata der Forschung. In: cews.publik.no14; Frauen für die Stärkung von Wissenschaft und Forschung. <http://www.gesis.org/cews/fileadmin/cews/fileadmin/cews/www/Download/cews-publik14.pdf>
- List, Elisabeth (1980): Die männliche Stimme der Vernunft, in: Österreichische Zeitung für Politikwissenschaft, Jg. 14, Heft 2, S. 185-195
- Löther, Andrea (2012): Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Migrationshintergrund. Die Hochschule (1): S. 36-54
- Lorenz, Charlotte (1953a): Frauen im Hochschullehramt. Ihr Anteil am Lehrkörper der wissenschaftlichen Hochschulen, in: Deutsche Universitätszeitung, Heft 9, S. 8-10
- Lorenz, Charlotte (1953b): Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen, Berlin
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankf. a.M.
- Löw, Martina (2003): Einführung in die Soziologie der Bildung und Erziehung, Opladen
- Löw, Martina (2007): FrauenMännerGeschlechterforschung: ein lebendiges Feld, Vortrag auf der Tagung Wissenschaft und Geschlecht – deutsch-französische Perspektiven, in: Kraus, Beate: Genre, sciences et recherche: regards franco-allemands, TU Darmstadt, S. 17-21

M

- Macha, Hildegard; Paetzold, Bettina (1992): Elemente beruflicher Identität von Wissenschaftlerinnen: Vereinbarkeit von Kind und Beruf?, in: Brüderl, Leokardia; Paetzold, Bettina (Hg.): Frauenleben zwischen Beruf und Familie, Weinheim, S. 123-138
- Macha, Hildegard (1997): Biographische Perspektiven von

- Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern – berufliche und personale Sozialisation, in: Macha, Hildegard; Klinkhammer, Monika: Die andere Wissenschaft. Stimmen der Frauen an Hochschulen, Bielefeld, S. 71-89
- Macha, Hildegard (2000): Erfolgreiche Frauen: Wie sie wurden, was sie sind. Frankf. a.M.
- Macha, Hildegard; Klinkhammer, Monika (1997): Auswertungsstrategien methodenkombinierter biographischer Forschung, in: Friebertshäuser, B; Prengel, A.: Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim und München 1997, S. 569-583
- Marotzki, Winfried (1995): Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung, in: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried, Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen, S. 55-89
- Mertens, Hans (1997): Stichproben bei qualitativen Studien, in: Prengel, Annedore u.a.: Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim, S. 97-101
- Metz-Göckel, Sigrid (1996a): Frauenkarrieren an Hochschulen. Barrieren für Frauen auf dem Weg zur Hochschullehrerin in den Sozialwissenschaften, in: Neue Impulse 2, S. 11-14
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (1994): Expertenwissen und Experteninterview, in: Hitzler, Ronald et al: Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit, Opladen, S. 180-192
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (1997): Das ExpertInneninterview, in: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore: Handbuch qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim, S. 481-490
- Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen
- Meyer, Birgit (1983): Frauen gegen das „Old-Boy-System“: Frauen an der Hochschule, in: Psychologie heute, Heft 2, S. 131-147
- Meyer, Birgit (1984): Als wäre es auch unser Ort - Zur Situation von Frauen an Hochschulen, in: Soziologie, Heft 2, S. 131-147
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, München, S. 41-63
- Miethe, Ingrid (1999): Frauen in der DDR-Opposition. Lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe in einer Frauenfriedensgruppe, Opladen
- Miethe, Ingrid (2004): Geschlechterkonstruktionen in Ost und West: biographische Perspektiven, Münster
- Müller, Ursula (1984): Gibt es eine `spezielle´ Methode in der Frauenforschung?, in: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU (Hrsg.): Symposium an der FU Berlin 30.11.-2.12.1983, Frankf. a.M., S. 29-50
- Müller, Ursula (1994): Feminismus in der empirischen Forschung. Eine methodologische Bestandsaufnahme, in: Dietzinger, A. (et al): Erfahrung mit Methode, Freib.i.Br., S. 31-68
- Müller, Ursula; Stein-Hilbers, Marlene (1996): Arbeitsplatz Hochschule – Kein Platz für Frauen?, in: Kleinau, Elke; Opitz, Claudia: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung Bd. 2, Frankf. a.M., S. 487-496
- Müller, Ursula (1999): Soziologie und Geschlechtergerechtigkeit am Beispiel der Forschung zu Frauen an Hochschulen, in: Dausien, Bettina et al: Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen, S. 141-166

Niethammer, Lutz (1990): Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion, in: BIOS 3/1, S. 91-93

O

Oevermann, Ulrich u.a. (1979): Die Methodologie einer 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Soeffner, H.-G. (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, S. 352-434

Onnen-Isemann, Corinna (1988): Hochschullehrerinnen - Stand der Forschung, in: Informationsdienst Frauenforschung 1 und 2, S. 54-73

Onnen-Isemann, Corinna; Oßwald, Ursula (1991): Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich, in: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hg.), Schriftenreihe Studien zu Bildung und Wissenschaft 99, Bad Honnef

Opitz, Claudia (2008): Nach der Gender-Forschung ist vor der Gender-Forschung. Plädoyer für die historische Perspektive in der Geschlechterforschung, in Casale, Rita; Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung?, Bielefeld, S. 13-28

Ostner, Iona (1987): Scheu vor der Zahl? Die qualitative Erforschung von Lebenslauf und Biographie als Element einer feministischen Wissenschaft, in: Voges, Wolfgang (Hg), Methoden der Biographie- und

Lebenslaufforschung, Biographie und Gesellschaft, Bd. 1, Opladen, S. 103-124

Oswald, Hans (1997): Was heißt qualitativ forschen?, in: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore: Handbuch qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim, S. 71-87

P

Pfister, Gertrud; Gries, Sabine; Laps, Helene (1983): Bildungsverlauf, Situation und Lebensplanung von Doktorandinnen, in: Bock, Ulla; Braszeit, Anne, Schmerl, Christiane (Hg.): Frauen an den Universitäten, Frankf. a.M.

Q

Quatext-Infobrief (2001): Faltblatt des Institutes für Qualitative Sozialforschung e.V. Berlin. Kontakt über: Dr. Simone Kreher, PF 40 01 05 12631 Berlin e-mail: skreher@fh-nb.de

R

Rabe-Kleberg, Ursula (1990): Besser gebildet und doch nicht gleich. Frauen und Bildung in der Arbeitsgesellschaft, Bielefeld

Reichertz, Jo (1997): Objektive Hermeneutik, in: Honer, R.; Hitzler, A.(Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen, S. 31-55

Reuter, Julia et al. (2020): Vom Arbeiterkind zur Professur: Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen. Bielefeld

Richter, Dagmar (2000): Die Berücksichtigung des Geschlechts bei der Vergabe und Schaffung öffentlicher Ämter in der Wissenschaft. Tübingen

Riemann, Gerhard (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie, München

- Roloff, Christine (1989): Von der Schmiegsamkeit zur Einmischung. Zur Professionalisierung der Chemikerinnen und Informatikerinnen, Pfaffenweiler
- Rosenthal, Gabriele (1987): „... wenn alles in Scherben fällt“. Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1990): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“. Zur Gegenwärtigkeit des Dritten Reiches in erzählten Lebensgeschichten. Opladen
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erzählte und erlebte Lebensgeschichte, Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankf. a. M./New York
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographische Forschung, in: Schaeffer, Doris; Müller-Mundt, Gabriele: Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung, Bern, S. 133-147
- Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, 1. Aufl., Weinheim
- Rosenthal, Gabriele (2015): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, 5., aktualisierte und ergänzte Aufl., Weinheim
- Rosenthal, Gabriele (2021): „Wenn ich Widerstand merke, dann mache ich erst recht weiter...“, Gespräch mit Gabriele Rosenthal über ihre Geschichte als Biographieforscherin (mit Giorgos Tsiolis/Irini Siouti), in: Köttig, Michaela; Witte, Nicole (Hg.): Biographieforschung und Kollektivgeschichte, S. 18 - 36, Weinheim
- Rudolph, Hedwig; Rabe-Kleberg, Ursula (1988): „Bei gleicher Qualifikation ...“ Zum Konzept des Qualifikationsbegriffs und des „weiblichen Arbeitsvermögens“, in: Frauenforschung. Informationsdienst des Forschungsinstituts Frau und Gesellschaft, Jg. 6, H. 4, S. 3-5

S

- Schindler, Peter (1962): Die Stellung der Dozentin an wissenschaftlichen Hochschulen, in: Deutsche Universitätszeitung, Heft 11, S. 11-21
- Schlüter, Anne (1996): Die ersten Nachkriegsprofessorinnen und die Situation von Wissenschaftlerinnen bis in die siebziger Jahre, in: Opitz, Claudia, Kleinau, Elke (Hg.): Geschichte der Mädchen und Frauenbildung Bd.2, Frankf.a.M., S. 449- 464
- Schmarsow, Christine (1982): Zur Situation von Frauen im Hochschulbereich. Analyse und Ausblick, in: Mitteilungen des Hochschulverbandes 30, S. 33-36
- Schmerl, Christiane; Bock, Ulla (1983): Die Hälfte des Kuchens oder die ganze Bäckerei? Frauen in den Wissenschaften formulieren ihre Ansprüche nicht mehr nur auf Papier, in: Psychologie und Gesellschaftskritik, Heft 2/3, S. 112- 124
- Schmid, Pia (2008): Kommentar zum Beitrag: Nach der Gender-Forschung ist vor der Genderforschung, in: Casale, Rita; Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung, Bielefeld, S. 29-32
- Schröpfer, Kirsten (1997): Zweigeschlechtlichkeit als soziale Konstruktion. Die Diskussion um Judith Butler, Diplomarbeit am FB Erziehungswissenschaften, MLU Halle-Wittenberg
- Schultz, Dagmar; Hagemann-White, Carol (1990): Das Geschlecht läuft immer mit ... Die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren, Pfaffenweiler
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1, Frankf. a.M.

- Schütze, Fritz (1976): Zur linguistischen und soziologischen Analyse von Erzählungen, in: Internationales JB für Wissens- und Religionssoziologie, Bd.10, Opladen, S. 7-41
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Matthes, J. u.a (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg, S. 67-156
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis 3/1983, S. 283-293
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Strukturen autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, M. u.a. (Hg.): Biographie und sozial Wirklichkeit. Stuttgart, S. 78-117
- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien., in: Studienbrief der FernUniversität Hagen. KE 1. FB Erziehungs-, Sozial- und Geisteswissenschaften
- Schütze, Fritz (1995): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie, in: Krüger, H.-H.; Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen, S. 116-157 (Drucktext der Antrittsvorlesung an der Universität Magdeburg SS 1994)
- Schultz, Ulrike et al (2018): De jure und de facto: Professorinnen in der Rechtswissenschaft. Baden-Baden
- Schweiger, Hannes (2011): Das Leben als U-Bahnfahrt. Zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion, in: Fetz, Bernhard; Hemecker, Wilhelm (Hrsg.): Theorie der Biographie, Berlin, S. 311-316
- Schwengel, Markus (1995): Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg
- Seeling, Claudia (2000): Biographie: Abbild oder Konstrukt. Diplomarbeit im Fachbereich Erziehungswissenschaften, Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg (unveröffentlicht)
- Seifert, Ruth (1992): Entwicklungen und Probleme der feministischen Theoriebildung, in: Wetterer, Angelika: Traditionen(!)Brüche, Freib.i.Br.
- Selmer, Izabela (Hrsg.) (2003): Die biographische Illusion im 20. Jahrhundert: (Auto)Biographien unter Legitimationszwang, Bern
- Sgier, Irina (1994): Aus eins mach zehn und zwei lass gehn. Zweigeschlechtlichkeit als kulturelle Konstruktion. Zürich
- Smith, Dorothy E. (1989): Eine Soziologie für Frauen, in: List, E. (Hg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik, Frankf.a.M., S. 353-422
- Sommerkorn, Ingrid (1967): On the Position of Women in the University Teaching Profession in England. An Interview Studie of 100 Teachers. Dissertation, London
- Sommerkorn, Ingrid (1981a): Identität und Hochschule. Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation, Hamburg
- Sommerkorn, Ingrid (1981b): Frauen als Lehrende und Lernende an der Universität, in: Sommerkorn, Ingrid (Hg.): Identität und Hochschule. Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation, Hamburg
- Sommerkorn, Ingrid (1983): Frauen in der Universität, in: Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Bd. 10, Stuttgart, S. 501-509
- Strehmel, Petra (1997): Wissenschaftlerinnen mit Kindern: Strategien zur Vereinbarkeit von Familie und wissenschaftlicher Arbeit, in: Macha, Hildegard; Klinkhammer, Monika: Die andere Wissenschaft. Stimmen der Frauen an Hochschulen, Bielefeld, S. 113-129
- Strübing, Jörg (2004): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden

Symposium an der FU Berlin 30.11.-2.12.1983: Methoden in der Frauenforschung. Hrsg. Von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin, Frankf. a.M. 1984

Sylvain, Cabala; Balzer, Carsten (2008): Die SYLVAIN-Konventionen – Versuch einer geschlechtergerechten Grammatik-Transformation der deutschen Sprache. <https://bit.ly/2L5ljlj> (05.08.2021)

T

Thürmer-Rohr, Christina (1987): Aus der Täuschung in die Enttäuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen, in: dies.: Vagabundinnen. Feministische Essays, S. 38-56, Berlin

U

V

Vetter, Hermann (1961): Zur Lage der Frau und den westdeutschen Hochschulen, in: Ergebnisse einer Befragung von Mannheimer und Heidelberger Studenten, in: Kölner Zeitschrift für Biologie und Sozialpsychologie, S. 644-660

W

Wacquant, Loic (2003): Eine Grammatik der Praxis im Handeln, in: Papilloud, Christian: Bourdieu lesen. Einführung in eine Soziologie des Unterschieds, Bielefeld, S. 107-111

Weingarten, S.; Wellershoff, M. (1999): Die widerspenstigen Töchter. Für eine neue Frauenbewegung, Köln

Wenneras, Christine; Wold, Agnes (1997): Nepotism an sexism in peer-review, in: Nature 387, Mai 1997, S. 341-343

Wenneras, Christine; Wold, Agnes (2000): Vetternwirtschaft und Sexismus im Gutachterwesen, in: Kraus, Beate (Hg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung, Frankf.a.M., S. 107-120

Wernet, Andreas (2000): Einführung in die objektive Hermeneutik, Opladen

West, Candance; Zimmermann, Don H. (1987): Doing Gender, in: Gender an Society. Band 1, Nr. 2, S. 125-151

Wetterer, Angelika (1985): „Nein selbst beworben hätte ich mich nie“ – Zum Selbstverständnis von Wissenschaftlerinnen, in: Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Hg.), Frauenforschung. Beiträge zum 22. Deutschen Soziologentag, Frankf.a.M., S. 116-126

Wetterer, Angelika (1986): „Ja, geben tut's das, aber mir ist es nie passiert.“ Was sagen subjektive Diskriminierungserfahrungen über die objektive Situation von Wissenschaftlerinnen aus?, in: Clemens, Bäbel; Metz-Göckel, Siegrid et al (Hg.), Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung, Frankf. a.M., S. 273-291

Wetterer, Angelika (1989): „Es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend“ – Über die Planlosigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft, in: Bathe, Silvia; Biermann, Ingrid et al (Hg.), Frauen in der

Hochschule. Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb, Weinheim, S. 142-157

Wetterer, Angelika (1993): Professionalisierung und Geschlechterhierarchie: Vom kollektiven Frauenausschluss zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten, Kassel

Wetterer, Angelika (1995): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen, Frankf. a.M.

Wetterer, Angelika (2000): Ausschließende Einschließung. Marginalisierende Integration: Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen. Wien

Wobbe, Theresa (1996): Aufbrüche, Umbrüche, Einschnitte. Die Hürde der Habilitation und die Hochschullehrerinnenlaufbahn, in: Kleinau, Elke; Opitz, Claudia (Hg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung Bd. 2, Frankf. a.M., S. 342-353

X

Y

Z

Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hrsg.) (1984): Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der FU - Berlin vom 30.11.-2.12.1983, Frankf. a.M.

Anhang

Datenerhebungsteil/CD-ROM

Danksagung

Als erstes möchte ich mich bei meinen beiden Doktormüttern Prof. em. Pia Schmid und Prof. Martina Löw bedanken, die über die gesamte Zeit des Promotionsprozesses an mich geglaubt und mich unterstützt haben. Auch nach einer längeren Pause meiner wissenschaftlichen Arbeit waren sie stets bereit, mir mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Ihnen gilt mein besonderer Dank, auch dafür, dass sie damals bereits im Studium mit ihrem Vorbild und ihren Lehrveranstaltungen die Passion für die Geschlechterforschung in mir geweckt haben. Mein herzlicher Dank geht ebenso an Prof. Georg Breidenstein, der sich freundlicherweise spontan bereit erklärt hat, ein Gutachten zu erstellen und an Prof. Regina Radlbeck-Ossmann für wertvolle Hinweise. Ebenfalls danke ich meiner Mutter und Großmutter für solidarische Unterstützung in vielfältiger Weise. Sie haben mir Wurzeln und Flügel mitgegeben. Diese Arbeit würde es ohne die unerschütterliche Liebe und Hilfe eines besonderen Menschen nicht geben: Toralf Beier hat mir durch alle Zeiten hindurch Mut gemacht und mich aufgebaut, wenn es nicht mehr weiterzugehen schien. Hoffnung ist immer! Danke für dich!

Meiner Großmutter, die die Fertigstellung der Arbeit nicht mehr erleben konnte, widme ich diese.

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, keine anderen als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und die in den benutzten Werken wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Ort, Datum

Unterschrift